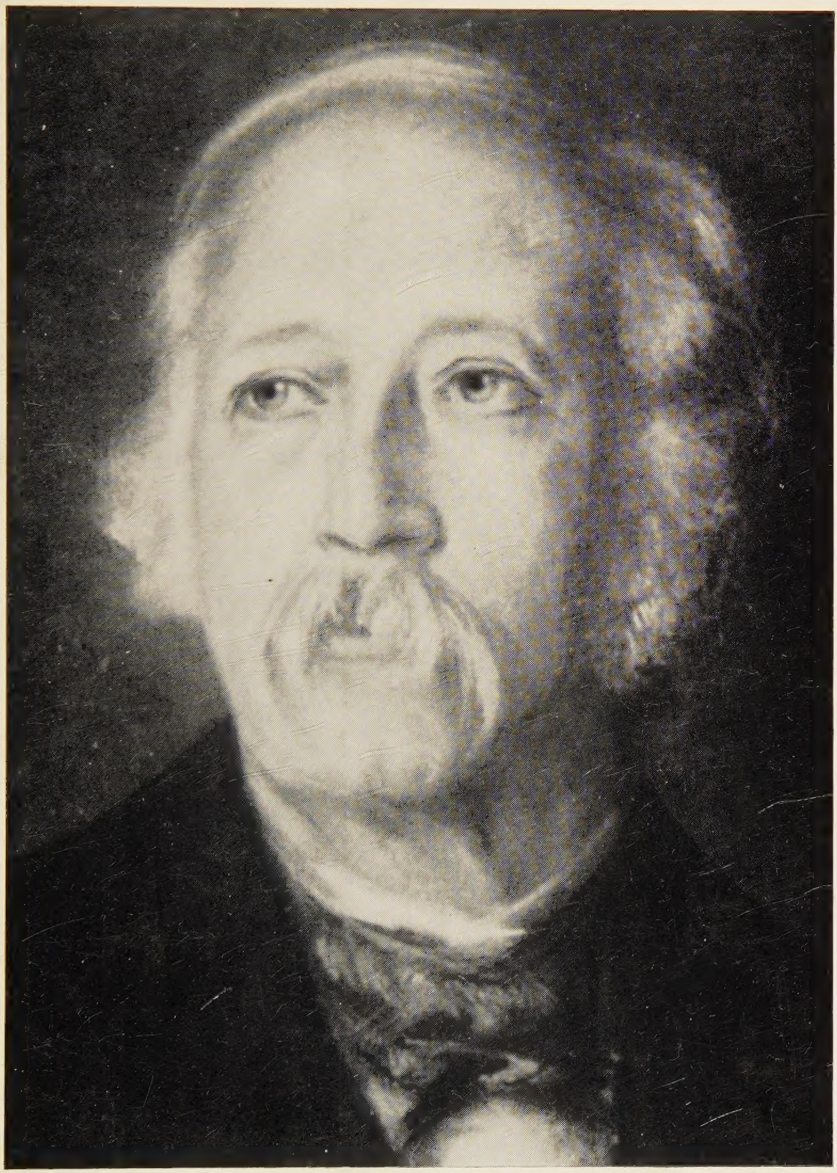


THEODOR FONTANE

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/theodorefontane0000vari

THEODOR FONTANE

Umschlagentwurf: Professor Carl Keidel

Umschlagbild: Theodor Fontane
Ölgemälde von Hanns Fechner
(Ausschnitt)

Vom 10. Mai bis 31. Oktober 1969 täglich geöffnet von 8 bis 18 Uhr,
vom 1. November bis 31. Dezember von 9 bis 17 Uhr

THEODOR FONTANE

1819 · 1969

Stationen seines Werkes

Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs
im Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N.

Sonderausstellungen des Schiller-Nationalmuseums
Katalog Nr. 20

Herausgegeben von Bernhard Zeller

Ausstellung und Katalog von Walther Migge

unter Mitarbeit von
Anneliese Hofmann und Ingrid Bode

In Kommission
Kösel Verlag KG München

Druck: Turmhaus GmbH Verlag und Druckerei Stuttgart
1969

Vorwort

Stendhal, bei aller Verschiedenheit des Typus wie Fontane ein skeptischer Geist, der zu Lebzeiten wenig Resonanz fand, war der Überzeugung, daß man ihn um 1900 entdecken und in seiner Bedeutung erkennen werde. Er behielt recht. Ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode setzte eine Woge enthusiastischer Lektüre und Würdigung des Dichters ein. Theodor Fontane sah dem Fortleben seines Werkes ungleich pessimistischer entgegen. Über die Jahrhundertwende hinaus würde es sich kaum retten lassen, und als Fazit bliebe die Einsicht: „An dem allen hast nur du selber eine kurze Freude gehabt, für die Welt war es ganz gleichgültig." Fontane irrte. Unaufhaltsam wuchs die Gemeinde seiner Leser wie auch die Weltgeltung als Romancier, und es scheint, als stehe ihm in der Gegenwart eine Blütezeit seines Wirkens bevor.

Vielschichtige, im Augenblick noch schwer ergründbare Motive mögen den Menschen unserer Tage ansprechen. Die Veröffentlichung bisher unbekannter Korrespondenzen differenzierte das Fontane-Bild und gab das Menschliche in seiner heimlichen Polemik, seinen Widersprüchen preis. Die Romane — davon zumeist unberührt — sind auf den ersten Blick ein zeitgebundenes Spiegelbild des preußischen fin de siècle. Die Kunst des Dichters aber entrückt sie historischen Daten und Kostümen. Fontanes „Sinn für Tatsächlichkeiten", seine Phrasenlosigkeit des Ausdrucks und der Empfindungen, die Fähigkeit, menschliche Tragikomödien hellsichtig scharf und doch mit verstehender Güte zu inszenieren, die „ironische Toleranz" und seine von Humor umspielte Illusionslosigkeit — dies können einige der Eigenschaften sein, die Fontane einer spröde kritischen Gegenwart näherbringen. Wahrscheinlich läßt sich die besondere Anziehung am besten in Worten wiedergeben, die er einmal seiner Tochter Mete schrieb: „Wir stecken schlimm drin; das heißt Mensch sein."

Der weite Radius von Fontanes literarischem Schaffen machte Begrenzungen innerhalb einer Ausstellung schon aus räumlichen Gründen notwendig. Der Untertitel „Stationen seines Werkes" bringt dies zum Ausdruck, eine Kon-

zentration auf Hauptlinien des dichterischen Werkes, ohne daneben Biographie und geschichtlichen Hintergrund aus den Augen zu verlieren. Den Lesern Fontanes etwas vom Fluidum seiner Gestalt und Zeit zu vermitteln, darin liegt ein Sinn der Ausstellung.

Einer der größten Verehrer Fontanes, der keine Gelegenheit versäumte, ihm zu huldigen, Thomas Mann, schrieb 1942 aus amerikanischer Emigration an eine Freundin, daß er wieder einmal „Effi Briest" lese „... mit unbeschreiblichem Vergnügen, trotz altmodischer Einschläge in seine Art zu erzählen. Er besitzt einen artistischen Zauber, für den ich mich immer wieder bis zum Entzücken empfänglich erweise, besonders im Dialog, der meist reine Plauderei, aber von unglaublichem Reiz und einer eigentlich sehr hohen Anmut der Führung und Stilisierung ist. Er entwickelte das merkwürdigerweise erst im Alter, wurde immer raffinierter, immer mehr Mann des Tonfall-Zaubers und der Un-oder doch Über-Sachlichkeit und erfüllte zuletzt auf die liebenswürdig-anspruchloseste Weise die Forderung Schillers an die Kunst, daß sie den Stoff durch die Form ‚verzehre'. Kennen Sie ihn eigentlich?"

Walther Migge

Inhalt

Vorwort 5

I. HUGENOTTEN IN DER MARK BRANDENBURG 11

II. FONTANE UND DER „TUNNEL ÜBER DER SPREE“

1. Der „Tunnel über der Spree“ in Berlin 30
2. Gedichte und Balladen 34
3. Der Freundeskreis 38

III. IN ENGLAND

1. London 63
2. Jenseit des Tweed. Walter Scott 72

IV. DER JOURNALIST 79

V. WANDERUNGEN DURCH DIE MARK BRANDENBURG 93

VI. CAUSERIEN ÜBER THEATER 121

VII. AUTOBIOGRAPHISCHES 139

VIII. DER ROMANCIER

1. Vor dem Sturm 151
2. Grete Minde · Ellernklipp 159
3. L'Adultera · Schach von Wuthenow · Cécile 163
4. Irrungen Wirrungen · Stine · Quitt 171
5. Unwiederbringlich · Frau Jenny Treibel 181
6. Effi Briest 185
7. Allerlei Glück. Bismarck 195
8. Die Poggenpuhls · Die Likedeeler 200
9. Der Stechlin 209

Neuere Fontane-Literatur (Buchvitrine) 219
Lebensdaten 221
Theodor Fontanes Werke in Erstausgaben 223
Nachwort 226
Register 231
Verzeichnis der Leihgeber 236
Verzeichnis der Abbildungen 237

Zur Benutzung des Katalogs

Zur Zeit gibt es zwei repräsentative Ausgaben der „Sämtlichen Werke" Fontanes, noch nicht völlig abgeschlossen, aber zu überwiegenden Teilen im Buchhandel erhältlich: die von Kurt Schreinert und Edgar Groß in der Nymphenburger Verlagshandlung, München, herausgegebene, von der bereits 22 Bände vorliegen und die von Walter Keitel besorgte im Carl Hanser Verlag, München, von der bisher 9 Bände erschienen sind. Um der Einheitlichkeit willen sind die Zitate der im Erscheinen fortgeschritteneren Ausgabe entnommen, der Nymphenburger (SW), die schon die für den Katalog wichtigen „Autobiographischen Schriften" und die „Causerien über Theater" enthält. Doch wurde auch die Hanser-Ausgabe herangezogen, vor allem der reiche Anmerkungsapparat von Walter Keitel.

Bei Datierungsfragen war der Band von Hermann Fricke „Theodor Fontane. Chronik seines Lebens" eine wichtige Hilfe.

Die Nummern hinter den einzelnen Stücken bezeichnen die Leihgeber; sie sind am Schluß des Katalogs genau angegeben. Alle Stücke ohne Nummern entstammen den eigenen Beständen.

Briefe, die sich im Besitz des Deutschen Literaturarchivs befinden, sind nach der Handschrift zitiert. Da es bisher noch keine vollständige Briefausgabe gibt, mußten die übrigen Briefe nach folgenden Ausgaben zitiert werden:

Briefe. Erste Sammlung. [Briefe an die Familie]. Vorwort: K.E.O. Fritsch. Bd 1—2. — Berlin, F. Fontane 1905. XII, 320; 342 S., 2 Taf.

Briefe. Herausgeber: Otto Pniower und Paul Schlenther. Zweite Sammlung. [Briefe an die Freunde]. Bd 1—2. — Berlin, F. Fontane 1910. XII, 420; XVI, 499 S., mit Abb.

Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn. Herausgegeben von Wilhelm Wolters. Mit 9 Bildern und einem Faksimile. — Berlin, Georg Bondi 1910. 136 S.

Der Briefwechsel von Theodor Fontane und Paul Heyse 1850—1897. Herausgegeben von Erich Petzet. — Berlin, Weltgeist-Bücher Verlags-Gesellschaft 1929. 276 S.

89 bisher ungedruckte Briefe und Handschriften. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Richard von Kehler. — Berlin, Elsner 1936. 127 S.

Theodor Fontane und Bernhard von Lepel. Ein Freundschaftsbriefwechsel. Herausgegeben von Julius Petersen. Bd 1—2. — München, Beck 1940. XX, 460; 475 S., 10 Taf.

Briefe an die Freunde. Letzte Auslese. Herausgegeben von Friedrich Fontane und Hermann Fricke. Mit 24 Bildnissen und einem Brieffaksimile. Bd 1—2. — Berlin, Grote 1943. 695 S.

Storm-Fontane. Briefe der Dichter und Erinnerungen von Theodor Fontane. Einführung und Erläuterung von Erich Gülzow. — Reinbek, Parus-Verlag 1948. 173 S.

Briefe an Georg Friedlaender. Herausgegeben und erläutert von Kurt Schreinert. — Heidelberg, Quelle & Meyer 1954. 400 S.

Von Dreißig bis Achtzig. Sein Leben in seinen Briefen. Herausgegeben von Hans-Heinrich Reuter. — Leipzig, Dieterich 1959. 607 S., 14 Taf.

Briefe in zwei Bänden. Ausgewählt und erläutert von Gotthard Erler. — Berlin, Weimar, Aufbau-Verlag 1968. IX, 514; 546 S. (Bibliothek deutscher Klassiker)

Briefe I. Briefe an den Vater, die Mutter und die Frau. Herausgegeben von Kurt Schreinert, zu Ende geführt und mit einem Nachwort versehen von Charlotte Jolles. Erste wort- und buchstabengetreue Edition nach den Handschriften. — Berlin, Propyläen-Verlag 1968. 353 S.

Das Photographieren der ausgestellten Stücke ist ohne Genehmigung der Museumsleitung nicht gestattet.

I

HUGENOTTEN IN DER MARK BRANDENBURG

Medaille zur Feier des zweihundertjährigen Bestehens
der Französischen Kolonie in Preußen

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde Frankreich von erbitterten Glaubenskämpfen zerrissen. Katholiken und Protestanten — die man dort Hugenotten nannte — befehdeten sich, von mächtigen Herren geführt, nicht nur mit Heerhaufen. Oft waren es Mord, Verrat und Heimtücke, die entscheidende Wendungen erzwangen und damit die Demoralisierung der kämpfenden Parteien nur zu weiteren Exzessen anstachelten. Ein großer Zeitgenosse, Michel de Montaigne, notierte in seinen „Essays": „Auf beiden Seiten allerdings spielt Gewalttätigkeit und Ehrsucht eine solche Rolle, ist die Maßlosigkeit und die Ungerechtigkeit so groß, daß man kaum glauben kann, es handle sich um ein Bekenntnis zu verschiedenen Religionen: so sehr gleichen sich die beiden Richtungen in ihrer sittlichen Einstellung." Im Jahre 1598 beendete König Heinrich IV. mit dem Edikt von Nantes die selbstmörderische Zerfleischung des Landes, indem er den Hugenotten Religionsfreiheit, politische Rechte und befestigte Enklaven bot — ein Pakt unter gleichberechtigten Partnern, ein zu diesem, von bösen Emotionen vergifteten Zeitpunkt ungewöhnlicher Akt staatsmännischer Weitsicht und Toleranz. Das Ansehen dieses Königs blieb bis in unsere Tage groß und ungetrübt (was für Deutschland das 1935/38 erschienene zweibändige Werk von Heinrich Mann bezeugen mag). Theodor Fontane hatte dem „bon roi Henri" schon in jungen Jahren ein heute verschollenes Epos gewidmet, und Jahrzehnte später nennt er ihn in seinem ersten großen Roman den liebenswürdigsten und zugleich französischsten aller Könige: „ein gallischer Kampfhahn, kein radschlagender Pfau, naiv, ritterlich, frei von Grandezza und

gespreizten Manieren" („Vor dem Sturm"). Nach Heinrichs Tod wurden die Rechte der Hugenotten wieder angefochten. Sie standen dem Streben französischer Politik nach einheitlicher Zentralgewalt im Wege, man empfand sie als „Staat im Staate", umsomehr als ihre machtvolle Partei nicht ohne politischen Ehrgeiz blieb. Hatte Richelieu die militärische Potenz gebrochen, so ließ sich Ludwig XIV. bestimmen, die konfessionelle Einheit wiederherzustellen. Unter Schikanen von drakonischer Härte, vor allem durch Einquartierungen einer randalierenden Soldateska in den Häusern der Hugenotten, versuchte man „Bekehrungen" zu erwirken. 1685 wurde das Toleranzedikt von Nantes aufgehoben, die Kirchen der Protestanten zerstört. Trotz Repressalien an den Grenzen setzte eine Massenflucht ein. Im Laufe der nächsten Jahre verließen einige hunderttausend Hugenotten die Heimat. Da sie sich allgemein durch bürgerliche Tüchtigkeit auszeichneten, war der Verlust für Frankreich groß, „un des grands malheurs de la France", schrieb Voltaire in seinem „Siècle de Louis XIV".

Die Aufzeichnungen einer jungen Französin, Suzanne de Robillard, über ihre Flucht aus Paris im Jahre 1685, unter den Warenballen eines Schiffes versteckt, können das Schicksal vieler dokumentieren. Dem Manuskript fügt sie in einer Abschrift den Fluchtbericht ihres späteren Gatten, Charles de la Motte Fouqué, Vater des preußischen Generals und Urgroßvater des Dichters, bei.

SUZANNE DE ROBILLARD, KURTZE NACHRICHT

Von meiner Flucht aus Frankreich, um in diese fremde Länder zu kommen, meine Gewißens Freiheit zu suchen, und unsere geheyligte Religion ausüben zu können.

Anschließend: Eine andere Nachricht von der Flucht aus Franckreich des Herrn Baron de la Motte Fouque von seiner eigenen Hand geschrieben und nach seinem Tode unter seine Papiere gefunden.

Eigenhändiges Manuskript

1685. Als die Dragoner in der Provintz von Saint Onge unter dem Commendo des Marechal von Boufleurs geschickt wurden, mit der Koniglichen Ordre, sie bey allen Edelleuten so wohl als bey denen Bürgern von der Reformirten Religion ein zuquartiren, welche die Röhmsch Catolische nicht annehmen und nicht in die Meße gehen wolten.

Ich hielte nicht für gut mich bey der Versamlung der Edelleute ein zu finden, welche Bey den Bischof von Xainte [Saintes] geschahe, wo der genante Marechal mit dem Graf Gernac, Lieutenant des Königs von der Provintz war. Und durch das beyspiel der Edelleute so daselbst so sich durch Drohungen oder Versprechungen überwinden ließen Befürchtete selbst mit unter zuliegen, also um diese Versuchungen zu vermeiden, glaubte ich es sey Beßer aus dem Königreiche zu fliehen und in fremde Länder das zu suchen was man mir in Franckrich raubte.

Die Auswanderung der Hugenotten bewirkte eine der glücklichsten und folgenreichsten Entscheidungen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Er bot den Réfugiés unter großzügigsten Bedingungen Heimatrecht in seinem Lande. Der Aufhebung des Ediktes von Nantes stellte er im selben Monat sein Edikt von Potsdam entgegen, worin Privilegien und Einwanderungshilfen aufgeführt waren, ein Dokument, das unter den Betroffenen in Frankreich bald von Hand zu Hand ging und in den folgenden Monaten einen gut organisierten Zustrom in die Mark Brandenburg lenkte.

FREDERICUS WILHELMUS, MARCHIO BRANDENBURGENSIS

Kupferstich von J. Brouver nach einem Gemälde von van Hondthorst (32)

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, Markgraf zu Brandenburg, des heil. Römischen Reichs Erzkämmerer und Churfürst ...
Thun kund und geben männiglichen hiermit zu wissen, nachdem die harten Verfolgungen und rigoureusen proceduren, womit man eine Zeithero in dem Königreich Frankreich wider Unsere der Evangelisch-Reformierten Religion zugethane Glaubens-Genossen verfahren, viel Familien veranlasset, ihren Stab zu versetzen, und aus selbigem Königreiche hinweg in andere Lande sich zu begeben, daß Wir dannenher aus gerechtem Mitleiden, welches Wir mit solchen Unsern, wegen des heiligen Evangelii und dessen reiner Lehre angefochtenen und bedrengten Glaubens-Genossen billig haben müssen, bewogen werden, mittels dieses von Uns eigenhändig unterschriebenen Edicts denenselben eine sichere und freye retraite in alle unsere Lande und Provincien in Gnaden zu offeriren, und ihnen daheneben Kunde zu thun, was für Gerechtigkeiten, Freyheiten und Praerogativen Wir ihnen zu concediren gnädigst gesonnen seyen, umb dadurch die große Noth und Trübsal, womit es dem Allerhöchsten nach seinem allein weisen unerforschlichen Rath gefallen, einen so ansehnlichen Theil seiner Kirche heimzusuchen, auf einige Weise zu subleviren und erträglicher zu machen.

Aus dem Potsdamer Edikt vom 29. Oktober 1685.
Zitiert nach Eduard Muret, Geschichte der Französischen Kolonie in Brandenburg-Preußen. Berlin 1885, S. 301

War das Edikt des Kurfürsten ein Akt der Solidarität gegenüber bedrohten Glaubensbrüdern, so sprach daneben auch ein großes Maß politischer Klugheit mit. Durch die Hugenotten kamen Wirtschaftszweige in die Mark, die man dort bis dahin nicht kannte und die das vom Dreißigjährigen Krieg ausgeblutete und verarmte Land dringend nötig hatte. Die preußischen Seiden-, Woll- und Ledermanufakturen stammen aus der Zeit der französischen Einwanderer. Bald konnte sich die Berlinerin in heimischen Stoffen präsentieren. Gold- und Silberschmiede, Zinngießer und Handschuhmacher, Tapeten-, Glas- und Spiegelfabrikanten brachten einen ersten Hauch von Luxus in die kurfürstliche Residenz an der Spree, wozu nicht zuletzt auch die verfeinerten Manieren der Réfugiés beitrugen.

Französische Refugiés hatten eine Zufluchtsstätte gefunden und ihre Sitte, ihr Kunstfleiß begannen der alten Mark plötzlich ein neues Ansehen, ein helleres Licht zu geben, als habe das dunkle alte Tannenland über Nacht sein Kleid gewechselt.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg. IV. SW, Bd 12, S. 436

Die wichtigsten „Kolonien" — wie man die Gemeinschaften der Hugenotten nannte — befanden sich in Berlin, Potsdam, Rheinsberg, Stendal und Frankfurt an der Oder.

Nach 1680 betrug die Einwohnerzahl Berlins nicht voll 10 000, zu denen sich bald darauf, nach Aufhebung des Edikts von Nantes, über 5000 französische Refugiés gesellten, so daß damals jeder dritte Mensch in Berlin ein Franzose war. Dieß mag die Erscheinung erklären, daß so vieles im Berlinerthum bis diesen Tag an französisches Wesen, ja oft mehr an französische als deutsche Eigenart erinnert; es erklärt auch ferner den Umstand, daß die sogenannte französische Colonie bis zu Anfang dieses Jahrhunderts, also ungefähr 120 Jahre hindurch, ihre Sprache und Sitte in einer nominell deutschen Stadt siegreich bewahren konnte.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg. IV. SW, Bd 12, S. 420

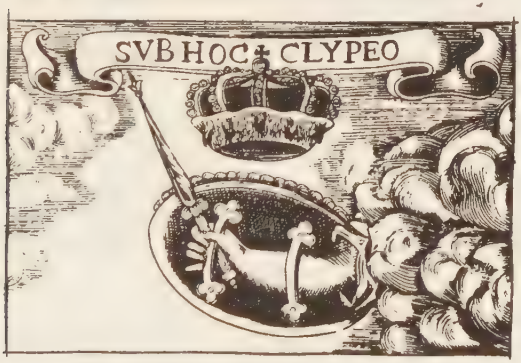
Die Hugenotten gehörten zu jener Richtung des Protestantismus, die wie die „Reformierten" Brandenburgs in dem Genfer Jean Calvin ihren Lehrmeister sahen. Zupackende Tüchtigkeit in der Gemeinschaft gehörte zum Wesen ihrer religiösen Überzeugung. Aus calvinistischem Ethos heraus, von einer Ideologie der Arbeit besessen und zu strenger Selbstkontrolle erzogen, erlangten sie in kurzer Zeit dominierende Stellungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, ein nicht wegzudenkendes Ferment in der Kultur des Landes.

CHARLES ANCILLON, HISTOIRE DE L'ETABLISSEMENT DES FRANÇOIS REFUGIEZ DANS LES ETATS DE SON ALTESSE ELECTORALE DE BRANDEBOURG

Berlin 1690 (35)
Aus der Familie des Verfassers stammte eine Reihe Juristen, Theologen, auch ein Staatsminister in preußischen Diensten.

Die große Bedeutung der französischen Einwanderung von 1685 ist unbestreitbar, und unbestreitbar auch, daß sie sich zum Segen für Stadt und Land gestaltete. Die Refugiés waren Muster von Loyalität, ohne je servil zu werden, und gaben ein gutes Beispiel nach mehr als einer Seite hin ... Alles, was damals aus Frankreich kam, waren keine parisischen, sondern puritanische Leute, steif, ernsthaft, ehrpußlich, was sie vielfach bis auf

HISTOIRE
DE
L'ETABLISSEMENT
DES
FRANÇOIS REFUGIEZ
DANS LES ETATS DE
SON ALTESSE ELECTORALE
DE BRANDEBOURG.



A BERLIN,
Chez ROBERT ROGER, Imprimeur & Libraire de Son Alteſſe Electorale.

M. DC. LXXXX.

diesen Tag geblieben sind. Ihr Haupteinfluß, neben feineren Umgangsformen, für die sie das Vorbild gaben, war ein gewerblicher; sie führten vieles ein, was bis dahin gar nicht da war, und anderes hoben sie durch ihre Geschicklichkeit und ihren Geschmack auf eine höhere Stufe. Die Vornehmeren, deren es auch eine beträchtliche Zahl gab, legitimierten sich auf geistigen Gebieten, und einige, wie Jordan, Erman, Fouqué, Forcade, Ancillon, Lecoq, Lancizolle und Michelet, spielten als Lehrer und Kanzelredner, als Militärs, Juristen und Staatsmänner eine Rolle. Dazu kamen Baumeister und Dichter, wie Gontard und der jüngere Fouqué, ein Enkel des Generals.

Die Märker und das Berlinertum. — In: Aus dem Nachlaß. Hrsg. von Josef Ettlinger. Berlin 1908, S. 298

Fontane hätte von den Dichtern hugenottischer Abstammung auch Willibald Alexis, Luise von François und Otto Roquette nennen können. Besondere Bedeutung für ihn hatte Willibald Alexis. Er hieß eigentlich Heinrich Georg Wilhelm Häring (von französisch Harenc) und war einer der ersten in der Nachfolge Walter Scotts, der dem historischen Roman literarischen Rang gab. Die Themen seiner Bücher entnahm er zum größten Teil der brandenburgischen Geschichte. Seine Figuren parlieren schon mit jener angespielten Direktheit und individuellen Färbung, die auf den Autor von „Vor dem Sturm" weisen. Fontane war ihm als Kind noch persönlich zwischen den Dünen von Heringsdorf begegnet. 1873 widmete er ihm in der von Julius Rodenberg herausgegebenen Zeitschrift „Salon" einen Essay in der ihm eigentümlichen Mischung aus Bewunderung und Kritik, die immer dann Feder führt, wenn innere Verwandtschaft mitspricht. Seine Charakteristik von Alexis ist oft ein Blick in den Spiegel, auch wenn er ein zeitgenössisches Urteil wiedergibt:

Das „alle Dinge haben zwei Seiten" war in ihm zu Fleisch und Blut geworden; er war wie doppelsichtig und sah Avers und Revers der Medaille zu gleicher Zeit. Eine wunderbare Mischung von Vertrauen, Spott, Zweifel ...

Aus: Willibald Alexis. — In: Literarische Essays. SW, Bd 21, I, S. 172

Im lockeren Jargon eines Briefes nennt er ihn spontan „eine ganz große Nummer" (an Heinrich Jacobi. Berlin, 5. Januar 1895).

WILLIBALD ALEXIS (1798—1871)

Stahlstich von G. Alboth nach einer Zeichnung von A. Korneck, 1841 (12)

WILLIBALD ALEXIS, BERICHT FÜR DAS MORGENBLATT FÜR GEBILDETE STÄNDE

Eigenhändiges Manuskript. Berlin, Januar 1842

Über Zustände im kulturellen und politischen Leben von Berlin

WILLIBALD ALEXIS, CABANIS

Roman in sechs Büchern

Berlin 1832 (36)

Die Anregung zu diesem Roman erhielt Alexis durch Briefe und Aufzeichnungen aus der französischen Kolonie.

Ohne Zweifel waren die Refugiés weit gebildeter als die wackern Brandenburger, in deren verwüstetem Lande der große Kurfürst Friedrich Wilhelm ihnen ein Asyl eröffnete. Es müssen auch geistesstarke Männer und Frauen gewesen sein, die um ihre Ueberzeugung den väterlichen Fluren, dem theuren Heerd, Wohlstand, Freunden und Verwandten den Rücken kehrten. Es brauchte keiner äussern Auszeichnung, um sie höher zu stellen, es verstand sich von selbst, daß sie zusammen hielten. Aber man hatte ihnen nun einmal im Sinne des Zeitalters eigene Kirchen, eigene Prediger, sogar einen eigenen Gerichtsstand gegeben. Ihre Kinder und Kindeskinder sahen nun eine Nothwendigkeit darin, dies ehrende Verhältniß fortzusetzen und zu bleiben, was ihre Väter waren ...

Willibald Alexis, Cabanis. Berlin 1832, S. 67 f.

FRIEDRICH BARON DE LA MOTTE FOUQUE (1777—1843)

Zeitgenössischer Kupferstich (12)

FRIEDRICH BARON DE LA MOTTE FOUQUE, DER REFUGIE ODER HEIMATH UND FREMDE

Ein Roman aus der neueren Zeit

Gotha und Erfurt 1824 (30)

OTTO ROQUETTE (1824—1896)

Photographie von Franz Backofen, Darmstadt

Ein heute vergessener, mit Fontane befreundeter Autor, dessen Epos „Waldmeisters Brautfahrt" (1851) damals viel gelesen wurde.

Dieser kleine schwarzhäutige, schwarzäugige, schwarzkrause Franzose aus Ostpreußen war das reine Quecksilber. Er stand auf der wohlverdienten Höhe des Ruhmes, die er auf einen Schlag mit seinem köstlichen Gedicht „Waldmeisters Brautfahrt" gewonnen, und hielt sich nun in allerlei Arbeiten in Berlin auf. Die Liebenswürdigkeit und die Leichtbeweglichkeit selbst! ... Er war bon garçon et bon camarade im besten Sinn des Wortes. Auch er verkehrte gar gütig mit mir „tumbem" Knaben: nur konnte sein französisch-lyrisch-waldmeisterisches Blut schlechthin die Pedanterie nicht begreifen, mit

der ich ausnahmslos in jede Vorlesung ging, und überhaupt die festgestellte Arbeits- und Stundenordnung einhielt.

Felix Dahn, Erinnerungen. Bd 2, Leipzig 1891, S. 443

Die Familienchronik in seinen Memoiren „Siebzig Jahre" ist zugleich ein Stück Hugenottengeschichte.

OTTO ROQUETTE, GEDICHTE

Des Liederbuches zweite, durchaus veränderte und vermehrte Auflage

Stuttgart 1859

OTTO ROQUETTE, DER BOHNENKÖNIG

Eigenhändiges Gedicht. 1850

LUISE VON FRANÇOIS (1817—1893)

Nach einem Holzschnitt (29)

LUISE VON FRANÇOIS, DIE KRIPPE

Eigenhändiges Manuskript

Die Besonderheit hugenottischer Herkunft prägte auch die Kindheit Theodor Fontanes, der am 30. Dezember 1819 in der Bilderbogen-Stadt Neuruppin geboren wurde. Vater und Mutter kamen aus der „Kolonie" der in Berlin lebenden Franzosen. Mit Hugenottenkindern zusammen saß er auf Schul- und Konfirmandenbänken. Zu Hause erzählte der Vater seine geliebten Napoleon-Anekdoten auf französisch, „eine noch ganz von Réfugié-Traditionen erfüllte Franzosen-Kolonie-Familie, deren Träger und Repräsentanten meine Eltern waren" (Meine Kinderjahre).

DIE ELTERN

Emilie Fontane, geb. Labry — Louis Henri Fontane

Nach zeitgenössischen Silhouetten

Nicht weit von der Rhonemündung, auf dem etwa zwischen Toulouse und Montpellier gelegenen Gebiet, stoßen von Westen her die Vorlande der Gascogne, von Norden und Osten her die Ausläufer der Cevennen zusammen, und auf diesem verhältnismäßig kleinen Stück Erde, wahrscheinlich im jetzigen Departement Hérault oder doch an seiner Peripherie, waren

DIE ELTERN THEODOR FONTANES
nach zeitgenössischen Silhouetten

meine Vorfahren, väterlicher- wie mütterlicherseits, zu Hause. Nächste Nachbarn also. Weil sich indessen auf diesem engen Raume zwei grundverschiedene Volksstämme berühren, so darf es nicht sonderlich überraschen, daß „mes ancêtres", trotz räumlicher Nachbarschaft, dieser Stammesverschiedenheit entsprachen, eine Verschiedenheit, die, völlig unbeeinflußt durch die inzwischen erfolgte Verpflanzung ins Brandenburgische, sich auch noch in meinen Eltern zeigte: Mein Vater war ein großer stattlicher Gascogner voll Bonhomie, dabei Phantast und Humorist, Plauderer und Geschichtenerzähler, und als solcher, wenn ihm am wohlsten war, kleinen Gasconnaden nicht abhold; meine Mutter andrerseits war ein Kind der südlichen Cevennen, eine schlanke, zierliche Frau von schwarzem Haar, mit Augen wie Kohlen, energisch, selbstsuchtslos und ganz Charakter, aber, wie schon in dem Einleitungskapitel erzählt, von so großer Leidenschaftlichkeit, daß mein Vater halb ernst-, halb scherzhaft von ihr zu sagen liebte: „Wäre sie im Lande geblieben, so tobten die Cevennenkriege noch." ... Gascogne und Cevennen lagen für meine Eltern, als sie geboren wurden, schon um mehr als hundert Jahre zurück, aber die Beziehungen zu Frank-

reich hatten beide, wenn nicht in ihrem Herzen, so doch in ihrer Phantasie, nie ganz aufgegeben. Sie repräsentierten noch den unverfälschten Kolonistenstolz.

Meine Kinderjahre. SW, Bd 14, S. 17 f.

Diesen Kolonistenstolz seiner Eltern hatte Fontane nicht mehr. Alles, was auch nur den Anflug von Partei oder Sektierertum hatte, war ihm wesensfremd. Doch unterschied er sich von den alteingeborenen Märkern durch den „Tropfen Voltaire" im Blut, wie Wilhelm Bölsche beobachtete. Und Fontane selbst war sich bewußt, daß die Freude an Esprit und Causerie von seiner französischen Abstammung herkam. Noch der Siebzigjährige nannte sich eine Mischung aus Märker und Gascogner (an Maximilian Harden. 17. Dezember 1889).

In seinem ganzen Wesen war Fontane ein Kind jenes Mischreiches zwischen zwei Nationen, das nie auf der Karte, sondern nur ab und zu in einzelnen Gehirnen bestanden hat...

Wilhelm Bölsche, Hinter der Weltstadt. Leipzig 1901, S. 42

THEODOR FONTANE

Kreidezeichnung von Georg Friedrich Kersting, Dresden 1843 (10)

Fontanes Verhältnis zum Frankreich seiner Zeit war freilich sehr distanziert. Zu tief schon ging bei dem Sänger preußischer Historie die Verwurzelung im Deutschen. Er kannte nicht das Schwanken zwischen zwei Vaterländern, das zeitweise Chamisso quälte; wobei zu bedenken ist, daß der Dichter des „Schlemihl" erst 1790, durch die Französische Revolution vertrieben, nach Deutschland kam und danach wieder die Möglichkeit hatte, in die heimatliche Champagne zurückzukehren, der französischen Gegenwart also ungleich näher verbunden war als Fontane. Schlecht gelaunt und nörgelnd reagierte dieser bei seinem ersten Paris-Besuch auf die ville lumière. Nichts war recht. Sein Französisch soll nach eigenem Geständnis nicht besonders gut gewesen sein, die Kenntnis der Literatur hatte große Lücken. Weder Balzac noch Stendhal gehörten zu seiner Lektüre. Nur von Zola und Flaubert kannte er einiges. Nicht Balzac, Scott war ihm der große Romandichter des Jahrhunderts, „der Shakespeare der Erzählung". England war das gelobte Land, englischer Lebensstil zog ihn an, englische Dichter waren seine Lehrmeister. Erst als Fontane 1870/71 Frankreich als Kriegsgefangener in einer für ihn sehr gefährlichen Situation wiedersah, erwachte das chevalereske Gefühl für Land und Volk seiner Ahnen. Er wurde in Deutschland der Gallomanie verdächtigt, weil er in dem Buch über seine Kriegsgefangenschaft nicht der allgemeinen Feindpsychose verfiel.
Während der Befreiungskriege klagte der Dichter Fouqué, auf deutscher Seite kämpfend, über die Heftigkeit, zu welcher sein „rasches Französisches Blut" ihn allzu häufig fortriß. Dieses Temperament, mit gallischer Ironie

gewürzt, konnte auch bei Fontane zwischen märkischen Poeten, Journalisten, Bürokraten und Gutsbesitzern durchbrechen, vor allem aber in seinen Briefen. Es war ein unterirdischer Strom, dessen er sich zuzeiten bewußt wurde.

THEODOR FONTANE AN EMILIE FONTANE

Eigenhändiger Brief. Berlin, 30. September 1888 (31)

Wie stolz und wie glücklich bin ich, daß „meiner Ahnen Wiege" in Languedoc, ja sogar in der Gascogne gestanden hat. Uebrigens bist Du auch da her; Toulouse und Montpellier liegen bei einander.

Für die Zweihundertjahrfeier der Berliner „Kolonie" im Jahre 1885 schrieb Fontane einen Prolog. Es war freilich nicht mehr die ursprünglich so selbstbewußte, in sich geschlossene Gemeinschaft. Sie hatte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts durch weitgehende Assimilation an die deutsche Umwelt immer mehr zu einem Verband von vereinsmäßigem Charakter gewandelt, was die Festschrift anschaulich dokumentiert.

RICHARD BERINGUIER, AUSFÜHRLICHE BESCHREIBUNG DER FEIER ZUM 200JÄHRIGEN GEDÄCHTNISSE

des Ediktes von Potsdam (29. Oktober 1685) begangen von den französisch-reformirten Gemeinden in Brandenburg-Preußen

Berlin 1885 (21)

Enthält den Prolog von Theodor Fontane.

... in seinem Wesen einten sich steife Märkergradheit und an Rabelais und Voltaire gemahnender esprit gaulois; und es war seltsam zu sehen, wie die beiden Seelen mit einander kämpften, Waffenstillstände schlossen und es schließlich schien, als habe an der Geburtstätte dieses Einzigen, der wie ein Franzos lachen und wie ein Deutscher träumen konnte, die Dordogne den Lauf der Oder gekreuzt.

Maximilian Harden, Fontane. — In: Die Zukunft Bd 25 (1898)

Unbestreitbar bleibt, daß diese hugenottischen „Mischlinge" zum Salz der Literatur gehört haben ... Ohne das Pathos der europäischen Idee zu bemühen und jenseits aller hypothetischen Ahnenspekulation, treten hier gern übersehene innere Zusammenhänge hervor, die in dieser oder jener Mischung ihre Bewährungsprobe im Leben der verschiedenen Völker abgelegt haben.

Robert Minder, Über eine Randfigur bei Fontane. In: Robert Minder, Hölderlin unter den Deutschen und andere Aufsätze zur deutschen Literatur. Frankfurt/M. 1968, S. 61 f.

II

FONTANE
UND „DER TUNNEL ÜBER DER SPREE"

Nach Schuljahren in Swinemünde und Neuruppin, nach den Lehrzeiten als Apotheker in Berlin, Leipzig und Dresden wurde Berlin die Stadt, in der Fontane, von einigen Aufenthalten in England unterbrochen, bis zu seinem Tode lebte. Als er sie 1833 mit 14 Jahren zum ersten Mal sah, war es noch eine stille, von Baumalleen durchzogene, von Wiesen und Kornfeldern umrahmte Stadt, der die Bauten Schinkels ein klassizistisch vornehmes Gesicht gaben. Fontane erlebte in einem halben Jahrhundert die rasche Entwicklung zur Welt- und Industriestadt. Trotz gelegentlich temperamentvoller oder verdrießlicher Kritik wurde sie ihm zur Heimat. Eine Reihe seiner Novellen und Romane spielt hier. Fontane und Berlin sind untrennbar.

BERLIN

Kolorierter Stahlstich, um 1840

PROSPECT VON DER LANGEN BRÜCKE AUS IN BERLIN

Kolorierter Stahlstich von Joh. Poppel

Es gibt nirgends in der Welt, auch in Frankreich nicht, so wenig eine „exklusive Gesellschaft" wie hier bei uns. Geburt, Reichtum, Rang, Talent und Wissen vertragen sich hier in wunderbarer Weise, und Graf Arnim, mit einem halben Fürstentum hinter sich, verkehrt mit dem Lokomotivenbauer Borsig oder mit Professor Dove völlig ebenso wie mit seinesgleichen. Ja, ich muß es bekennen, wir haben von diesem Nivellement zuviel und kranken an einer Impietät, die bereits der Ankergrund war und wieder sein wird, drauf die Revolution (bei uns ein reiner Einwanderer) ihre Haken auswirft.

Theodor Fontane an Theodor Storm. Berlin, 2. Mai 1853

Wie man auch über Berlin spötteln mag, wie gern ich zugebe, daß es diesen Spott gelegentlich verdient, das Faktum ist doch schließlich nicht wegzuleugnen, daß das, was hier geschieht und nicht geschieht direkt eingreift in die großen Weltbegebenheiten. Es ist mir Bedürfniß geworden, ein solches Schwungrad in nächster Nähe sausen zu hören, auf die Gefahr hin, daß es gelegentlich zu dem bekannten Mühlrad wird.

Theodor Fontane an Paul Heyse. Berlin, 28. Juni 1860

Durch Vermittlung von Gustav Schwab waren Gedichte Fontanes, darunter die „Preußenlieder", im „Morgenblatt" erschienen. Als ehemaliger „Poetischer Beirat" des Blattes und durch die Freundschaft mit dessen Verleger Georg von Cotta hatte Schwab noch immer großen Einfluß auf die Produktion des Verlages. Fontane wollte ihm durch einen kurzen Lebenslauf lebendigere Vorstellungen von sich geben.

THEODOR FONTANE AN GUSTAV SCHWAB

Eigenhändiger Brief. Berlin, 18. April 1850

Ich bin 30 Jahr alt, im märkischen Sande geboren, an der Ostsee großgezogen, und meines Standes — Apotheker. Warum ich das bin? Mein Vater sprach: „car tel est notre plaisir"; zudem war er selbst Apotheker; ein andrer Grund liegt nicht vor. Mit 16 Jahren trat ich in die Lehre; mein Lehrherr war human; meine eigensten Neigungen stießen nicht geradezu auf Widerstand, so hielt ich aus. Zwanzig Jahr alt kam ich nach Leipzig. Mit jener nur der Jugend eigenen Unverwüstlichkeit, setzte ich es durch, bei Tage Geschäftsmann, bei Nacht ein Mittelding von Student und Literat zu sein. Burschenschafter, so wie Schriftsteller siebenten Ranges wurden mein Umgang. Zahlungsunfähige Buchhändler standen im Hintergrunde und tauschten gegen jammervolle Schmeicheleien wahre Massen von pathetischen Freiheitsgedichten ein. Einer, mein besondrer Protektor, bot mir die Redaktion eines belletristischen Blattes an und ich, ehrlich genug, um auch Andre für ehrlich zu halten, schlug ein, kündigte meine Stellung, und war fest entschlossen, wie fast jeder Zweiundzwanzigjährige, der das Leipziger Pflaster tritt, „unter die Literaten zu gehn". Gnädige Götter hatten es anders bestimmt. Mein Protektor war ein Lump und brach sein Wort; ich bin ihm dankbar dafür. Augenblicklich freilich war die Verlegenheit groß. Wiedereintreten in eine eben aufgegebene Stellung, das ließ ein verzeihlicher Dünkel nicht zu; was war zu thun? Ich beschloß Medicin zu studiren, kehrte ins elterliche Haus zurück, und saß, zu Absolvirung des Abiturienten-Examens, emsig über Cicero und Tacitus, Mathematik und Algebra, nur dann und wann einen Blick in Hamlet oder Macbeth werfend, um meine gelangweilte Seele an andrer Speise zu erquicken. Wohl möglich, daß jetzt bereits „Doctor, praktischer Arzt und Geburtshelfer" an meinem Klingelschilde stünde, wenn mich nicht das Gesetz allgemeiner Wehrpflichtigkeit beim Schopf genommen und in ein Garde-Regiment gesteckt hätte. Diese Unterbrechung meiner Studien entschied über mein Studium überhaupt. Ich gab alles weitre Ankämpfen gegen mein Schicksal auf, und beschloß reumüthig in die Arme der edlen Apothekerkunst zurückzukehren. — Mit diesem Entschlusse wurde mir eine Ruhe zu Theil, die bald anfing auf meine poëtischen Arbeiten den besten Einfluß zu üben. Eine, trotz meiner Grenadierschaft nach England unternommene Reise kam dazu; ich sah und erlebte was, und allmälig alles bloße Pathos über Bord werfend, brachte ich es endlich bis zu wirklichen Gedichten. Der Wener- und Wettersee, Towerbrand, ein Jäger, u. mehre andre sind aus jener Zeit.

Doch ich werde zu breit; fass ich die letzten 5 Jahre kurz zusammen. Ich habe sie mit Rezept- und Versemachen ehrlich hingebracht. Wurde mir's mit dem tag- und nachtgequälten Leben in der Apotheke zu viel, so ging ich ein Vierteljahr aufs Land, und die, in der Stadt aufgespeicherten Stoffe vornehmend, war ich im Hause meiner Eltern und Freunde ein gern gesehner Gast. Es kamen freilich auch trübe, s e h r trübe Stunden, und der heimathliche Boden wäre schwerlich noch unter meinen Füßen, wenn ich nicht in-

zwischen mich verlobt und aus inniger Liebe zu meiner Braut jeden übereilten Schritt unterlassen hätte.

So liegen die Sachen noch. Ich habe längst erkannt, daß es sich um das S e i n und nicht ums S c h e i n e n handelt. Der Hochmuth ist jetzt Ferne von mir, über den Apotheker hinaus zu wollen. Aber es geht auch damit nicht: meine Vermögenslosigkeit macht mir den Ankauf einer Apotheke unmöglich; so daß ich, nach gerade den Hafen ersehnend, angefangen habe mich nach Andren umzuthun. Von meiner Feder leben k a n n ich weder, noch w i l l ich es; auch glaub ich, es sind nicht die schlechtesten, die dies ehrliche Geständniß ablegen. Mein Streben geht nach einer subalternen Stellung im Unterrichts-Ministerium. Trügen meine Aussichten wieder, so sei es drum; ich bin seit Jahren daran gewöhnt meine Hoffnungen hinauszutragen.
Ich schließe. Von meinem persönlichen Jammer lebt wenig in meinen Gedichten. Gott sei Dank! Die Ferne hat den Reiz, und gerade vom Pillenmörser aus ist das sich Anklammern an die Percies und Douglasse psychologisch richtig.

THEODOR FONTANE

Bleistiftzeichnung von Luise Kugler. Berlin, 29. Mai 1853

Luise, Schwester von Franz Kugler, war Blumenmalerin. In der Familie des Bruders zeichnete sie häufig die Profile der Gäste in ihr Skizzenbuch.

... ein Mann in der Vollblüte der Jahre, hoch aufgeschossen, so hoch und schlank, daß Brust und Schulter fast zu schmal geraten aussahen; ein bleiches langgezogenes Gesicht mit blitzenden, dunkelblauen Augen war umflutet von einer Fülle seidenweichen schwarzen Haares. Die ganze Gestalt so geschmeidig und so vornehm wie die eines englischen Knight of Perrys Relics.

Felix Dahn, Erinnerungen. Bd 2, Leipzig 1892, S. 432

Das schönste Feuer und die blühendsten Einfälle hatte dann Theodor F o n t a n e; auch sein schwungvoller Vortrag war siegreich, und seinem ausdrucksvoll mitredenden, schön niederhängenden Schnurrbart kam kein anderer gleich.

Adolf Wilbrandt, Aus der Werdezeit. Stuttgart, Berlin 1907, S. 61

1. „Der Tunnel über der Spree" in Berlin

In der knappen Bestandsaufnahme für Gustav Schwab wurde eine glückliche Fügung nicht berührt: daß Fontane mit seinen poetischen Arbeiten in Berlin nicht allein gelassen war, daß er Resonanz, Bewunderung und fördernde Kritik in einem Kreis gleichgesinnter Männer gefunden hatte. Er wurde in den „Berliner Sonntagsverein" aufgenommen, der als „Tunnel über der Spree" in die Literaturgeschichte einging.

Wie Fontane in einem Brief an Storm schrieb, herrschte in Berlin ein Klima, das Menschen aller Stämme, Stände und Berufe miteinander in Fühlung brachte. 1824 schon hatte der Kriminalrat Eduard Hitzig, Freund und Biograph E. T. A. Hoffmanns, die „Mittwochs-Gesellschaft" gegründet, in der sich „die wirklichen Dichter und die vorzüglichsten Geister" Berlins zusammenfanden, darunter Eichendorff, Fouqué, Chamisso, Gaudy und Alexis.

Der „Tunnel" wurde 1827 von Moritz Saphir, einem boshaft witzigen Journalisten ungarischer Provenienz, gegründet, der sich damit eine Hausmacht und beflissene Federn für seine Berliner Blätter schaffen wollte. Die Anregung zu dem Namen gab der Tunnel u n t e r der Themse, der damals entstand und als technisches Wunder bestaunt wurde. Rudolf Löwenstein, Herausgeber des „Kladderadatsch" schrieb das Bundeslied:

„Zu London unter der Themse
Der mächtige Tunnel liegt . . ."

Vorbild war der Wiener Literatenklub „Ludlamshöhle". Von ihm stammte das leicht karnevalistische Zeremoniell. Till Eulenspiegel, der weise Narr, wurde zum Schutzpatron gewählt. Der Vorsitzende hieß „Angebetetes Haupt". Sein Szepter war der mit einer vergoldeten Eule gekrönte Stab. Das Aufstoßen mit diesem Stabe eröffnete und schloß die Sitzung. Jedes „Tunnel"-Mitglied erhielt einen Vereinsnamen, zumeist aus den Bereichen der Literatur und Kunstgeschichte. Standesunterschiede gab es in diesem Kreis im allgemeinen nicht mehr, und doch konnte ein Apothekergehilfe mit einem Geheimrat unbefangener diskutieren, wenn dies zwischen „Lafontaine" und „Lessing" geschah. Die künstlerischen Beiträge zu den einzelnen Sitzungen wurden im „Tunnel"-Jargon „Späne" genannt. Die Mitglieder, die sich sonntags im geschlossenen Raum eines Berliner Kaffeelokals trafen, waren Studenten, Assessoren, Ärzte, junge Kaufleute, Offiziere, Schauspieler, Musiker und Maler. Von Anfang an hatte der „Tunnel" einen kräftigen Durchschuß an Dilettanten, der erst dann sein Übergewicht verlor, als Männer wie Moritz Graf Strachwitz, Christian Friedrich Scherenberg, Theodor Fontane, Franz Kugler, Paul Heyse, Adolph Menzel und Theodor Storm das Niveau bestimmten. Wenn Emanuel Geibel den „Tunnel" eine „Kleindichterbewahranstalt" nannte, so sprach dabei zu einem Teil verletzte Empfindlichkeit mit, hatte man doch die Gedichte des bereits Berühmten zu kritisieren gewagt.

ter Tunnel. ter Jahrgang.

Ungeheure Ironie.

Unendliche Wehmuth.

Der Sonntags-Verein zu Berlin

seinem Mitgliede

Collin dem Pindischen Sterngucker.

Haupt.

Berlin, den

Secretair.

№ 47

Statuten des Sonntags-Vereins im Tunnel über der Spree

STATUTEN DES SONNTAGS-VEREINS ZU BERLIN

Als Manuskript gedruckt

Berlin 1835

§. 2. Die Tendenz des Vereines ist es, in einem heitern, geselligen Zusammensein productiv-künstlerische Thätigkeit zu fördern und durch freundlich-ernste Beurtheilung der gelieferten Arbeiten sowohl den Arbeitenden das Fortschreiten auf einem richtigen Wege zu erleichtern, als in sämmtlichen Mitgliedern einen reinern ästhetischen Geschmack zu erhalten und auszubilden. Er schließt hiermit zwar keine Kunst von sich aus, vorzugsweise jedoch widmet er seine Bestrebungen der Dichtkunst und nächst ihr der Musik. Religiöse und politische Beziehungen bleiben ihm fremd, eine strenge Wissenschaftlichkeit nur insofern, als sie nicht zu einer gründlichen Kritik nöthig ist.

AUFNAHMEDIPLOM DES SONNTAGS-VEREINS IM TUNNEL ÜBER DER SPREE

Der hier am 20. November 1831 Aufgenommene war Dr. Siegmund Stern, Vorsteher einer Berliner Lehr- und Erziehungsanstalt.

Theodor Fontanes Eintritt in den „Tunnel" fand am 29. September 1844 auf Antrag von Wilhelm von Merckel statt, nachdem er bereits im Juli 1843 von seinem Freunde Bernhard von Lepel eingeführt worden war. Zuvor schon war er in Leipzig Mitglied des Herwegh-Klubs, in Berlin des Platen- sowie des Lenau-Vereins gewesen. Literarische Gesellschaften erfreuten sich im vormärzlichen Deutschland großer Beliebtheit.
Wie wirkte Fontane damals auf seine Umwelt? Ein Apothekerkollege aus der Dresdner Zeit gibt von ihm folgende Charakteristik:

Fontane ist ein prächtiger Kerl, der mit seinem scharfen Verstand, hellem Geist und blühender Phantasie weit über mir steht, er liebt auch das Schöne und strebt nach dem Guten, aber sonst ein kurioser Kauz. Um Wissenschaft kümmert er sich gar nicht, Charakter habe ich noch nicht viel bemerkt.

Richard Kersting an Ernst Kersting. 2. März 1843

Zu diesem Zeitpunkt hatte der „Tunnel" seine Eierschalen bereits abgelegt. Moritz Saphir wollte ursprünglich eine Art Narrengesellschaft inszenieren. Als er aber 1829 Berlin verlassen mußte, weil ihm wegen seines ewigen Gezänkes der Boden zu heiß wurde, begann sich der Stil des „Tunnels" zu wandeln. Der etwas forcierte Jokus trat zurück. Ein echter Wettstreit um das bessere Gedicht setzte sich durch. Dies war überwiegend ein Verdienst des langjährigen „Tunnel"-Sekretärs Louis Schneider. Hofschauspieler und

heodor Fontane
reidezeichnung von Friedrich Georg Kersting, Dresden 1843

Willibald Alexis *[eigtl. Haering]*
Stahlstich von G. Alboth nach einer Zeichnung von A. Korneck, 1841

späterer Vorleser des Königs, ein ebenso gebildeter wie organisatorisch begabter Mann, machte er durch seine Persönlichkeit den „Tunnel" in den vierziger und fünfziger Jahren zu einem Mittelpunkt des Berliner geistigen Lebens.

Auch jetzt noch herrschten die „Amateurs" vor, gehörten aber doch meistens jener höheren Ordnung an, wo das Spielen mit der Kunst entweder in die wirkliche Kunst übergeht oder aber durch entgegenkommendes Verständnis ihr oft besser dient als der fachmäßige Betrieb.

Aus: Christian Friedrich Scherenberg. SW, Bd 14, S. 216

FEST-PROGRAMM
ZUR HUNDERTJÄHRIGEN GEBURTSTAGSFEIER SCHILLER'S

im Literarischen Sonntags-Verein (Tunnel über der Spree) zu Berlin (8)

Fontane sprach den Toast auf Schiller

Es ging mir also anfangs nicht allzu gut. Ganz allmählich aber fand ich mich zu Stoffen heran, die zum Tunnel sowohl wie zu mir selber besser paßten als das „Herweghsche", für das ich bis dahin auf Kosten andrer Tendenzen und Ziele geschwärmt hatte. Dies für mich Bessere war der Geschichte, besonders der brandenburgischen, entlehnt, und eines Tages erschien ich mit einem Gedicht „Der Alte Derfflinger", das nicht bloß einschlug, sondern mich für die Zukunft etablierte ...
Ich wurde sehr freundlich begrüßt, erhielt meinen Tunnelnamen — Lafontaine — und hätte durchaus zufrieden sein können, wenn ich nur mit dem, was ich dichterisch zum besten gab, mehr oder doch wenigstens einen Erfolg gehabt hätte. Das wollte mir aber nicht gelingen.

Von Zwanzig bis Dreißig. SW, Bd 15, S. 161

Fontane hatte in der Leipziger Zeit Gedichte im Stile Georg Herweghs geschrieben. „Ich machte den Schwindel gründlich mit, und das Historische schlug ins Politische um. Dem vielgeschmähten Tunnel verdank' ich es, daß ich mich wiederfand und wieder den Gaul bestieg auf den ich nun mal gehöre" (an Theodor Storm. Berlin, 14. Februar 1854).

EIN JÄGER

Eigenhändiges Gedicht

Am 12. Januar 1845 im „Tunnel" vorgelesen

VON DER SCHÖNEN ROSAMUNDE

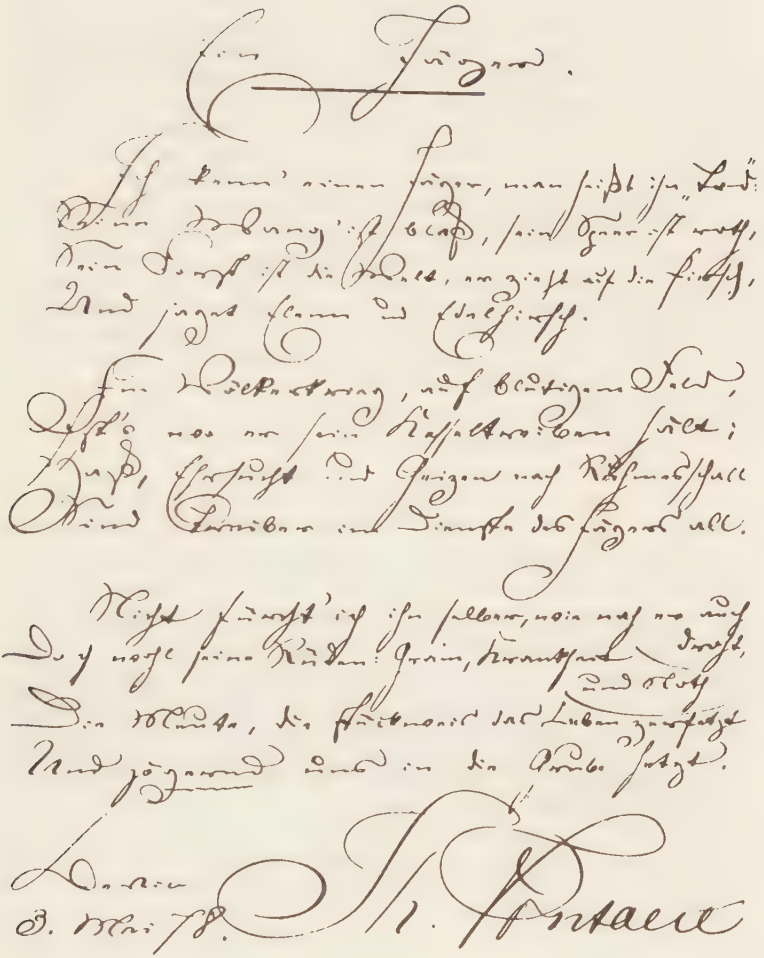
Gedicht 2. Auflage

Dessau 1853 (30)

Nachklänge der Spätromantik, über die Fontane beim Erscheinen des Bandes sich längst hinausgewachsen fühlte.

Das kleine Epos „von der schönen Rosamunde" erschien ohne mein Dazuthun. Einer meiner Dresdner Freunde [Wilhelm Wolfsohn], der das Manuskript zufällig in Händen hatte, überraschte mich kurz vor Weihnachten mit meinem eignen Gedicht. Ein fataler Liebesdienst!

Theodor Fontane an Gustav Schwab.
Berlin, 18. April 1850



GEDICHTE

Berlin 1851 (8)

Seinem Freunde Bernhard von Lepel

Das „Derfflinger-Gedicht", mit dem sich Fontane im „Tunnel" durchsetzte, erschien zusammen mit sieben anderen, die volkstümliche Gestalten der preußischen Geschichte behandeln, in dem Band „Männer und Helden". Darunter war auch das Gedicht „Der alte Zieten", das Fontane bei einer breiteren Leserschaft populär machte.

MÄNNER UND HELDEN

Acht Preußen-Lieder

Berlin 1850 (16)

Aufgeschlagen: „Der alte Dessauer"

DER ALTE ZIETEN

Eigenhändiges Gedicht (33)

ZIETEN

Holzschnitt nach einer Zeichnung von Adolph Menzel (32)

Über sein Verhältnis zu den hervorragenden Gestalten der preußischen Geschichte schreibt Fontane in einer Anmerkung:

... ich habe das Menschliche betont, was andeuten soll, ich bin an Schwächen, Sonderbarkeiten und selbst Ridikülismen nicht vorbeigegangen. All dergleichen gehört nun einmal mit dazu. „Das protestantische Volk" — so schrieb ich an anderer Stelle — „verlangt eben keine Heiligen und Idealgestalten, eher das Gegenteil; es verlangt Menschen, und alle seine Lieblingsfiguren: Friedrich Wilhelm I., der große König, Seydlitz, Blücher, York, Wrangel, Prinz Friedrich Karl, Bismarck sind nach einer bestimmten Seite hin, und oft nach mehr als einer Seite hin, sehr angreifbar gewesen. Der Hinweis auf ihre schwachen Punkte hat aber noch keinem von ihnen geschadet."

Von Zwanzig bis Dreißig. SW, Bd 15, S. 165

Theodor Fontane kenne ich längst aus seinen trefflichen preußischen Liedern; ein hiesiger Freund, Rektor Wolff, den Gustav Schwab damit bekannt gemacht hat, rezitierte sie mir aus dem Gedächtnis.

Eduard Mörike an Theodor Storm. Stuttgart, im April 1854

Ich habe heut nur zu dem Nöthigsten Zeit; und das scheint mir die Bitte zu sein, daß Du doch vor Allem Deinen Poeten sammeln und stattlich hinstellen möchtest. Daß dieser Poet nur darum noch nicht nach Verdienst anerkannt ist weil sich das Publikum ihn erst mit eigner Anstrengung aus „Männer und Helden", „Gedichte von Th. F." und diversen Argo's zusammensuchen muss, ist mir klar. Fontane den Balladendichter wollen sie haben; und den finden sie einstweilen nur wenn sie suchen. Wäre es nun nicht möglich, Fontane den Lyriker vorläufig dranzugeben und aus dem Gedichtbändchen und Deinen übrigen Sachen alles das zusammenzustellen, was Deine „Specialität", Deine unbestrittene Domäne ist? Für einen einfachen und runden Titel müsste freilich gesorgt werden. Das Übrige würde Dir keine Noth machen. Denn so viel habe ich mir aus meiner nun 10jährigen Erfahrung zusammengereimt, daß nur das unverkennbar Eigenartige sich oben erhält, daß man das Einseitigste lieber anerkennt, als eine breitere Begabung, für die man das Wort nicht findet, das sie von anderen unterschiede. Wie sehr Deine Männer & Helden eingeschlagen haben (hier, in Bayern (!)), habe ich noch neulich wieder erlebt, wo mir der Maler Piloty ganz begeistert davon sprach. Er hatte mich Prinz L[ouis] F[erdinand] beim König vorlesen hören ...

Paul Heyse an Theodor Fontane. München, 1. Dezember 1859

THEODOR FONTANE AN EDUARD MÖRIKE

Eigenhändiger Brief. Berlin, 29. Oktober 1860

Gestatten Sie mir Ihnen das anbei erfolgende, eben erschienene „Balladenbuch" als ein Zeichen meiner aufrichtigsten und lebhaftesten Verehrung überreichen zu dürfen.

Möcht' es mir vergönnt sein, Ihnen auf diese Weise, wenn auch zum allerkleinsten Theile nur, die Freude zurückzahlen zu können, die ich der Lesung aller Ihrer Arbeiten, Vers wie Prosa, verdanke. Sollten Sie sich früher oder später angeregt fühlen, mir ein freundliches Wort, Ermuthigung oder Warnung, über das eigne wie über die Uebersetzungen zu sagen, so würden Sie zu ganz besonderem Danke verpflichten Ihren Sie hochschätzenden,

ganz ergebensten

Th. Fontane

3. Der Freundeskreis

Der „Tunnel" war für Fontane nicht nur ein kritisches Forum, er fand dort Kontakte, Freunde und eine Fülle geistiger Individualitäten, deren Für und Wider seine Betrachtung reizte. Er hat die „Tunnelianer" in seiner Scherenberg-Biographie und dem Erinnerungsbuch „Von Zwanzig bis Dreißig" lebendig erhalten. In dem von Freundschaften reich beschenkten Leben Fontanes war die mit Bernhard von Lepel von fragloser Unbedingtheit und Treue; ein schöngeistiger Offizier, wie er im damaligen Preußen nicht selten war, einer der Vorgesetzten Fontanes während seiner Dienstzeit im Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiment zu Berlin. Von ihm wurde Fontane zum ersten Mal als Gast in den „Tunnel" mitgenommen. Die Bedeutung dieses Mannes lag nicht in seinen Gedichten — wenngleich ihm ein paar gute Oden gelangen — schon eher in der geistvollen Nachdenklichkeit und den humorigen Pointen seiner Briefe. Dankbar bekannte Fontane, er habe neben vielem anderen auch das Briefschreiben von ihm gelernt. Lepels eigentlicher Rang aber lag im menschlichen Typus, der Ausstrahlung seiner adeligen Kultur, dem Da-Sein für andere. Die Freundschaft zu Fontane war eine seiner Lebensleistungen.

BERNHARD VON LEPEL (1818—1885)
Nach einem Selbstbildnis

BERNHARD VON LEPEL, AN HUMBOLDT
Ode
Berlin 1847

Am dichterisch höchsten, wenigstens in allem, was die Form angeht, steht er in Schöpfungen, die verhältnismäßig zu geringer Geltung gekommen sind: in seinen Oden und Hymnen, also in Dichtungen, in denen er recht eigentlich als Schüler Platens auftritt, dem er in sprachlicher Vollendung sehr nahekommt und den er an Empfindungswärme gelegentlich übertrifft. Ein Meisterstück ist seine 1847 geschriebene Ode „An Alexander von Humboldt".

Von Zwanzig bis Dreißig. SW, Bd 15, S. 280

Durch länger als vierzig Jahre habe ich nur Wohlwollen von ihm erfahren; kleine störende Dinge, die sich aberziehen lassen, hat er mir aberzogen, wofür ich ihm bis auf diese Stunde dankbar bin, und wieder andre Dinge, kleine und große, weil er sah, „die sitzen zu tief", hat er sein lebelang mit Nachsicht an mir beurteilt. Es war, glaub' ich, mancherlei, was ihn mir

gewogen machte; mein Hauptverdienst aber lief wohl darauf hinaus, daß ich von Anfang an sein Wesen begriff, vor allem aber seinen Humor. Er war ein wirklicher Humorist, von jener feinsten Art, die meist gar nicht verstanden oder wohl gar mißverstanden wird. Abgesehen davon, daß ihm dieser nicht verstandene Humor oft direktes Ärgernis schuf, empfand er nebenher noch eine ernsthafte und doch auch wieder das Komische streifende Künstlertrauer darüber, gerade seine glänzendste gesellschaftliche Seite nur immer sehr ausnahmsweise gewürdigt zu sehen, und daß ich der war, der diese feinen Dinge jederzeit mit dankbarster Zunge kostete: das gewann mir recht eigentlich sein Herz. Er sammelte Geschichten für mich, erst um m i r und dann gleich hinterher auch um sich selber eine Freude zu machen, eine Freude über meine Freude. „Ich seh' dich so gerne lachen", hab' ich ihn wohl hundertmal sagen hören.

Von Zwanzig bis Dreißig. SW, Bd 15, S. 274 f.

VERGEBLICHER BESUCH BEI FONTANE

Zeichnung von Bernhard von Lepel mit handschriftlicher Erklärung Fontanes (14)

Lepel erkennt meinen Schatten am Fenster, nachdem ich mich hatte verleugnen lassen und schickt mir am anderen Morgen dies, zum Zeichen daß er mich ertappt hat.

Während der ersten „Tunnel"-Zeit erhielt Fontane Anregungen von einem Dichter, der vor kurzem Berlin verlassen hatte, aber als poeta laureatus noch lange in aller Munde war: Moritz Graf Strachwitz (1822—1847). Er hielt von seiner schlesischen Heimat aus Verbindung mit den Berliner Freunden und schickte bis zu seinem frühen Tode Gedichte, die im „Sonntagsverein" besprochen wurden. 1842 waren die „Lieder eines Erwachenden" erschienen. Der Band „Neue Gedichte" (1848) kam aus dem Nachlaß des mit 25 Jahren Verstorbenen. Fontane wurde bald „einer der Eifrigsten der Strachwitz-Gemeinde". Das „Herz von Douglas" inspirierte ihn zu seiner berühmtesten Ballade „Archibald Douglas".

MORITZ GRAF STRACHWITZ, GEDICHTE

Gesammtausgabe

Breslau 1850

Um e i n e s Stückes willen geliebt werden, aber nun auch gründlich, ist das Schönste, was einem Dichter zuteil werden kann. Ich brauche bloß Bürger und seine „Lenore" zu nennen. Da kann nichts gegen an. Ähnlich liegt es mit Strachwitz und seinem „Herz von Douglas". Es zählt zu dem Schönsten, was wir überhaupt haben, und wenn ich mir dann vergegenwärtige,

daß der Tunnel z w e i solcher Prachtgedichte hervorgebracht hat, erst den „Verlornen Sohn" von Scherenberg — ein Gedicht, das den ganzen übrigen Scherenberg aufwiegt — und dann das „Herz von Douglas", so darf man sagen: „Dieser Tunnel hat nicht umsonst gelebt."

Von Zwanzig bis Dreißig. SW, Bd 15, S. 167

Es gehört zum Wesen literarischer Klubs, daß die Matadoren wechseln, daß der Wunsch nach neuen Begabungen andere Gesichter in den Vordergrund rückt. Auf Strachwitz folgte die „Scherenberg-Epoche". Diese begann, als der rührige Louis Schneider im Januar 1841 einen armen, verkannten Poeten von geradezu klassischem Habitus in den „Tunnel" brachte: Christian Friedrich Scherenberg. Er bestand mit vier Gedichten das kritische Examen glänzend und war bald ein gefeiertes Mitglied des Kreises. Sein vergangenes Leben war von Ärmlichkeit, Entbehrungen und unwürdigen Umständen gezeichnet. Im Sommer sammelten seine Kinder im Tiergarten Pilze für ihn, im Winter Brennholz. Fontane trug die rührend skurrilen Anekdoten zusammen, die man sich von ihm erzählte. „Eine Jean Paul'sche Figur", ein kindlich Gemüt, dem das Gelingen eines Verses mehr bedeutete als irdische Genüsse, dem bei aller Dürftigkeit seiner Tage Lebensängste fernblieben. Der „Tunnel" brachte die Wende, nicht nur Resonanz und Anerkennung. Die „Tunnel"-Brüder verhalfen zum Druck seiner Gedichte und sorgten auf vielfältige Art dafür, daß sich die äußere Lage Scherenbergs besserte. Seine Epen „Ligny" und „Waterloo" machten ihn berühmt. Sowohl der preußische Hof wie Ferdinand Lassalle gehörten zu seinen Bewunderern. Bald fehlte er auf keinem Programmzettel der damals beliebten Vortragskünstler, die sich Rhetoren nannten. Als er am 9. November 1845 dem gespannt aufhorchenden „Tunnel" sein Epos „Ligny" vorlas, schrieb der Jurist Wilhelm von Merckel eines seiner amüsanten Protokolle, das Ton und Stil des Klubs dokumentiert.

Am schwierigsten aber ist solch Exposé für Ihren endesunterzeichneten Schriftführer, der wegen zu kleiner Statur allezeit militärfrei geblieben, niemals Pulver gerochen hat und bei dem zwölfstündigen Gekrach der Dichtung eigentlich nur immer das Maul aufzusperren (schon um nicht taub zu werden) und sich in ein möglichst kupiertes, der französischen Kavallerie unzugängliches Kornfeld zurückzuziehen hatte. Von dieser seiner geduckten Position aus erinnert er sich lediglich einer erbitterten Fehde darüber, ob aus der Schlacht ein Gedicht oder aus dem Gedicht eine Schlacht geworden sei, eine Schlacht, zu deren Lieferung der Dichter alle Rüstkammern und Zeughäuser der Sprache geplündert habe. Noch bevor aber diese Fehde beglichen war, kommandierte der Dichter sein Gedicht in die Rocktasche zurück und rief mit Blücher: „Geschlagen, aber nicht überwunden." Unser Campe, vulgo L. Schneider, der zu den wenigen unbedingten Enthusiasten des Abends gehörte, beantragte, das Gedicht noch

einmal zu hören, ward aber mit seinem Verlangen kurz abgewiesen, „da nicht jeder die primitive Kraft habe, dieselbe Schlacht an einem Tage zweimal zu schlagen".

Aus: Christian Friedrich Scherenberg. SW, Bd 14, S. 232 f.

CHRISTIAN FRIEDRICH SCHERENBERG (1798—1881)

Nach einem Holzschnitt

Das Epos „Waterloo" (1849) wurde in den Brockhaus'schen „Blättern für literarische Unterhaltung" mit dem „Verlorenen Paradies" von Milton verglichen. Zu „Abukir" (1854) schrieb Fontane, dem Dichter freundschaftlich verbunden, folgende Kritik.

THEODOR FONTANE AN CHRISTIAN FRIEDRICH SCHERENBERG

Eigenhändiger Brief. Berlin, 28. Januar 1855

Ihr „Abukir" ist nach meinem Dafürhalten wieder eine geniale Arbeit, aber im eigentlichsten und strengsten Sinne — kein Gedicht. Ich bin keiner aus der Platenschen Schule, aber dennoch glaub' ich daran, daß es erst die Form ist (freilich neben viel andrem noch) was ein Gedicht macht; der bloße poëtische Kern und Gehalt reicht dazu nicht aus. Wir haben bekanntermaßen auch poëtische Prosa und erfreuen uns in 1000 Fällen vielmehr daran als an formvollendeten Dichtungen; aber solche poëtische Prosa ist nie ein Gedicht. Ihr Abukir ist das Produkt einer durchaus dichterischen Natur und selber mit Poësie getränkt, aber es verstößt f o r m e l l (nicht im e n g - p h i l i s t r ö s e n Sinne zu nehmen) zu vielfach um ein Gedicht oder doch ein g u t e s Gedicht genannt zu werden. Es versteht sich von selbst, daß Ihre Arbeit dennoch (aber aus andren Gründen) schwerer wiegt, als 50 sogenannte gute u. makellose Gedichte.

Ich gehöre nicht zu denen, die sich feindlich gegen ihre ganze Richtung verhalten und der Meinung sind, daß ein interessantes, das Menschengemüth tief ergreifendes Faktum als solches noch keinen Anspruch auf dichterische Behandlung hat...

Was mir aber in Ihrem Abukir fehlt und weshalb ich Anstand nehme es ein Gedicht zu nennen, das ist die Reinheit des Styls und des Geschmacks. Sie sagen Dinge (und zwar an und für sich vortrefflich) die durchaus ungesagt bleiben müßten, die in die Dichtung nicht hineingehören, die schöne Stelle über den „Bellerophon" gehört z. B. hierher. Das könnte Lord Byron im Child Harold in einem Räsonnir-Gedicht gesagt haben; aber in einer Dichtung, die rein objektiv verfährt, ist ein solches Vorwegnehmen von erst Kommendem ganz unmöglich. — Das ist das, was ich einen mangelhaften Styl nenne. Andrerseits aber sagen Sie Dinge, die, im Gedanken in der Intension vielleicht wunderschön, s o nicht zu sagen sind und gegen das verstoßen, was zu allen Zeiten als s c h ö n gegolten hat.

Das sind, meines Erachtens nach, die Verstöße gegen den Geschmack. Es hängt das mit Ihrer brilliantesten Seite, mit der Kühnheit und gelegentlichen Großartigkeit der Bilder die Ihnen aufgehn, eng zusammen, aber Ihre Verehrer weil sie sich vor der grandiosen Seite dieser Schreibart mit Recht in Demuth beugen, haben nicht den Muth (oder auch nicht das Verständniß) Ihnen zu sagen: stopp Cook, bis hierher und nicht weiter.
Diese meine unmaßgebliche Meinung kann und soll nichts Bestimmendes für Sie haben. Sie sind ein berühmter Mann geworden und dürfen mit Recht zu jedem befugten und unbefugten Tadler sagen: Kinder, ich muß nun schon einmal so verbraucht werden. — Ich habe diese Zeilen (um nicht als ein Tadler hinter dem Rücken zu gelten) mehr meinet- als Ihretwegen geschrieben. Wenn Sie hindurchfühlen, daß nichts Kleinliches und Gemeines meine theilweise Gegnerschaft (die, versteht sich von selbst, nur dem Prinzip und der Richtung gelten kann) hervorgerufen hat, so rechnet auf ein Wort der Bestätigung dessen Ihr

Lafontaine

Dem steilen Aufstieg folgte in den sechziger Jahren ein unaufhaltsamer Absturz in das Vergessen. Wandlungen auf der Zeitbühne, die Hinwendung zum Realismus in Kunst und Literatur, vieles trug dazu bei, daß man in Scherenbergs Dichtungen nicht mehr den großen Zug, sondern nur noch die Diskrepanz zwischen seinen Schreibtischvisionen und der harten geschichtlichen Wirklichkeit sah.
Nach seinem Tode im Jahre 1881 schrieb Fontane aus langer persönlicher Vertrautheit mit Mensch und Werk eine biographische Studie.

CHRISTIAN FRIEDRICH SCHERENBERG UND DAS LITERARISCHE BERLIN VON 1840 BIS 1860

Berlin 1885

Die Bedeutung der Scherenbergschen Gedichte liegt ganz einfach in ihrer O r i g i n a l i t ä t, die so groß ist, daß wir gar keine Poeten haben, auch die größten mit eingerechnet, die nach dieser einen Seite hin ihm gleichkämen oder ihn wohl gar überträfen, ein Ausspruch, in dem man sich — gleichviel nun, ob unter Zustimmung oder nicht — wenigstens zurechtfinden wird, wenn ich hinzufüge, daß ich beispielsweis die zwei berühmtesten Balladen unserer Literatur: den „Erlkönig“ und die „Lenore“ n i c h t als absolut originale Schöpfungen ansehe. Beide sind unendlich schön, aber doch voll Anlehnung an eine bestimmte nordische Balladenform, die längst vor ihnen existierte, so daß sie zwar als höchste Blüten ihrer Art und Gattung, aber n i c h t als neue Gattung selbst dastehen. Es war dergleichen schon vorher da, wenn auch von minderer Schönheit und Tiefe. Das Wesen der Scherenbergschen Gedichte besteht nun aber im Gegensatze dazu gerade darin, daß sie gar keine Verbindung mit etwas vorher Dagewesenen aufweisen und, gleichsam losgelöst von der Überlieferung, in Inhalt und Form (jedenfalls in

CHRISTIAN FRIEDRICH SCHERENBERG

Holzschnitt

letzterer) die Welt, die wir Poesie nennen, sozusagen von neuem aufzubauen anfangen. Der Leser lese Dichtungen wie „Der verlorene Sohn", wie „Bruder Stromus", „Aprilfrost", „Zeit und Volk" usw. und stelle sich dann vor die Frage, ob ihn diese Dichtungen an etwas je vorher Gelesenes erinnern. Ich bin sicher, daß er sich die Frage mit einem Nein beantworten wird.

. . . wenn die Nachkommen einer zurückliegenden großen Epoche das Kapital ihrer Väter und Urväter aufgezehrt haben, so werden die willkommen geheißen, die für neue Güter Sorge tragen, gleichviel w i e. Zunächst muß wieder was da sein, ein Stoff in Rohform, aus dem sich weiter formen läßt. So haben die mehr oder weniger tabula rasa vorfindenden Quattrocentisten den Stoff geschaffen für das Vollendete, das nach ihnen kam, und die Welt, nachdem jene Stoffspender schon halb vergessen waren, hat sich nachträglich zur Dankbarkeit auch gegen s i e bekehrt. Ein solcher neue Stoffe spendender und neue Wege bahnender Künstlergenius war auch Scherenberg. Und nach dieser einen Seite hin liegt seine bis zur Stunde noch lange nicht zur Genüge gewürdigte Bedeutung.

Aus: Christian Friedrich Scherenberg. SW, Bd 14, S. 348 f.

PAUL HEYSE (1830—1914)

Photographie von Franz Hanfstaengl, München

Im Januar 1849 wurde Paul Heyse, Berliner Kind, aus einem Gelehrtenhaus stammend, in den „Tunnel" eingeführt.

Er war damals zwanzig Jahre alt und sah sich, bei seinem Eintritt in den Verein, von alt und jung freudig begrüßt, was er zunächst seiner glänzenden Persönlichkeit, in der sich die vollkommenste gesellschaftliche Sicherheit mit einer immer gleichen Heiterkeit paarte, zuzuschreiben hatte. „Margherita Spoletina" — nur erst der „Jungbrunnen" war bis dahin von ihm erschienen —, „Urica", „Franzeska von Rimini", „Marion", „Die Brüder" kamen alsbald zum Vortrag und fanden, am meisten die letztgenannte Dichtung, allseitige Zustimmung; aber Heyses Auftreten im Tunnel war nur kurz bemessen und blieb Episode. Schon Frühling oder Herbst 1851 ging er nach Bonn, von Bonn, mit Ribbeck zusammen, nach Italien, und als er von dort, wo die reizende „L'Arrabbiata" entstanden war, nach Berlin zurückkehrte, rückte rasch die Zeit heran, die den mittlerweile mit Margarete Kugler glücklich Verlobten, bald auch Vermählten, nach München hinüberführte. Das war Herbst 1854. Man sah ihn im Tunnel ungern scheiden, trotzdem aber gebrach es an jener tieferen Teilnahme, die beispielsweise, zehn Jahre vorher, bei Strachwitz' Ausscheiden geherrscht hatte. Die Wärme, der Heyse bei seinem Eintritt begegnet war, hatte sich einigermaßen verloren und einer kühleren Temperatur Platz gemacht. Woran lag das? An allerlei. Sein großes Talent, nun, das war außer Frage, das ließ jeder gelten. Aber so gewiß man es gelten ließ, so gewiß empfand man auch: „Ja, dies Talent, so groß es sein mag, ist doch nicht u n s e r Talent." Im ganzen war der Tunnel,

trotz seines gelegentlich stark hervortretenden Freisinns, doch von jener altpreußischen Art, darin der Konservatismus in erster Reihe mitspricht, und so hörte man denn bald wieder lieber von Hohenfriedberg und dem Zietenritt, von Ligny und Waterloo. Heyse hatte die Form, war glänzend, aber das eigentliche Tunnel-Talent, weil dem Wesen des Tunnels entsprechend, war und blieb doch Scherenberg. Und so kehrte man denn, nach kurzer Untreue, zu den alten Göttern zurück.

Von Zwanzig bis Dreißig. SW, Bd 15, S. 176 f.

...
Doch ich, der unter den letzten saß,
Fragte mich heimlich: Sind sie das?
Sind das die Tunnelgrößen alle?

Da ging die Tür, und in die Halle
Mit schwebendem Gang wie ein junger Gott
Trat ein Verspäteter, frei und flott,
Grüßt' in die Runde mit Feuerblick,
Warf in den Nacken das Haupt zurück,
Reichte diesem und dem die Hand
Und musterte mich jungen Fant
Ein bißchen gnädig von oben herab,
Daß es einen Stich ins Herz mir gab.
Doch: D e r ist ein Dichter! wußt' ich sofort.

Silentium! L a f o n t a i n e hat's Wort.
...

Paul Heyse, An Theodor Fontane.
In: Gesammelte Werke. Reihe 3, Bd 5. Stuttgart 1924, S. 508

In einem Kreise von zwanzig bis dreißig poesiebeflissenen Männern, die den verschiedensten Berufen angehörten, waren die wirklichen Talente natürlich in der Minderheit. Wenn es zur Abstimmung über vorgelesene Dichtungen kam, gab die Mehrheit der Dilettanten, unter denen es an biederen Philistern nicht fehlte, gewöhnlich den Ausschlag. Aber auch den Talentvollsten konnte daran liegen, das Urtheil des gröberen „gesunden Menschenverstandes" zu erfahren, das er ja auch von dem großen Publikum zu erwarten hatte, und eine unschätzbare Abhärtung gegen thörichtes Lob und verständnißlosen Tadel wurde dem grünen Neuling zu Theil, als der ich selbst, trotz meiner Jugend, durch Kugler eingeführt und freundlich aufgenommen wurde.

Paul Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse.
3. Auflage. Berlin 1900, S. 87

THEODOR FONTANE AN PAUL HEYSE

Eigenhändiger Brief. Berlin, 8. Dezember 1852

Unter den Freunden hier bin ich wohl der, der am meisten an Dich denkt (schon weil ich der faulste bin u. immer Zeit übrig habe) und am aufrichtigsten Dich lobt. Lepel erkennt Dich noch mehr an, aber — da ich kein mildres Wort finden kann — er beneidet Dich auch mehr. Mein Lob ist nicht nur ruhiger, es läßt mich auch ruhiger.
Bei Eggers (der nothwendig verheirathet werden muß: ich denke dabei immer an den aufgeschnallten Mazeppa) versammelt sich jetzt allwöchentlich ein gemüthlicher Kreis: dichtert, rhetort, musicirt, philosophirt und — frißt. Als Stern erster Größe glänzt der kleine Otto Roquette, wie wohl er mit Berücksichtigung seines 8. Auflagen-Schweifes mehr zu den Kometen zählt. Ich hab' ihn sehr gern, denn er ist ein gutes, harmloses und in Erwägung von 8 Auflagen äußerst bescheidenes Menschenkind. Es fehlt ihm nur eins: Potenz. Ich habe mal was vom kastalischen Quell gehört, weiß aber wahrhaftig nicht recht genau wie es damit zusammenhängt. Ich glaube daß Roquette davon getrunken, aber in Sommerszeit wenn er nur noch „drippelt" und lauwarm ist wie Spülwasser.

Der „gemüthliche Kreis" war eine Abzweigung des „Tunnel", „Rütli" genannt, den der Kunsthistoriker Friedrich Eggers 1848 gegründet hatte.

PAUL HEYSE, DIE BRAUT VON CYPERN

Novelle in Versen. Mit einem lyrischen Anhang

Stuttgart, Augsburg 1856

Eduard Mörike zugeeignet

Die lieben Merckels haben mir „Die Braut von Cypern" zu Weihnachten geschenkt oder zum Geburtstag. Vor 3 Tagen hab' ich sie erhalten und mich durch keine Neufchâteller Frage, geschweige durch den Zehn-Schwaben-Protest, abhalten lassen, das Gedicht zu lesen. Es thut einem wohl von Anfang bis zu Ende. Unter allem was ich kenne, hat es mich zumeist an den Eichendorff'schen Taugenichts erinnert, den ich so sehr hoch stelle, wahrscheinlich z u hoch. Ich kann mich hier nicht lang und breit darüber auslassen, was mir jene einzig dastehende Arbeit des liebenswürdigen Schlesiers so lieb und werth macht; der Taugenichts ist after all nicht mehr und nicht weniger als eine Verkörperung des deutschen Gemüths, die liebenswürdige Type nicht eines Standes blos, sondern einer ganzen Nation. Kein andres Volk hat solch Buch. Ein Buch aber in dem sich vor einem, auf wenigen Blättern und mit der Naivität eines Märchens, die tiefsten Seiten unseres Lebens erschließen, ein solches Buch muß was Apartes sein. Cimone hat was vom Taugenichts; daß er meinem Liebling nicht gleichkommt, bedeutet wenig Tadel. Du hast soviel anderes, auch gerade in diesem Gedicht, dran kein Eichendorff heranreicht. Es lag nur in ihm diese eine Figur zu zeichnen, er war dazu geboren. — Der ruhige Verlauf der Erzählung, die stete Heiterkeit, das Unphantastische oder wo es auftritt (wie in dem Traum

der Flordelis) die lieblichste Ironie desselben, der Charakter Cimone's, vielleicht auch anderes noch, haben mich an den Taugenichts gemahnt und doch hast Du recht gethan die Arbeit Deinem Mörike zu widmen, denn dieser Kühnheit des Humors, die vor dem Burlesken nicht erschrickt und wie der Puppenspieler mitten in der Aktion dazwischenspricht, begegnen wir nur bei ihm.

Theodor Fontane an Paul Heyse. London, 6. Januar 1857

Fontane und Heyse blieben bis in die späten Jahre verbunden, auch wenn man sich selten sah. Höhepunkt ihrer Freundschaft waren jene Münchner Wochen im Jahre 1859, als beide an den Symposien König Maximilians II. in der Bayerischen Residenz teilnahmen und Heyse dabei Fontane'sche Balladen vorlas. Er versuchte damals dem Freunde die Stelle eines königlichen Bibliothekars zu verschaffen, Bemühungen, die sich zerschlugen.

In einem Paul Heyse gewidmeten Essay beschreibt Fontane eines der stillsten Wohnviertel des alten Berlin am Südende der Friedrichstraße, nahe dem Belle-Alliance-Platz.

Mancher, der das alte Berlin noch gekannt hat, wird sich entsinnen, wie still plötzlich die große Friedrichsstraße wurde, wenn man, nach dem Halleschen Tore zu, eine bestimmte Linie passiert hatte. Die Kochstraße zog eine Grenze zwischen Stadt und Vorstadt; diesseits lag der Lärm, jenseits die Stille. Und dieser Wechsel tat unendlich wohl. Die plötzlich beruhigten Nerven ließen erkennen, daß man aus der Zone des Rollwagens in die der schlafenden Droschke getreten war; die Läden hörten auf, die Jalousien fingen an; auf dem Bürgersteig lagen die Marmelspieler, und auf dem Fahrdamm lag die Sonne.

Aus: Paul Heyse. — In: Literarische Essays und Studien. SW, Bd 21, I, S. 93

Dort wohnte einst Chamisso. Und wohl niemand vermutete in dem Mansardenhaus daneben einen der geistigen Anziehungspunkte Berlins. Hier residierte Franz Kugler. Sohn eines Stettiner Kaufherren, wurde er 1833 Dozent für Kunstgeschichte in Berlin, zwei Jahre danach Professor an der Akademie der Künste. In der Entwicklung der Kunstgeschichte zur Wissenschaft war Kugler eine wichtige Bastion. Er hatte am Beispiel der Quedlinburger Schloßkirche die bahnbrechende Arbeit über den romanischen Stil in Deutschland geschrieben und in seiner „Pommerschen Kunstgeschichte" und den „Baltischen Studien" als erster das Wesen des gotischen Stils in seiner norddeutschen Eigenart erkannt. 1837 veröffentlichte er ein „Handbuch der Geschichte der Malerei", 1841/42 ein „Handbuch der Kunstgeschichte". Daneben betätigte sich seine vielseitige künstlerische Begabung auf allen Gebieten. Er schrieb Dramen und Novellen, die ihm freilich wenig Erfolg brachten. Von ihm stammt das bekannte Lied „An der Saale hellem Strande". Wir verdanken ihm eine Reihe geistvoller Dichterporträts, vor allem in seinem Skizzenbuch. Um sich zu entfalten, brauchte Franz Kugler die Nähe

wahlverwandter Naturen. Sein gastliches Haus in der Friedrichstraße repräsentierte — bei aller äußeren Bescheidenheit — das geistig gesellschaftliche Berlin der fünfziger Jahre. Der große Schweizer Jacob Burckhardt ging hier ein und aus. Fontane hatte erste Begegnungen mit Paul Heyse und Theodor Storm, er traf den alten Eichendorff und gestand, daß er während dieser Jahre seine glücklichsten Stunden im Tusculum Kuglers verlebte.

FRANZ KUGLER (1808—1858)

Stahlstich von E. Mandel nach einer Zeichnung von A. Menzel (20)

FRANZ KUGLER
AN DAS MORGENBLATT FÜR GEBILDETE STÄNDE

Eigenhändiger Brief. Berlin, 21. Juni 1848

In den „Tunnel" trat Kugler im Jahre 1849 ein. Aber er fand dort nicht die Stellung, die ihm eigentlich zukam. Es war ihm nicht gegeben, auf den Jargon des Klubs einzugehen. Man empfand ihn als „zu fein, zu professorlich, zu sehr auf sich selbst gestellt".

Franz Kugler, geboren 1808, war in seinen Tunnel-Tagen erst ein angehender Vierziger. Warum wir ihn trotzdem den „alten Kugler" nannten, weiß ich nicht recht, denn stattlich, grad aufrecht, von blühender Gesichtsfarbe, war der Eindruck, den er machte, eher jugendlich. Vielleicht war sein Sokrateskopf schuld, daß wir ihn an Jahren ohne weiteres erhöhten. Er hatte sehr früh Karriere gemacht und war zu der Zeit, von der ich hier spreche, schon Vortragender Rat im Kultusministerium, wenn ich nicht irre als Nachfolger von Eichendorff. Immer artig, immer maßvoll, immer die Tragweite seiner Worte wägend, kam in seinem Wesen etwas spezifisch Geheimrätliches, etwas altfränkisches Goethisches zum Ausdruck, das dem Tunnel-Ton widersprach und um so mehr Bedenken wachrief, als, der Altadligen ganz zu geschweigen, auch die verschiedentlich vorhandenen Minister- und Oberpräsidentensöhne — die dann später berufen waren, selber in hohe Stellungen einzurücken — keine Spur davon an sich hatten. So kam es, daß Kugler immer Gegenstand eines ihm halb verdrießlich entgegengebrachten Respektes war, immer ein halber Fremdling. Er empfand dies auch und hätte, bei dem Freundschafts- und Liebesbedürfnis, das er hatte, gewiß viel darum gegeben, dies ändern zu können; aber das war ihm nicht möglich.

Von Zwanzig bis Dreißig. SW, Bd 15, S. 169 f.

Zu Beginn der fünfziger Jahre zweigten sich zwei kleinere Gruppen vom „Tunnel" ab, die sich „Rütli" und „Ellora" nannten.
„Eine Art Nebentunnel, eine Art Extrakt der Sache" nannte Fontane den „Rütli" (auch „Rytly" und „Rhythly" geschrieben). Man traf sich jeden Sonnabend in den späten Nachmittagsstunden zum Kaffee abwechselnd in

heodor Fontane *Bleistiftzeichnung von Luise Kugler, 1853*

Breslau 1850

Mit freundlichem Gruß
Dezember 1878 Paul Heyse

Paul Heyse

Stahlstich von E. Mandel nach einer Zeichnung von A. Menzel

den Wohnungen der Freunde. Fontane nahm an beiden Konventikeln teil, deren Mitglieder daneben treue Besucher des „Tunnel" blieben. Man war im kleineren, gleichgestimmten Kreise besser unter sich.

Dem „Rütli" gehörten bei seiner Gründung an:
Friedrich Eggers, Wilhelm von Merckel, Fontane, Moritz Lazarus, Franz Kugler, Karl Bormann, Adolph Menzel, Bernhard von Lepel, Theodor Storm. Paul Heyse kam später dazu und nur für kurze Zeit.
Zur 1852 gegründeten „Ellora" gehörten außer Fontane die Kunstkritiker Friedrich Eggers und Wilhelm Lübke, der Jurist Karl Zöllner, der Architekt Richard Lucae und der Dichter Otto Roquette.

THEODOR FONTANE AN PAUL HEYSE

Eigenhändiger Brief. O. O. u. D.

Heut Abend bei Lafontaine's „Großes Ellora Weihnachtsfest". Wenn Du irgendwie glaubst der Sache eine Dir Spaß machende Seite abgewinnen und bei Heyse-Kuglers Dich beurlauben zu können, so wirst Du von Wirth und Gästen — der Ellora-Mutter zu geschweigen — mit offnen Armen empfangen werden.

In den „Rütli" kam auch der Maler Adolph Menzel, seit 1852 Mitglied des „Tunnels". Er genoß als Künstler größte Bewunderung. 1840 waren seine genialen Illustrationen zur „Geschichte Friedrichs des Großen" von Franz Kugler erschienen, im Rahmen ihrer Gattung Höhepunkte europäischer Graphik. Von zwergenhafter Gestalt wußte sich Menzel außerdem durch überlegene, oft sehr schroffe und knurrige Kritik Respekt zu verschaffen, nicht zuletzt aber durch seine Trinkfestigkeit. Vermochte er doch selbst die ausgepichtesten Kehlen der in diesem Punkte nicht gerade enthaltsamen „Tunnel"-Brüder unter den Tisch zu pokulieren. Darin gewachsen war ihm ein Schweizer, der nur als Gast den „Tunnel" besuchte, aber als „Grüner Heinrich" bekannt und verehrt war: Gottfried Keller. Es kam vor, daß der lange Fontane und der winzige Menzel nach einem solchen Abend durch die von Gaslaternen matt beleuchteten Straßen Berlins nach Hause wankten.

„HEUTE BEI MICH"

Federzeichnung von Adolph Menzel

Entwurf einer Einladungskarte zu einer „Rütli"-Sitzung

Sie zeigt die „Rütlianer" beim Schwur, von links nach rechts: Franz Kugler als Karyatide (auf dem Balkon wahrscheinlich die spanische Sängerin Pauline Viardot), eine Lyra zupfend Paul Heyse, vor ihm der Kammergerichtsrat Wilhelm von Merckel mit Richtschwert und Waage der Justitia, daneben, die Mütze des Garderegiments auf dem Kopf, Bernhard von Lepel, vor ihm Theodor Fontane mit Zylinder und Umhang (man karikierte gern seine

langen Haare), rechts daneben der Gastgeber Adolph Menzel mit friederizianischem Zopf, sich an einer überdimensionalen Kanne haltend (Anspielung auf den Kaffeekonsum des Kreises). Über ihm der spätere Regierungsrat Karl Bormann.
Das Blatt, das sich bisher in Privatbesitz befand, ist nicht im Graphischen Werkverzeichnis von Elfried Bock aufgeführt.

Um 6 in den Rütli bei Menzel, wo nur über Glucks „Armide" pro und contra gesprochen wurde; schließlich zeigte er uns ein neues Aquarell-Blatt (ähnlich wie das in Monbijou) das er zum 50 jährigen Jubiläum des alten Heckmann angefertigt hat. Brillant; eine seiner schönsten Arbeiten auf diesem Gebiet, geistreich, von herrlicher Farbenwirkung, klar verständlich, in jeder Beziehung gelungen. Es war mir eine ordentliche Freude ihm mal sans phrase verständnißinnig die Hand drücken zu können.

Theodor Fontane an Emilie Fontane. Berlin, 19. Oktober 1869

THEODOR FONTANE AN ADOLPH MENZEL

Eigenhändiger Brief. Berlin, 5. Januar 1873

Theuerster Rubens.
Der gestern aus drei Personen bestehende Rütli vermißte Sie schmerzlich; selbst der sonst so gewissenhafte 5 Uhr-Mann: Metastasio [Karl Bormann], war ausgeblieben.

Was wir in Deutschland haben, reicht nicht an ihn heran und die besten Nummern der 3 romanischen Völker, die im Einzelnen ihn übertreffen (mitunter sehr,) haben doch keine Spur von der Allumfassendheit des kleinen Mannes. Bedenken Sie seine Spannweite: links Hochkirch und L e u t h e n (dies, unfertig im Atelier, ganz besonders großartig) rechts Hühner, Hähne und weiße Pfauen, letztre — mehr als seine Weiblichkeiten — von einer gradezu erobernden Schönheit.

Theodor Fontane an Maximilian Harden. Berlin, 13. Dezember 1895

Nicht nur die Gestalt der „kleinen Exzellenz", die noch in halblebendiger Erinnerung unter uns wandelt, sondern auch der im Kleinen große, der geistvoll improvisierende, meisterlich vollendende Maler und Graphiker, aus dessen Gemälden, Aquarellen, Zeichnungen, Radierungen und Holzschnitten uns die Gestalt des dritten Preußenkönigs und des alten Kaisers am vertrautesten anblickt. Und daneben der Bemeisterer eines unübersehbaren weiten Tätigkeitsfeldes, an dessen Werk wir, wenn wir danach aufgelegt sind, durch fast jeden Anblick unsres täglichen Lebens erinnert werden könnten, der Meister, dem fast kein Aspekt deutscher Landschaft nicht irgend einmal vor den emsigen Stift gekommen ist, dem eine Unzahl berühmter und namenloser deutscher Männer und Frauen freiwillig oder

Einladungskarte zu einer „Rütli"-Sitzung
Federzeichnung von Adolph Menzel

unfreiwillig Modell gesessen, gelegen und gestanden ist, mit dem Ergebnis, daß nicht nur einer der Augenblicke ihres leiblichen Daseins, sondern auch etwas sehr scharf, mitunter sehr gnadenlos Erspähtes von ihrem geistigen Wesen für den Beschauer aufbehalten bleibt. An alle Höhen unsres nationalen Lebens und Stolzes haben dieser Zauberstift und Zauberpinsel gerührt, bis in seine tiefsten Elendstiefen haben sie, unerbittlich forschend, unerbittlich feststellend hinuntergelangt. Krönungskapelle und Eisenwalzwerk, Thronsaal und Kötnerkate haben ihren Teil an dem Zauberbannkreis einer Welt, die von den Marmorkammern und den Schlachtfeldern des großen Friedrich und seiner Vorfahren bis zu den bunten Arabesken der Ehrenbriefe und Widmungsblätter oder den Miniaturen des Kinderalbums und weiter bis an den Vorstadtzaun und in die Vorstadtgasse, bis zu dem vor seinem Bierkrug schnarchenden Philister oder dem an irgendeinem Laternenpfahl sein Bein aufhebenden Straßenköter und noch weiter in die je nachdem appetitlichere oder unappetitlichere Welt alles erdenkbaren Still- und Kleinlebens reicht.

Rudolf Alexander Schröder, Adolf von Menzel und das preußische Jahrhundert. — In: Deutscher Geist. Bd 2, Berlin 1940, S. 939

ADOLPH MENZEL (1815—1905)
Radierung von Karl Stauffer-Bern

Unter ein Bildnis Adolf Menzels

Gaben, wer hätte sie nicht? Talente — Spielzeug für Kinder,
Erst der Ernst macht den Mann, erst der Fleiß das Genie.

Balladen und Gedichte. SW, Bd 20, S. 276

THEODOR STORM (1817—1888)
Holzschnitt von E. Hartmann (12)

Weihnachten 1852 kam der 35jährige Jurist Theodor Storm von Husum nach Berlin, um wegen einer Anstellung im preußischen Justizministerium vorzusprechen. Als Dichter hatte er bisher wenig Anerkennung gefunden und war deshalb freudig überrascht, als man im Kugler'schen Kreise, wo er auch den gleichaltrigen Fontane traf, Stellen aus seinen vor kurzem erschienenen Gedichten auswendig wußte. Fontane war Zeit seines Lebens ein Bewunderer der Storm'schen Werke. Mit dem Menschen kam er nie zurecht. Seine urbane Natur störte ein provinzieller Zug in Storms Charakter, die „Husumerei", wie er es nannte. Nachdem Fontane in London die Luft eines weltweiten Imperiums geatmet hatte, wurden ihm diese Gegensätze noch bewußter.

Wir waren z u verschieden. E r war für den Husumer Deich, i c h war für die Londonbrücke; sein Ideal war die schleswigsche Heide mit den roten Erikabüscheln, mein Ideal war die Heide von Culloden mit den Gräbern der Camerons und Mac Intosh. Er steckte mir zu tief in Literatur, Kunst und Gesang, und was ein Spötter mal von dem Kuglerschen Hause gesagt hatte, „man beurteile da die Menschen lediglich im Hinblick darauf, ob sie schon einen Band Gedichte herausgegeben hätten oder nicht" —, dieser Satz paßte sehr gut auch auf Storm. Aber was unserer Intimität, und zwar viel, viel mehr als das verschiedene M a ß unseres Interesses an künstlerischen Dingen im Wege stand, das war d a s, daß wir auch den Dingen des alltäglichen Lebens gegenüber gar so sehr verschieden empfanden.

Von Zwanzig bis Dreißig. SW, Bd 15, S. 210

So entsinne ich mich eines Abends, wo er das Gedicht „In Bulemanns Haus" vorlas. Eine zierliche Kleine, die gern tanzt, geht bei Mondenschein in ein verfallenes Haus, darin nur die Mäuse heimisch sind. Und auch ein hoher Spiegel ist da zurückgeblieben. Vor den tritt sie hin, grüßt in ihm ihr Bild und das Bild grüßt wieder, und nun beginnen beide zu tanzen, sie und ihr Bild, bis der Tag anbricht und die „zierliche Kleine" niedersinkt und einschläft. Dieser phantastische Tanz im Mondenschein bildet den Hauptinhalt und ist ein Meisterstück in Form und Klang. Ich sehe noch, wie wir um den großen, runden Tisch, den ich schon in einem früheren Kapitel beschrieben, herum saßen, die Damen bei ihrer Handarbeit, wir „von Fach" die Blicke erwartungsvoll auf Storm selbst gerichtet. Aber statt anzufangen, erhob er sich erst, machte eine entschuldigende Verbeugung gegen Frau Kugler und ging dann auf die Tür zu, um diese zuzuriegeln. Der Gedanke, daß der Diener mit den Teetassen kommen könne, war ihm unerträglich. Dann schraubte er die Lampe, die schon einen für Halbdunkel sorgenden grünen Schirm hatte, ganz erheblich herunter, und nun erst fing er an: „Es klippt auf den Gassen im Mondenschein, das ist die zierliche Kleine ..." Er war ganz bei der Sache, sang es mehr, als er es las, und während seine Augen wie die eines kleinen Hexenmeisters leuchteten, verfolgten sie uns doch zugleich, um in jedem Augenblicke das Maß und auch die Art der Wirkung bemessen zu können. Wir sollten von dem Halbgespenstischen gebannt, von dem Humoristischen erheitert, von dem Melodischen lächelnd eingewiegt werden — das alles wollte er auf unseren Gesichtern lesen, und ich glaube fast, daß ihm diese Genugtuung auch zuteil wurde.

Denselben Abend erzählte er auch Spukgeschichten, was er ganz vorzüglich verstand, weil es immer klang, als würde das, was er vortrug, aus der Ferne von einer leisen Violine begleitet. Die Geschichten an und für sich waren meist unbedeutend und unfertig, und wenn wir ihm das sagten, so wurde sein Gesicht nur noch spitzer, und mit schlauem Lächeln erwiderte er: „Ja, das ist das Wahre; daran können Sie die Echtheit erkennen; solche Geschichte muß immer ganz wenig sein und unbefriedigt lassen; aus dem Unbefriedigten ergibt sich zuletzt die höchste künstlerische Befriedigung." Er hatte uns nämlich gerade von einem unbewohnten Spukhause erzählt,

drin die Nachbarsleute nachts ein Tanzen gehört und durch das Schlüsselloch geguckt hatten. Und da hätten sie vier Paar zierliche Füße gesehen mit Schnürstiefelchen und nur gerade die Knöchel darüber, und die vier Paar Füße hätten getanzt und mit den Hacken zusammengeschlagen. Einige Damen lachten, aber er sah sie so an, daß sie zuletzt doch in einen Grusel kamen.

Von Zwanzig bis Dreißig. SW, Bd 15, S. 205 f.

Wie mit mancher Berühmtheit, die dem Tunnel zugeführt wurde, wollte es auch mit Storm nicht recht gehen. Um so ohne weiteres an ihn zu glauben, dazu reichte das damalige Maß seiner Berühmtheit nicht aus, und um sich die Herzen im Fluge zu erobern, dazu war weder seine Persönlichkeit, noch seine Dichtung, noch das Tunnelpublikum angetan. Der Tunnel, soviel ich ihm nachzurühmen habe, war doch an sehr vielen Sonntagen nichts weiter als ein Rauch- und Kaffeesalon, darin, während Kellner auf- und abgingen, etwas Beliebiges vorgelesen wurde. War es nun eine Schreckensballade, drin Darnley in die Luft flog oder Maria Stuart enthauptet wurde, so ging die Sache; setzte sich aber ein Liebeslieddichter hin, um mit seiner vielleicht pimprigen Stimme zwei kleine Strophen vorzulesen, so traf es nicht selten, daß der Vorlesende mit seinem Liede schon wieder zu Ende war, ehe noch der Kaffeekellner auf das ihm eingehändigte Viergroschenstück sein schlechtes Zweigroschenstück — mit dem Braunschweiger Pferde oben — herausgegeben hatte. Darunter hatte denn auch Storm zu leiden; er kam zu keiner Geltung, weil e r sowohl wie das, was er vortrug, für Lokal und Menschen nicht kräftig genug gestimmt war.

Erinnerungen an Theodor Storm. —
In: Storm/Fontane. Briefe der Dichter. Reinbek 1948, S. 33 f.

Bald nach seiner Ankunft in Berlin versuchten die Mitglieder des „Rütli", Storm zur Mitarbeit an ihrem neugegründeten Jahrbuch „Argo" zu gewinnen, das Kugler und Fontane herausgaben. Storm beteiligte sich mit der Erzählung „Ein grünes Blatt" und sieben Gedichten in der „Argo" für 1854. In der „Preußischen Zeitung" vom 17. Juni 1853 hatte Fontane anonym eine Würdigung der Storm'schen Lyrik geschrieben, für die sich der Dichter in dem später folgenden Brief bedankte.

Maß und Ordnung ist überall, ohne den Zopf der Unnatur. Das ist Stormsche Poesie!
Wenn wir derselben, zu näherer Charakteristik, einen bestimmten Platz in unserer Literatur anweisen sollen, so müssen wir sie zwischen Mörike und Heine stellen mit einer entschiedenen Annäherung an ersteren. Man würde Storm völlig den norddeutschen Mörike nennen können, wenn er sich nicht durch einen kleinen Vorzug sowohl wie durch einen kleinen Mangel von demselben unterschiede. Sein Vorzug besteht neben größerer Klarheit (Balladen wie vom „Feuerreiter" oder gar vom „Königssohn und der Windsbraut" würde er niemals schreiben können) in sorgfältigerer Behand-

THEODOR STORM

Holzschnitt von E. Hartmann

lung der Form; sein Mangel in einem gelegentlichen Sezieren psychologisch-interessanter Situationen, wobei er dann und wann in Gefahr gerät, den ganzen Poeten einzubüßen. Gedichte wie „Sturmnacht", „Von Katzen", „In Bulemanns Haus", „Gesegnete Mahlzeit" u.a.m. erinnern dagegen in ihrer teils humoristischen, teils phantastischen Weise an die Mörikesche Art.

Aus: Theodor Storm. — In: Literarische Essays und Studien. SW, Bd 21, I, S. 144 f.

THEODOR STORM AN THEODOR FONTANE

Eigenhändiger Brief. Husum, 25. Juli 1853 (27)

Meinem Versprechen gemäß ... schicke ich Ihnen in der Anlage noch ein Paar Verse für die Argo, falls Sie sie der Aufnahme werth halten sollten... Der Artikel in der Preuß. Zeitung ist mir durch Duncker zugegangen; und ich sage Ihnen meinen aufrichtigen Dank, daß Sie sich die Mühe gemacht haben, das, was Sie über meine Sachen denken, auch einmal schriftlich und öffentlich auszusprechen. Mörike, dem ich seiner Zeit meine Sommergeschichten geschickt hatte, erwiderte dieß neulich durch Zusendung seines Hutzelmännleins, und schrieb mir bei der Gelegenheit, das von den Katzen habe er bald auswendig gewußt und schon Manchen damit ergötzt. Neulich habe er Jemanden gefragt: „Von wem ist das?" und darauf, als verstünde es sich von selbst: „Nu, von dir." zur Antwort erhalten. Merkwürdigerweise erhielt ich diese Aeußerung M's nur zwei Tage später, als Ihren Artikel, worin Sie meine Muse aus M's Pfarrhaus kommen lassen. Gewiß haben Sie recht, wenn Sie mich — im Uebrigen sans comparaison mit diesen beiden großen Lyrikern — z w i s c h e n M. u. Heine stellen; denn wenn ich auch mit M. die Freude am Stilleben und Humor, mit beiden annäherungsweise die Simplicität des Ausdrucks gemein habe, so rückt mich die große Reizbarkeit meiner Empfindung wieder näher an Heine.

Dem vom Stapel-laufen der Argo wirst Du beiwohnen können; Anfang Oktober werden die ersten Exemplare ausgegeben. Sie ist statt 20 dreiundzwanzig Bogen stark geworden und wird, wenn auch sichrer die Feuerspucke des Drachen als das goldne Vließ, doch Trost und Beruhigung darin finden, daß sie das Beste gewollt und mit Dransetzung aller Kräfte erstrebt hat. Es ist kein zusammengebummeltes Buch und dies negative Lob ist heutzutage auch schon eins. — Du wirst viel Neues drin finden; soviel ich weiß kennst Du weder die Paul Heyse'schen noch die Storm'schen Beiträge und sicherlich nicht die zum Theil wunderschönen Gedichte des letztren. Die Kugler'schen Aufsätze sind Dir ebenfalls fremd und mein „Monmouth" ist vom allerneusten Datum. Menzel, der hinfort ein Mitglied des Rütli sein wird (wie Storm und Paul Heyse, so daß wir die Musenzahl herausbringen) hat ein Titelblatt radirt, das heute beendigt und seines Schöpfers hoffentlich würdig sein wird.

Theodor Fontane/Bernhard von Lepel. Ein Freundschaftsbriefwechsel. Bd 2, München 1940, S. 77 f.

ARGO

Belletristisches Jahrbuch für 1854. Herausgegeben von Theodor Fontane und Franz Kugler

Dessau 1854 (8)

Darin veröffentlichte Fontane die 3 Erzählungen „Tuch und Locke", „Goldene Hochzeit", „James Monmouth" und 11 Balladen, von denen 8 freie Übertragungen aus dem Altenglischen waren.

THEODOR FONTANE AN PAUL HEYSE

Eigenhändiger Briefentwurf [Mai 1859]

Ueber unsre gestrige Rütli-Sitzung (bei Lazarus) muß ich doch noch berichten. Storm's Novelle „Späte Rosen" wurde vorgelesen. Der Stoff ist folgender. Ein Kaufmann hat eine reizende Frau, läuft aber neben ihr her wie ein Pappstoffel, s'Geschäft läßt Liebe, Leidenschaft, Sinnlichkeit nicht recht aufkommen. Er hat zwar 2 Töchter, eine bereits 12 Jahr, aber er weiß kaum selber wo sie herkommen, alles hat nur so um Gotteswillen sich ereignet. Die Geschäftssorgen lassen endlich nach wie Zahnschmerzen; er athmet auf; er baut für seine Frau ein kleines japanesisches Gartenhaus etc. So wird er 40 Jahr, morgen ist sein Geburtstag. Er steht früh auf, durchstöbert im Morgendämmer das Haus und findet in der Geburtstagsstube, als Geschenk für ihn bereits aufgebaut, ein reizendes Oelbild — das Portrait seiner Frau, wie sie als Mädchen war, d a m a l s w a r a l s e r s i e h e i r a t h e t e. Er seufzt und fühlt zum ersten Male, daß er 13 oder 15 Jahre lang ein alter Esel gewesen sei. Indessen denkt er „never too late to mend" und mit dem Bewußtsein 15 Jahre früher eine schöne Frau gehabt zu haben, geht er nun in's Zeug und bestrebt sich nachzuholen, was er versäumt hat, also — „späte Rosen!" Eigentlich ist die Sache schlimmer als ich sie hier geschildert habe, denn man sieht Storm'en beständig bibbern und zittern, wodurch die Affaire etwas höchst bedenkliches kriegt.

VERLAGSANKÜNDIGUNG DER „BALLADEN"

Eigenhändiger Entwurf

Die Balladen Th. Fontane's, die bisher vereinzelt an die Oeffentlichkeit traten und theilweis, wie z. B. seine preußischen Feldherrn-Lieder, eine rasche Popularität gefunden haben, erscheinen hier zum ersten Male gesammelt. Er hat den T o n dieser Dichtungs-Gattung wie wenige zu treffen gewußt und allen Freunden und Verehrern episch-lyrischer Dichtung, glauben wir die vorstehende Sammlung bestens empfehlen zu dürfen.
(Wenn dies zu lang ist, läßt sich's leicht bis auf die Hälfte kürzen.)

Besondere Vorliebe und Beruf scheint Fontane für die Ballade zu haben, durch welche er auch bisher dem Publikum am bekanntesten geworden sein mag. Zugleich ist dies aber die Dichtungsart, worin die angedeutete Natur des Verfassers am meisten zutage tritt; denn so wenig er es unterläßt, seine Helden sowie die Szenerie, in der sie auftreten, zu charakterisieren, so entläßt er sie doch niemals aus dem Banne und der Atmosphäre seiner empfindungsvollen Begeisterung; er begleitet sie unablässig mit seiner Liebe, seinem Zorn und seinem Mitleid, und überall und zunächst sehen wir die Gestalt des Rhapsoden selbst, der mit beredtem Munde uns diese Vorgänge schildert, auch wohl, von der eignen Darstellung fortgerissen, selber in die Szene tritt, wie dies in „Schloß Eger" der Fall ist, wo der Dichter, nachdem er uns den Tod der böhmischen Grafen geschildert, am Schlusse, die objektive Vortragsweise aufgebend, in die Handlung hineinruft: „Schau nicht in die Sterne! Rette dich, Wallenstein!" In dem schwunghaften Vortrage und dem feinen Pathos, in einer gewissen Feierlichkeit und Pracht der Sprache, wie wir solches seit Schillers Dichtungen dieser Art nur noch in dem „Herz von Douglas" von Strachwitz gefunden haben, liegt daher ein Hauptreiz der Fontaneschen Balladen.

Theodor Storm, Theodor Fontane. — In: Storm, Sämtliche Werke, Bd 8. Leipzig 1920, S. 99

BALLADEN

Berlin 1861 (16)

Wilhelm von Merckel gewidmet

Aufgeschlagen: „Archibald Douglas"

Der Kammergerichtsrat Wilhelm von Merckel war eine der tragenden Säulen des „Tunnel", gehörte auch dem „Rütli" an. Er schrieb ein paar geistvolle Satiren und verriet seine literarische Begabung vor allem in den „Tunnel"-Protokollen. Der „mir Unvergeßliche, dem ich durch mein Leben hin als einem freundlich väterlichen Helfer verpflichtet bleibe", bekannte Fontane. Merckel und seine Gattin Henriette waren die guten Geister über dem oft schwierigen Alltag Fontanes.

1863 gab Fontane Novellen und Skizzen Merckels unter dem Titel „Kleine Studien" mit einem Vorwort heraus.

WILHELM VON MERCKEL (1803—1861)

Nach einer Zeichnung von Hugo von Blomberg, 28. 11. 1859

BERLINER SCHRIFTSTELLER AUF EINER LANDPARTIE AM SCHLACHTENSEE

Holzstich nach einer Zeichnung von L. Löffler

In der obersten Reihe der dritte von links: Theodor Fontane. Zu dem Bild, das in der Illustrierten „Ueber Land und Meer" erschien, gehört folgender Text:

Das Waldfest der berliner Dichter.

Ein Märchen.

Der lang gehegte Wunsch, sich nicht länger fremd und schroff gegenüber zu stehen, eines Tages allen politischen Hader zu vergessen und fern vom Wirbel der Großstadt in freier Natur ein Bruderfest zu feiern, kam endlich zur Ausführung; ein wunderschöner Junihimmel sah das Unmögliche, die Dichter und Dichterinnen Berlins in Frieden und Freundschaft vereinigt. Es war an den Ufern des Schlachtensees. Nach einem trefflichen Diner, bei dem der Tisch von Champagner und die Lüfte von Reden und Toasten trieften, begaben sich die Klassiker Spree-Athens in den Föhrenwald zu Reifenspiel und Gesang, zu harmlosen Scherzen und herzlichen Umarmungen. Neid und Eifersucht waren glattweg aus jeder Brust; das politische Glaubensbekenntniß Jedes wurde stillschweigend anerkannt, das literarische Verdienst laut hervorgehoben. Zu rasch nur entschwand die Zeit. Als die letzten Goldwellen des verrauschenden Tages um die Baumstämme spielten, trat ein Augenblick erhabenen Verstummens unter den Lagernden ein. Es ging ein Engel, nein, die heilige Muse selbst ging durch die Versammlung. Glücklicher Weise war ein Künstler zugegen, der den schönen Moment festbannte.

Betrachten wir das Bild, so fällt uns vor Allem ein gewisser Realismus in der äußeren Erscheinung dieser Dichter auf; da ist kein wallendes Gelock, kein Aug' „in süßem Wahnsinn rollend", kein phantastisches Gewand. Nicht Einer unter ihnen sieht so aus, wie sich ein Backfischchen ihren Geibel träumt. Z. B. der dicke Herr links im Vordergrunde, hat er die geringste Aehnlichkeit mit einem Troubadour oder fahrenden Ritter? möchte man ihn nicht fragen, wo er zu Mittag speist, und ihm mit aller Gemüthsruhe Geld borgen? Und doch ist es George Hesekiel, der letzte Romantiker, der Lobredner und Sänger altdeutscher Ritter und Burgen, altdeutscher Minne und Sitte. Er ißt, trinkt und schreibt viel und gut. Er ist bei der Redaktion der „Kreuzzeitung" tätig, aber auch seine politischen Gegner ehren und verehren ihn. Die Lanze, die er für seine Partei einlegt, drückte ihm weder Noth noch Eitelkeit in die Hand, sondern er ist mit ihr groß gewachsen und er mag sie zuweilen blind führen, sein Visir war offen.

... eine gewisse hausbackene Würde in der Erscheinung und im Benehmen klebt allen berliner Dichtern an. Unter ihnen gibt es — dem Himmel Dank! — keine interessanten Schwerenöther; sie schreiben ihre Romane, Gedichte und Theaterstücke, wie Journalisten ihre Leitartikel; um zwölf Uhr muß er in die Druckerei.

Von A. Z. — In: Ueber Land und Meer. Allgemeine Illustrirte Zeitung Bd 15, I (1866), S. 75

Zwei Äußerungen Fontanes geben ein Resümee über die Jahre im „Tunnel":

Ich gehörte dem Tunnel unausgesetzt ein Jahrzehnt lang an und war während dieser Zeit, neben Scherenberg, Hesekiel und Heinrich Smidt, das wohl am meisten beisteuernde Mitglied des Vereins. Die große Mehrzahl meiner aus der preußischen, aber mehr noch aus der englisch-schottischen Geschichte genommenen Balladen entstammt jener Zeit, und manche glückliche Stunde knüpft sich daran. Die glücklichste war, als ich — ich glaube bei Gelegenheit des Stiftungsfestes von 1853 oder 54 — meinen „Archibald Douglas" vortragen durfte. Der Jubel war groß.

Von Zwanzig bis Dreißig. SW, Bd 15, S. 163 f.

Deine Mitteilungen über die letzte Tunnelkonkurrenz haben mich wieder ganz in das Treiben und all die kleinen Kämpfe und großen Aufregungen hineinversetzt, die das Leben bei uns so reizvoll machen. Ich wünsche aufrichtig, nach Jahren wieder unter den Kämpfenden zu sein; aber ich muß doch gleichzeitig bekennen, daß ich es eher für eine gnädige, segensreiche Schickung als für ein Unglück ansehe, daß ich auf so lange Zeit außerhalb dieser Aktionen gestellt bin. Als ich noch direkt unter euch war, sah ich meine damals doch auch nur literarische Beschäftigung mit der Politik schon als ein besonderes Glück an, als ein frisches, stärkendes Bad, als ein Schutzmittel gegen alle Einseitigkeit und die bei uns so häufige Überschätzung der K u n s t auf Kosten des L e b e n s. Hier hab' ich nun das Leben; die Dinge selbst, nicht mehr bloß ihre Beschreibung. Ihr Zeitungsschatten tritt an mich heran, und jede Stunde belehrt den armen Balladenmacher, daß jenseits des Berges auch Leute wohnen.

Theodor Fontane an Friedrich Eggers. London, 25. April 1856

III

IN ENGLAND

1. London

Fontane nannte sich gelegentlich einen „Anglomanen". Zieht man ab, was dabei an Selbstironie und Selbstkritik mitschwingt — bei ihm gab es keine einäugigen Bekenntnisse — bleibt doch die Tatsache, daß er sich mit kaum einem Land so viel beschäftigt hat wie mit England. Lebensstil, Weltbild, Literatur, Geschichte — auf dieser Landkarte kannte er sich aus.
Fontane war dreimal in England: im Sommer 1844 zwei Wochen; 1852 ein halbes Jahr; dann die längste Spanne von 1855—59.
Die erste Fahrt war erfüllt von der liebenswerten Euphorie eines jungen Menschen, der seinen Militärdienst unterbrechen darf. „Seit Jahren blickt ich auf England wie die Juden in Ägypten nach Kanaan", schrieb er in den Aufzeichnungen jener Tage. Ein Neuruppiner Schulfreund hatte ihn zur Fahrt nach London aufgefordert, mit einer „Reisegesellschaft", die sich von den heutigen kaum unterschied. In der Berliner Kaiser-Franz-Kaserne hatten nette Vorgesetzte den Sonderurlaub bewilligt. Fontane glaubte, London aus den Romanen von Dickens etwas zu kennen, nun aber ist er überwältigt von dem pulsierenden Leben der englischen Metropole. Schon jetzt ziehen ihn die historischen Stätten besonders an. Auf einem Ausflug nach Windsor sieht er den Zaren Nikolaus von Rußland mit seiner Kavalkade dahersprengen. Mehr aber fasziniert ihn ein Bildnis der Maria Stuart in Hampton-Court, er ist „benommen davon, diese ‚Holdselige' wenigstens im Bilde gesehen zu haben".

A VIEW OF LONDON FROM NEAR THE ADELPHI

Farbstich von D. Havell nach einer Zeichnung von H. Haseler (9)

Und ist der letzte Reiter an dir vorüber, und siehst du im Glanz der untergehenden Sonne London mit seinen Kuppeln und zahllosen schlanken Feueressen, die minarettartig sich hier und da erheben, wie eine Stadt des Propheten vor dir liegen, dann rufe dir alle die verschiedenen Bilder, die es im Lauf des Tages vor dir entfaltete, ins Gedächtnis zurück ...
Erinnre dich, daß wir aus den Docks an Bord eines Dampfers traten und, vom Tower aus die Themse hinauffahrend, die menschenbedeckten Steamer so zahllos uns vorüberfahren sahn wie die Fiaker in unsren Straßen, erinnre dich der kühngewölbten Brücken, unter denen wir dahinflogen und über welche rastlos eine dunkle Menschenwoge rollte, erinnere dich dann des City-Gewühls und der märchenhaften Pracht des erleuchteten Westends und gestehe, daß London großartig und unvergleichlich ist.

Englische Tagebücher. SW, Bd 17, S. 474 f.

A VIEW OF LONDON FROM GREENWICH PARK

Farbstich von D. Havell nach einer Zeichnung von H. Haseler (9)

London hat einen unvertilgbaren Eindruck auf mich gemacht; nicht sowohl seine Schönheit als seine Großartigkeit hat mich staunen lassen. Es ist das Modell oder die Quintessenz einer ganzen Welt.

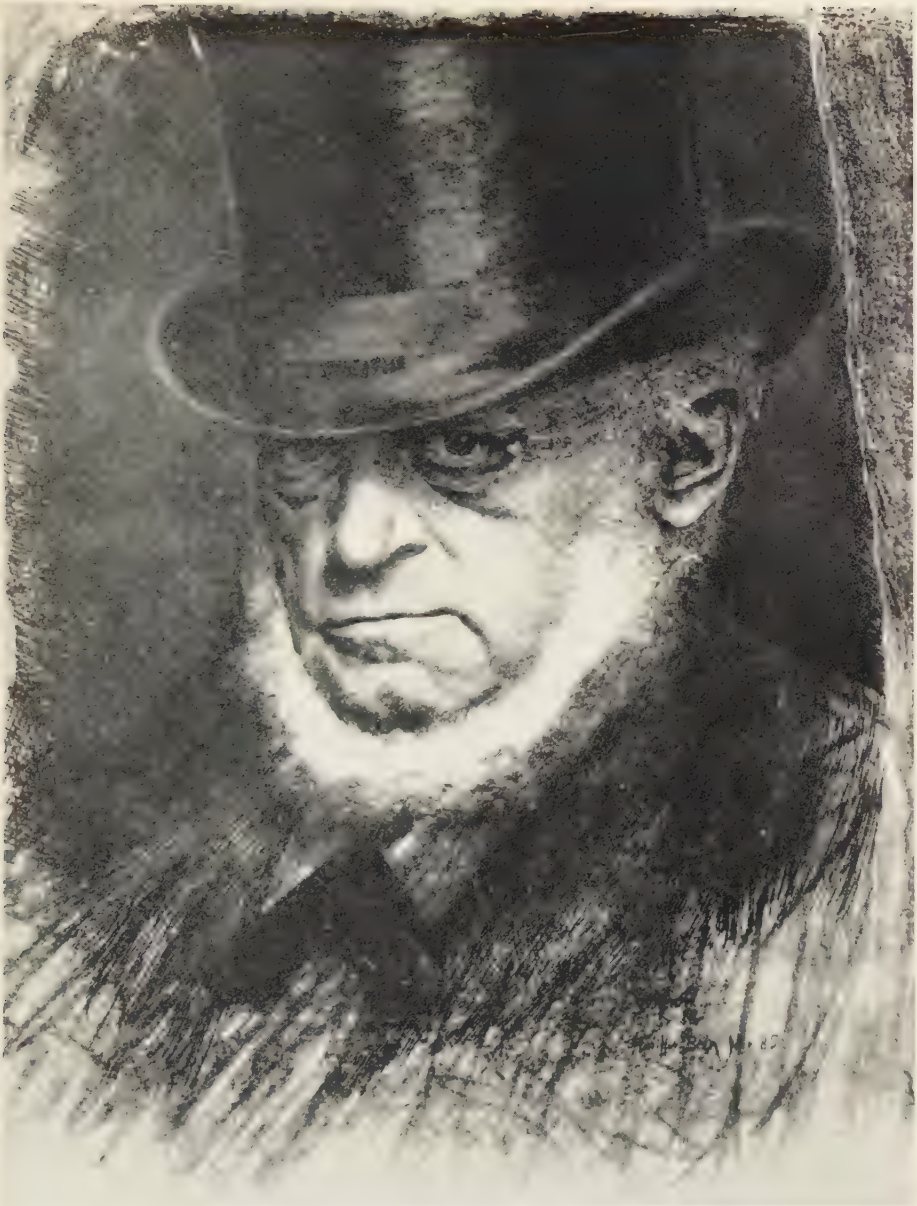
Englische Tagebücher. SW, Bd 17, S. 472

Diese Brücken sind meiner Meinung nach weitab das Bedeutendste, was London an Baulichkeiten aufzuweisen hat. Ich glaube den Grund dieser eigentümlichen Erscheinung darin gefunden zu haben, daß das englische Volk alles hat, was zu einem i m p o s a n t e n Baue ausreicht: Berechnung, Reichtum, Ausdauer, Kühnheit, — aber d a s entbehrt, was zur Schöpfung des k ü n s t l e r i s c h Vollendeten nötig ist: Geschmack und Schönheit. Sooft ich auch die Themse hinauf- und hinunterfahre, immer wieder beschleicht mich ein Staunen, wenn die Southwark-Brücke mit ihren drei Riesenbögen, deren jede eine Spannung von 240 Fuß hat, plötzlich vor mir auftaucht, und dies Staunen schwindet nur, wenn ich weiter stromabwärts gleite und die Londonbrücke, schwer und massig wie ein Gebirgsstück, über den Fluß geworfen sehe. Es läßt sich nichts Solideres denken, und wenn ich aufgefordert würde, einem Fremden in London den Punkt zu zeigen, der mir am meisten geeignet schiene, den Charakter dieser Stadt und dieses Landes zur Anschauung zu bringen, so würd' ich ihn nicht nach St. Paul und nicht nach Westminster, sondern an die granitne Brüstung dieser Brücke führen und ihn dem Eindruck dieser festen und kühn gewölbten Masse überlassen.

Ein Sommer in London. SW, Bd 17, S. 29 f.

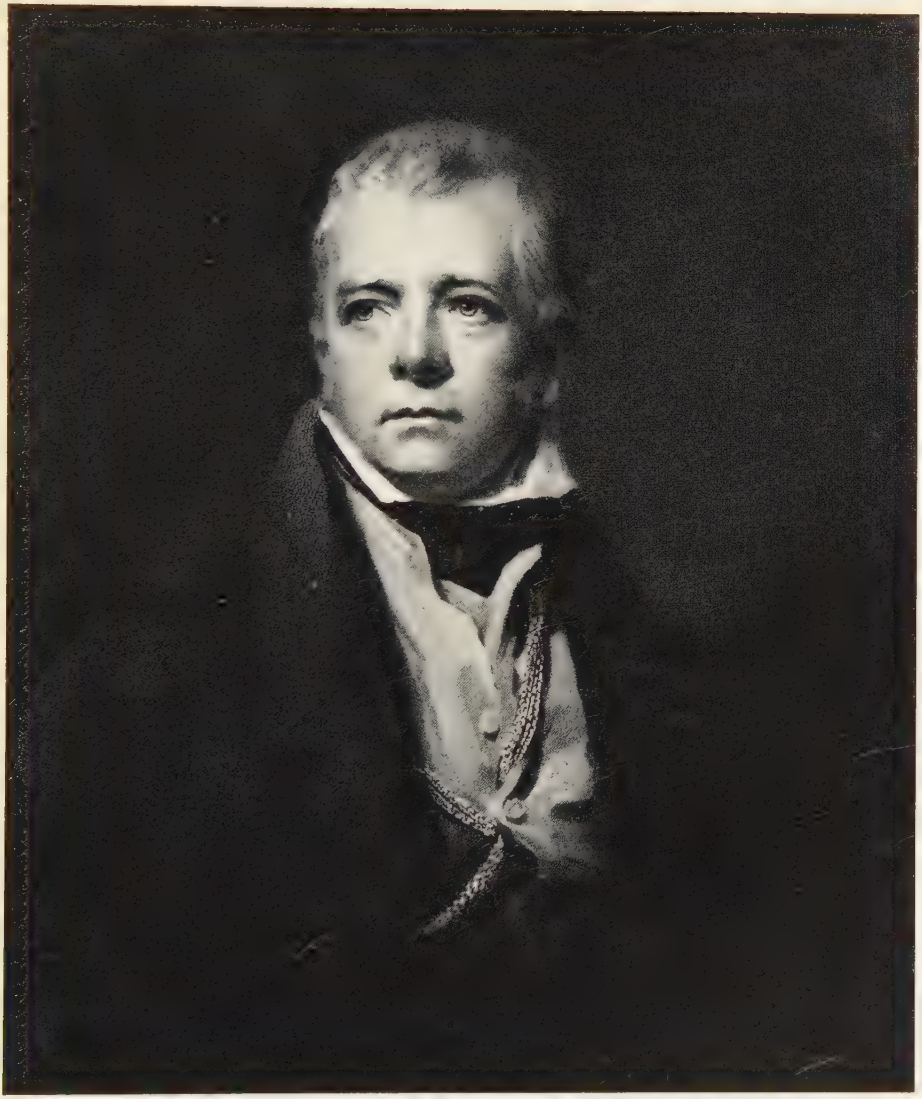
Der Zauber Londons ist — seine M a s s e n h a f t i g k e i t. Wenn Neapel durch seinen Golf und Himmel, Moskau durch seine funkelnden Kuppeln, Rom durch seine Erinnerungen, Venedig durch den Zauber seiner meerentstiegenen Schönheit wirkt, so ist es beim Anblick Londons das Gefühl des Unendlichen, was uns überwältigt — dasselbe Gefühl, was uns beim ersten Anschauen des Meeres durchschauert. Die überschwengliche Fülle, die unerschöpfliche Masse — das ist die eigentliche Wesenheit, der Charakter Londons. Dieser tritt einem überall entgegen. Ob man von der Paulskirche oder der Greenwicher Sternwarte herab seinen Blick auf dies Häusermeer richtet — ob man die Citystraßen durchwandert und, von der Menschenwoge halb mit fortgerissen, den Gedanken nicht unterdrücken kann, jedes Haus sei wohl ein Theater, das eben jetzt seine Zuhörerschwärme wieder ins Freie strömt —, überall ist es die Z a h l, die M e n g e, die uns Staunen abzwingt.

Ein Sommer in London. SW, Bd 17, S. 8



Adolph Menzel *Radierung von Karl Stauffer-Bern*

Berliner Schriftsteller auf einer Landpartie am Schlachtensee
Holzschnitt nach einer Zeichnung von L. Löffler



Sir Walter Scott
Kupferstich von William Walker nach einem Gemälde von Henry Raeburn

Stahlstich von Sands nach einer Zeichnung von Allom, um 1850

Im April 1852 ging Fontane als Korrespondent der „Preußischen Zeitung" nach London. Die Erinnerung an die jugendliche Englandfahrt vor 8 Jahren war so stark, daß er sich von einer Tätigkeit in diesem Land eine befreiende Entfaltung seiner Existenz erhoffte. In Berlin war sie schwierig und drückend geworden, seit er 1849 den wenig geliebten Apothekerberuf aufgegeben hatte, um als freier Schriftsteller und Journalist zu leben. Familiäre Sorgen kamen hinzu. Fontane hatte 1850 Emilie Rouanet, auch sie hugenottischer Abstammung, geheiratet. Dem Freunde aus dem Leipziger Apothekerjahr, Wilhelm Wolfsohn, hatte er nach der Verlobung eine kurze Charakteristik von Emilie gegeben:

Du hast das junge Mädchen bei Deinem Hiersein gesehn. Das Hervorstechende ihres Wesens ist, körperlich und geistig, das I n t e r e s s a n t e, sie wird mich auch da zu fesseln wissen, wo mir größere Schönheit, umfassenderes Wissen und selbst tieferes Gefühl auf meinem Lebenswege begegnen sollten. Mit einem Wort sie ist „liebenswürdig", sie hat jenes unerklärbare Etwas, was Allem einen Reiz verleiht; die Schwächen selbst werden so zu Tugenden gestempelt; Unkenntnis giebt sich als herzgewinnende Natürlichkeit; launenhafte Wünsche und Einfälle kleiden sich in das Gewand des Eigenthümlichen.

Theodor Fontane an Wilhelm Wolfsohn.
Berlin, 10. November 1847

Aus einer ungeborgenen und beschatteten Kindheit heraus hatte Emilie eine verständliche Sehnsucht nach bürgerlicher Reputation und Sicherheit. Ihre Ehe aber war von Anfang an durch Geldsorgen und eine ungewisse Zukunft belastet, ein Zustand, der fast bis an die Schwelle des Alters dauerte. Es konnte geschehen, daß Fontane ohne Rücksicht auf seine Familie aus besserem Wissen um das ihm Gemäße und aus leicht verletzlichem Stolz eine Position mit leidlichem Auskommen kurzerhand wieder aufgab — Lebensrhythmus eines Künstlers, der anders schlug als der etablierter Ordnungen. In einem besonderen Engpaß dieser Ehe — Fontane hatte gerade eine sichere Beamtenstelle gekündigt — gab er sich folgende Rechtfertigung:

Meine Frau, die große Meriten hat und in vielen Stücken vorzüglich zu mir paßt, hat nicht die Gabe des stillen Tragens, des Trostes, der Hoffnung. In dem Moment, wo ich ertrinkend nach Hülfe schreie und ein freundlich ausgestreckter Finger mich über Wasser halten würde, hat sie eine Neigung, ihre Hand nicht rettend unterzuschieben, sondern sie wie einen Stein auf meine Schulter zu legen. Bescheiden in ihren Ansprüchen, ist sie in ruhigen Tagen eine angenehme, geist- und verständnisvolle Gefährtin, aber ebensowenig wie sie die Stürme in der Luft vertragen kann, ebensowenig erträgt sie die Stürme des Lebens. Sie wäre eine vorzügliche Prediger- oder Beamtenfrau in einer gut und sicher dotierten Stelle geworden; auf eine Schriftstellerexistenz, die, wie ich einräume, sich immer am Abgrund hin bewegt, ist sie

nicht eingerichtet. Und doch kann ich ihr nicht helfen. Sie hat mich als Schriftsteller geheiratet und muß sich schließlich darin finden, daß ich, trotz Abgrund und Gefahren, diese Art des freien Daseins den Alltagskarrieren mit ihrem Zwang, ihrer Enge und ihrer wichtigtuerischen Langenweile vorziehe.

Theodor Fontane an Mathilde von Rohr. Berlin, 22. August 1876

Wenn diese Ehe in 48 Jahren trotz mancher Spannung nicht zerbrach, ja beide mit der Zeit immer enger zusammenwuchsen, so deshalb, weil ihre Bindung von einem unerschütterlichen Maß an Güte getragen und im Menschlichen fester geknüpft war, als es die Briefe überreizter Nerven zuweilen wahrhaben wollen. Man sollte ihre Aussagekraft in diesem Fall nicht überschätzen. Emilie Fontane war eine liebenswerte Persönlichkeit, lebenstüchtig, geistig aufgeschlossen, den „Rütli"- und „Ellora"-Gästen eine charmante Gastgeberin, ihrem Mann eine unentbehrliche Helferin beim Herstellen druckfertiger Manuskripte — nur war sie aus sehr anderem Holz geschnitzt. Noch als Siebzigjähriger bekannte Fontane, daß es der „glücklichste Gedanke" seines Lebens gewesen sei, Emilie zu heiraten.

EMILIE FONTANE

Pastell von Th. Hillwig, 1848 (6)

Im April 1852 freilich empfand es Fontane wie eine Befreiung, dem Ehealltag mit seinen Sorgen für eine Weile zu entfliehen.

Ankunft in London elf Uhr. Rätselhafterweise ein wahres Heimatsgefühl gehabt; mir wurde die Brust weit, und das Herz schlug mir höher, als mein Cab über die schöne Waterloo-Brücke hinweg in das vollste Leben der Stadt zwischen City und Westend hinabrollte. Ich vergaß für einen Augenblick alles andre: Frau, Kind, Not, Sorge — der alte Zauber dieser Londongröße ward wieder lebendig und hatte mich.

Englische Tagebücher 1852. SW, Bd 17, S. 509

Ich hätte nicht gedacht, daß die Stadt — deren rein äußerliches Leben und Treiben ich wenigstens kannte — mich wiederum so mächtig bewegen würde und noch in diesem Augenblick brauch' ich nur nach den Verbindungsstraßen zwischen City und Westend (hier herrscht das regste Leben) zu eilen, um urplötzlich meine Sorgen von mir genommen zu sehn. Die Großartigkeit dieses Schauspiels hat etwas unendlich Erhebendes; weil man sich überhaupt vergißt, vergißt man auch sein Elend und seine Noth und fühlt sich nur gehoben durch das Gefühl ein Theil jener Gesammtheit, ein Glied jener großen Menschheitsfamilie zu sein, die so lebt und solches schafft. In Bewundrung der Gattung verliert man die einzelne Species und sich mit, ganz aus dem Auge.

Du wirst vielleicht sagen: daran erkennt man den Anglomanen, den guten pp Fontane, der seit Jahr und Tag in alles englische Wesen vernarrt ist. Ich muß das gerade jetzt bestreiten: vieles behagt mir gar nicht und läßt mich, wenn ich vergleiche, deutlich einsehn, daß wir in aberhundert Dingen weit voraus sind. Zudem hab' ich p e r s ö n l i c h noch gar nichts Angenehmes oder Bestechendes erlebt und höre von Deutschen, selbst von solchen denen es hier gut geht und die gar nicht daran denken England zu verlassen, daß es in Deutschland eigentlich besser sei. Wie viel daran wahr ist, laß ich dahingestellt, aber das darf ich nach einer 8tägigen Erfahrung bereits versichern, daß mein diesmaliges Urtheil über London anders ausfallen wird, als vor 8 Jahren. Ich war damals unerfahren, gutmüthig und wenn ich so sagen darf schwärmerisch genug, alles was ich a n d e r s fand auch sofort b e s s e r zu finden...

Theodor Fontane an seine Mutter. London, 28. April 1852

Die sechs Monate standen unter keinem guten Stern. Fontane war nicht mehr der jugendliche Enthusiast auf einer Vergnügungsreise; in einer mißlichen finanziellen wie gesellschaftlichen Lage mußte er für sein täglich Brot schreiben. Als Journalist geriet er in das Räderwerk politischer Cliquen und Parteilichkeiten, wenngleich er sich überwiegend auf Berichte aus dem Kulturleben beschränkte. Vergeblich versuchte er, sich als Deutschlehrer zusätzlich ein paar Pfennige zu verdienen. Den heimlichen Plan, sich in London anzusiedeln, mußte er bald begraben. Aus dem Blickwinkel der eigenen Misere beobachtete er den wirtschaftlichen Aufstieg Englands und die beginnende Industrialisierung, damit verbunden die Vergötterung eines rüden Merkantilismus, Parvenutum und die Vergröberung gesellschaftlicher Formen. Das Deprimierende seiner inneren Verfassung färbte die Berichte an seine Zeitung. Bezeichnend, daß er es nicht wagte, Charles Dickens einen Besuch zu machen, in dessen Nähe am Tavistock Square Fontane damals wohnte. Ein Lichtblick ist die Lektüre von Thackerays „Vanity Fair".

Boz [Dickens] und Thackeray sind unübertroffen, vielleicht überhaupt unübertrefflich, in daguerreotypisch treuer Abschilderung des Lebens und seiner mannigfachsten Erscheinungen. Der letzte Knopf am Rock und die verborgenste Empfindung des Herzens werden mit gleicher Treue wiedergegeben. Sie sind vollendete Charakterdarsteller.

Aus: Gustav Freytag. — In: Literarische Essays. SW, Bd 21, I, S. 216 f.

Da Fontane einen Menschenkreis für sein mitteilsames Temperament in diesen Monaten nicht findet, besucht er Museen und Galerien und notiert das Gesehene in seinem Tagebuch.

THE NATIONAL GALLERY — CHARING CROSS

Kolorierter Stahlstich von Sands nach einer Zeichnung von Allom, um 1850

THE NEW HOUSES OF PARLIAMENT

Farbige Lithographie von Baxter

Der echte John Bull hat auch noch einen andren Spleen, der jedenfalls unverzeihlicher ist als die Bewunderung des „wonder's of the world", das ist die Bewunderung seiner neuen Houses of Parliament. Diese Parlamentshäuser sind da und haben viel Geld gekostet, das beides steht fest. Namentlich der letztere Umstand läßt den Gedanken gar nicht aufkommen, daß sie vielleicht doch nichts taugen könnten. Der praktische Sinn des Engländers sträubt sich dagegen, so viele Pfund Sterling vergeblich ausgegeben zu haben. Er wiederholt dir Mal auf Mal, daß das Gebäude 900 Fuß lang und einer seiner vielen Türme, zunächst noch in der Intention, 340 Fuß hoch sei; er weist dir nach, daß die Ornamente am Dach und an den Türmchen dem wonder of the world getreulich nachgebildet seien, und ruft dir, wenn nichts mehr helfen will, mit komischem Eifer zu: „Nun, da hätten Sie erst die alten sehen sollen." Aber freilich, es werden auch Gegenstimmen laut und sprechen unumwunden aus, daß die Sache äußerlich und innerlich total verdorben sei. Es ist ein Mißverhältnis da zwischen der Höhe des Gebäudes und der Höhe des großen Südwestturms; endlose Ornamente, die überall sich vordrängen, nehmen ihm den Charakter schöner Einfachheit und lassen das Ganze trotz seiner riesigen Dimensionen kleinlich und fast unwürdig erscheinen. Man forscht nach einem Zweck dieser Schnörkeleien und kann keinen andern finden als den, daß sie da seien, um Staub und Rauch zu schlucken und den Raum herzugeben für viele tausend Schwalbennester.

Ein Sommer in London. SW, Bd 17, S. 32

„Ein Sommer in London" nannte Fontane die Sammlung von Artikeln und Aufzeichnungen, auch solchen der ersten England-Reise, die er später als Summe seiner Eindrücke zusammenstellte.

Das dem Erscheinen nach neueste Werk Fontanes, „Ein Sommer in London", eine Frucht seines zweimaligen Aufenthalts daselbst, bestätigt uns, was wir vorhin über die dichterische Persönlichkeit des Verfassers gesagt haben. Bei aller Kenntnis des Landes sowie seiner Geschichte und Literatur, womit ohne Zweifel ausgerüstet er dort die Dinge und Verhältnisse angeschaut, erhalten wir nicht sowohl eine Darstellung dieser Dinge selbst, als vielmehr des Eindrucks, den sie ihm zurückgelassen, und dadurch freilich ein ebenso interessantes als geistvolles Buch, worin fast jedes Kapitel sich zu einem kleinen abgeschlossenen Ganzen abrundet.

Theodor Storm, Theodor Fontane. —
In: Storm, Sämtliche Werke, Bd 8. Leipzig 1920, S. 105

Durch die Neutralität Preußens während des Krim-Krieges zwischen England und Rußland ergab sich im Jahre 1855 für Fontane wiederum die Möglichkeit, in das trotz mancher Enttäuschung noch immer geliebte Land zu reisen. Man sah in London das Beiseitestehen Preußens nicht gern. Fontane sollte an der Themse eine „Deutsch-Englische Korrespondenz" aufbauen, um die Neutralitätspolitik der Regierung zu unterstützen. Wegen seiner englischen Orts- und Personalkenntnisse, seiner Vertrautheit mit der englischen Sprache schien er dem preußischen Ministerium besonders geeignet. Doch Fontanes Arbeit während des ersten Jahres bestand aus zermürbender Korrespondentenroutine, Übersetzen, Exzerpieren und unbefriedigendem Hantieren mit Schere und Kleister bis in die Nacht. In einem Brief an seinen Berliner Korrespondenzpartner und Vorgesetzten, Dr. Ludwig Metzel, schildert er seine Situation:

Seit Jahren lieb' ich und studir' ich jenes e i n e große Kapitel — England. Seine Sprache, seine Literatur, seine Geschichte und auch ein Stück seines modernen Lebens kenn' ich, was man so „kennen" heißt und der größte Wunsch der mich erfüllt ist der, daß dies s o g e n a n n t e Kennen zu einem w i r k l i c h e n werden möge. Plötzlich heißt es: reise! Mir ist als thäten sich die Himmel vor mir auf. Ich klappe die Balladenbücher zu, ich stehe auf von der verhältnismäßig mußevollen Lektüre engl. Zeitungen in der Luisen- und in der Leipziger-Straße; Praxis, Anschauung, Unmittelbarkeit soll an die Stelle grauer, langweiliger und mühevoller Theorie treten. Ich komme an, ich lebe mich ein und — was hab' ich zuletzt? Nie, seit 5 Jahren, bin ich weiter ab gewesen von England als in diesem Augenblick. Von Studium keine Rede. Vom englischen Handel — zu jeder Zeit meine schwache Seite — weiß ich noch gerade so wenig wie vor 6 Monaten wo ich aus dem Dampfschiff stieg und selbst das allertrivialste Lernen, das Lernen mit den Sinnen, mit Aug und Ohr, ist mir versagt. Heute ist der 9te Tag, daß ich nicht aus dem Hause gekommen bin, mit Ausnahme eines Sonntagsspatziergangs im James-Park und eines Geschäftsgangs zu Rothschild um Geld zu holen. Dabei bin ich nicht träg, nie vor 2 zu Bett, aber es geht nicht anders. Heißt das leben in London? Können Sie sich da wundern, wenn man aufjauchzt bei dem Gedanken, daß es vielleicht einmal anders wird? Der König von Sardinien war hier, der Lordmayor fuhr auf der Themse nach Westminster, ein großes Gastmahl zu Ehren Victor Emanuels war in Guildhall, die Königin fuhr in's Parlament und sprach im Hause der Lords — ich habe keinen Fetzen davon gesehn und keinen Wisperton gehört. So wird es bleiben, wenn nicht die gnädigen Götter und Dr Metzel eine Aenderung belieben. Sprechen Sie nicht von unsren Rivalen, verweisen Sie mich nicht auf d i e und fügen hinzu: sieh, d i e machen's. Die Correspondenz zu machen war b i s h e r ein Spaß; das Aufreibende liegt in der Concurrenz und doch ist Kauffmanns Kraft ohnehin gebrochen und der Mensch alt geworden vor der Zeit. Ertrag' es wer es m u ß, aber rette sich wer kann. Arbeit ist gut, aber Ueberarbeit ist Tod.

Theodor Fontane an Ludwig Metzel. London, 27. Februar 1856

THEODOR FONTANE AN EMILIE FONTANE

Eigenhändiger Brief. London, 19. Dezember 1855

...
Es kann nicht sein; am Londner Strand,
In Simpson's stolzer Taverne,
Legt an die Stirn er seine Hand
Und träumt sich ferne, ferne.
Es sieht durch Nebel und über das Meer
Eine Fülle lieber Gesichter,
Und heimisch wird es um ihn her
Als brennten die Weihnachtslichter.

Meine liebe Frau.

Mal wieder Verse! Es ist wirklich alles mögliche. Freu dich daran, in Ermangelung von etwas Bessrem. Ich hatte vor Dir ein seidnes Kleid zu schicken; aber es wäre doch am Ende zu unsinnig gewesen; Du hast es besser und billiger und hübscher in der Heimath. Fordre es Dir aber von mir, wenn wir uns wiedersehn.

Nach einem Jahr wurde die Korrespondenz eingestellt. Sie war finanzstärkeren Konkurrenzunternehmen, die außerdem der jeweiligen Volksstimmung zum Munde redeten, nicht gewachsen. Fontanes schmale Basis schwankte wieder bedenklich.
Die Wende zum Guten kam, als sich das Ministerium in Berlin entschloß, Fontane als Mitarbeiter der Londoner Gesandtschaft in ein festeres Anstellungsverhältnis zu übernehmen. Damit besserte sich nicht nur seine finanzielle Lage — er gewann auch Zeit, die englische Umwelt gründlich zu studieren. Der Radius seiner Wirksamkeit wie die inneren Perspektiven wurden weiter. Die Kenntnisse der geschichtlichen und politischen Zusammenhänge vertieften sich.

HAUS NORMANDIE

Eigenhändige Notizen zur englischen Geschichte

Fontane war nun endlich in der Lage, sich ein Haus zu mieten und die Familie nachkommen zu lassen. Er hatte davon den Berliner Freunden ausführlich erzählt.

Überhaupt glaub ich, daß ich durch meine Schilderung die Vorstellung von einem Feenschloß hervorgerufen habe, das doch nicht ganz vorhanden ist. Nur die beiden drawing-rooms sind groß, geschmackvoll und selbst elegant; Flur und Schlafzimmer hübsch; alles übrige praktisch, wohnlich, ausreichend,

aber doch eigentlich puppenstubenhaft. Die Speisekammer hat die Ausdehnung eines Wandschranks (kaum); der Waschkessel hält die richtige Mitte zwischen einem wirklichen Kessel und einem Fingerhut *; der Garten ist gerade groß genug, um 2 Windeln und 1 Taschentuch drin zu trocknen, und das Fremdenzimmer (was aber niemanden abschrecken soll) hat die Dimensionen einer größeren Mausefalle. Auf dem Dach ist es gewiß sehr hübsch, und die Aussicht muß reizend sein, da wir fast auf der Höhe eines Hügels wohnen, aber die Wahrheit zu gestehn, ist noch niemand von uns durch die Luke gekrochen, und ich werde erst heut nachmittag, nach Zusammenraffung meines Muts, das Wagstück vornehmen, um Ihnen in einem PS. sagen zu können, wie es denn eigentlich ist.

* [Von der Hand Emilie Fontanes:] Schreckliche Übertreibung! [Dahinter von der Hand Fontanes:] (keineswegs).

Theodor Fontane an Henriette von Merckel.
London, 20. September 1857

2. „Jenseit des Tweed" · Walter Scott

Die englischen Jahre Fontanes erfuhren ihre Krönung in der Reise nach Schottland mit dem Freunde Bernhard von Lepel.
Durch die ungewöhnliche Beliebtheit der Dichtungen von Walter Scott während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts — sowohl erlesenste Geister wie das Publikum der Leihbibliotheken lasen ihn — wurde Schottland zu einer poetischen Provinz, zum bevorzugten Eldorado literarischer Enthusiasten. Die Begeisterung für schottische Natur und Vorzeit wurde durch ihn in Europa geweckt. Achim von Arnim, der sich schon 1803 die Urheimat der Balladen erwandert hatte, schrieb, „daß Scotts Schriften das schottische Hochland zum Ziel der Wallfahrten jener Reisenden erhob, welche durch das Eindringen in die Örtlichkeit sich als Mitbürger der phantastischen Welt einzuverleiben hofften". Theodor Fontane lernte den Dichter der Waverley-Erzählungen schon als Kind durch seinen Vater kennen, der ein eifriger Scott-Leser war. Ihre Lektüre gehörte zu seinen bestimmenden Jugendeindrücken. Es war zunächst vor allem die lebendige und farbige Vermittlung von Geschichtsstoff, die ihn anzog. Den angehenden Dichter aber wird das Wechselspiel zwischen Poesie und Geschichte nicht mehr loslassen.

Von Kindesbeinen an hab' ich eine ausgeprägte Vorliebe für die Historie gehabt. Ich darf sagen, daß diese Neigung mich geradezu beherrschte und meinen Gedanken wie meinen Arbeiten eine einseitige Richtung gab. Als ich in meinem zehnten Jahre gefragt wurde, was ich werden wollte, antwortete ich ganz stramm: Professor der Geschichte. (Dies ist Familientradition, die es erlaubt sein mag zu zitieren.) Um dieselbe Zeit war ich ein enthusiastischer Zeitungsleser, focht mit Bourmont und Duperré in Algier, machte vier Wochen später die Julirevolution mit und weinte wie ein Kind, als es nach der Schlacht bei Ostrolenka mit Polen vorbei war. Seitdem sind dreiundzwanzig Jahre vergangen, doch weiß ich noch alles aus der Zeit her. — Dann kam ich aufs Gymnasium. Als ich ein dreizehnjähriger Tertianer und im übrigen ein mittelmäßiger Schüler war, hatt' ich in der Geschichte solches Renommee, daß die Primaner mit mir spazieren gingen und sich — ich kann's nicht anders ausdrücken — fürs Examen durch mich einpauken ließen. Zum Teil war es bloßer Zahlen- und Gedächtniskram, doch entsinne ich mich andrerseits deutlich eines Triumphes, den ich feierte, als ich meinen Zuhörern die Schlachten von Crécy und Poitiers ausmalte. 13½ Jahre alt kam ich auf die hiesige Gewerbeschule, wo gar kein Geschichtsunterricht war und ich mich aus diesem und hundert anderen Gründen unglücklich fühlte. Meine Neigung blieb indes dieselbe. In meinem fünfzehnten Jahre schrieb ich mein erstes Gedicht, angeregt durch Chamissos „Salas y Gomez". Natürlich waren es auch Terzinen. Gegenstand: die Schlacht bei Hochkirch. Zwei Jahre später, als ich schon Apotheker war, leimte ich ein kleines Epos zusammen: Heinrich IV. Und das Jahr darauf

schrieb ich meine erste Ballade, die ich vielleicht, ohne Erröten, noch jetzt als mein Machwerk ausgeben könnte. Die Ballade hieß „Vergeltung", behandelte in drei Abteilungen die Schuld, den Triumph und das Ende des Pizarro und wurde unter Gratulationen von dem betreffenden Redakteur in einem hiesigen Blatte gedruckt. In meinem zwanzigsten Jahre kam ich nach Leipzig, was mir damals gleichbedeutend war mit Himmel und Seligkeit. Es kam die Herweghzeit. Ich machte den Schwindel gründlich mit, und das Historische schlug ins Politische um. Dem vielgeschmähten Tunnel verdank' ich es, daß ich mich wiederfand und wieder den Gaul bestieg, auf den ich nun mal gehöre. Das Gedicht „Towerbrand" machte eine Art Sensation (ich schrieb es nach meiner e r s t e n englischen Reise, noch voll von Londoner Eindrücken) und entschied gewissermaßen über meine Richtung.

Theodor Fontane an Theodor Storm. Berlin, 14. Februar 1854

In demselben Jahre noch [1848], ich weiß nicht mehr in welcher Veranlassung, kamen mir Bischof Percys „Reliques of ancient English poetry" und bald danach auch Walter Scotts „Minstrelsy of the Scottish border" in die Hände, zwei Bücher, die auf Jahre hin meine Richtung und meinen Geschmack bestimmten. Aber mehr als der mir aus ihnen gewordene literarische und fast möchte ich sagen Lebensgewinn gilt mir der unmittelbare G e n u ß, den ich von ihnen gehabt habe. Sachen sind darunter, wie zum Beispiel „Der Aufstand in Northumberland" — zwei längere Balladen aus der Zeit der Königin Elisabeth —, die mich noch heute mit Entzücken erfüllen...

Von Zwanzig bis Dreißig. SW, Bd 15, S. 163

Im August 1858 fuhr Fontane nach Schottland mit dem Gefühl, ein Reich der Poesie zu betreten, in welchem er Bürgerrechte genoß. Er überschritt den Tweed in der Hochstimmung und Empfindlichkeit eines Liebenden. Jeder Fabrikschornstein in Glasgow störte. Eine der ersten wichtigen Stationen war Edinburgh.

EDINBURGH VOM CALTON HILL AUS GESEHEN

Kolorierter Stahlstich (2)

Jeder ehrliche Schotte hält diesen Punkt für den schönsten in der Welt, eine Ansicht, worüber er sich mit den Bewohnern von Neapel und Palermo und noch mehr mit jenen auseinandersetzen mag, die, aus tristeren Gegenden nach dem Süden pilgernd, jene schönen Punkte unter dem Vorteil des Kontrastes und mit verklärendem, feiertäglichem Auge sehn...
Es ist nicht die L a g e allein, die diese Eindrücke schafft, es sind ebensosehr die D i n g e, die sich diese Lage zunutze gemacht und sich, derselben entsprechend, auf ihr errichtet haben. Die Solidität des Materials wie des Baustils steht ebenso untereinander wie mit der ganzen Örtlichkeit im Ein-

klang und gibt dem Ganzen jenen großstädtischen Charakter, den ich, mehr noch wie ihre Schönheit, als den eigentlichen und frappantesten Zug dieser Stadt hervorheben möchte. Auf grauen Felsen steigen graue, acht Stock hohe Felsenhäuser in die Luft, phantastisch schnörkelt sich, einer silbergrauen Brautkrone nicht unähnlich, der Turm von St. Giles über die Häuser empor, und gemeinschaftlich über dem Ganzen liegt jener graue Nebelschleier, der den Zauber dieser nordischen Schönheitsstadt vollendet. Der Reiz der Farbe fehlt, aber man vermißt ihn nicht, ja erschrecken würd' es uns, den vollendeten Karton, der vor uns liegt, in einen Buntfarbendruck verwandelt zu sehen. Das Grau dieser Häuser entspringt jenem unbestimmten Farbenton, der uns inmitten alter Dome so oft entzückt und zur Andacht gestimmt hat.

Jenseit des Tweed. SW, Bd 17, S. 198 f.

Der heimliche Cicerone dieser Reise zu den dichterisch verklärten Stätten der schottischen Historie war Walter Scott. Er blieb auch später für den nach Deutschland heimgekehrten Fontane der Nächste, Liebste, Umworbenste unter den Dichtern, eine nie versiegende Quelle der Auseinandersetzung und bewundernden Genießens.

SIR WALTER SCOTT

Kupferstich von William Walker nach einem Gemälde von Sir Henry Raeburn R. A. (12)

Er hat ganz den Stempel des Genies, und zwar nicht in dem einen oder andern, sondern in allem. Immer jung, bis zu dem Momente, wo Unglück und Krankheit ihn niederwarfen, von immer gleicher Kraft und Frische. Ein Sonnenschein war um ihn her. Der ganze Mann leuchtete. Sein eigenes Wort zu gebrauchen: „He did the honors for all Scotland"; er war der eigentlichste Beherrscher seines Landes, weit mehr als Georg IV. mit seinen Brummels und seinem weißgestickten Jabot, und wie es in einem schottischen Sprichwort heißt:

A Kings face
Shall give grace —
Eines Königs Blick
Bringt Glück,

so beglückte und begnadete auch Sir Walter, wohin er sah. Sein ganzes Leben war ein unausgesetztes Wohltun; er trug ein Füllhorn, unerschöpflich, weil seine Liebe, seine reiche Begabung und das Glück, das mit den Guten und Heiteren ist, es immer aufs neue füllten. Alles hing an ihm. Die Tiere seines Hauses umdrängten ihn, wenn sie ihn kommen sahen, denn er kam nur, um zu liebkosen, zu streicheln und — zu geben. Seinen Dienern der gütigste Herr, seinen Gästen der gastlichste Wirt, seinen Kindern ein Ideal

des Lebens. Arglos, neidlos, loyal und pietätvoll. Sein Herz für Schottland und seine Werke für die Welt, so ist er durch die Zeitlichkeit gegangen, wie ein großer Beglücker, Segen auf allen seinen Spuren.
So Scott. Eine Natur ganz aus dem vollen.

Aus: Willibald Alexis. — In: Literarische Essays und Studien. SW, Bd 21, I, S. 208

... W. Scotts Erzählungen eines Großvaters. Er schrieb diese Erzählungen, die eine poetische Darstellung der Geschichte Schottlands sind, vor 50 Jahren für seinen siebenjährigen Enkel, der jetzt Abbotsford besitzt und dessen Bildnis in Husarenuniform ich gesehn habe. Der Enkel wird sich wohl damals und vielleicht auch später nicht viel daraus gemacht haben. Aber der große „Waverley"-Dichter schrieb es, noch weit tiefer hinunter, für ein Wickelkind, das damals eben geboren in der Löwenapotheke zu Neuruppin in einer Wiege lag. Und besagtes Wickelkind, jetzt leidlich ausgewachsen, entzückt sich an jeder Zeile, an der Kindlichkeit, an der klassischen Einfachheit des Ausdrucks und ruft lauter denn je: „Hoch, Scott; — ihr andern seid doch alle nur Nachtwächter."

Theodor Fontane an Emilie Fontane. Thale, 20. Mai 1868

WALTER SCOTT, DAS HERZ VON MID-LOTHIAN

Ein Roman vom Verfasser des Waverley. Aus dem Englischen übersetzt von E. W.

Stuttgart 1828

(Scott, Sämmtliche Werke. Bd 125/129)

THEODOR FONTANE AN EMILIE FONTANE

Eigenhändiger Brief. Erdmannsdorf, 2. September 1868

Gearbeitet . . . hab ich wenig; doch verzeih ichs mir. Ich habe ein einziges Kapitel geschrieben, dabei aber viele Kapitel gelesen, nämlich das ganze „Heart of Midlothian". An einzelnen Stellen nicht viel 'was andres als ein höhrer Räuber-Roman, ist doch das Ganze von einer so kolossalen Schönheit, daß ich — von meinen leicht fließenden Thränen (ich habe sie glasweise vergossen) gar nicht zu reden — viele Male aufgesprungen bin und in Bewundrungs-Adressen an den Todten mein Zimmer durchmessen habe. Durch das Ganze, hundert andrer Vorzüge zu geschweigen, zieht sich eine Gabe, Menschen das Natürliche, immer Richtige sagen zu lassen, die, wenn wir Shakespeare und Goethe aus dem Spiel lassen, kein andrer hat. Ich finde dies das Größte.

... Scott, in dem ich täglich lese, interessiert mich wieder aufs höchste. Im einzelnen ist es angreifbar: breit, vollgestopft mit Notizen von höchst zweifelhaftem Interesse, nicht allzu sorglich in der Ausführung, nicht allzu tief in der psychologischen Behandlung, aber enfin doch ganz einzig. Ein reicher, gottbegnadeter Mann, der da spielen durfte, wo andre sich im Schweiße ihres Angesichts quälen. Alles einfach, natürlich, humoristisch und voll so entzückender Oasen, daß man die zwischenliegenden Steppen gern mit in den Kauf nimmt.

Theodor Fontane an Emilie Fontane. Thale, 13. August 1877

Auf seiner Reise durch Schottland endete der Besuch von Abbotsford, dem Landsitz des 1832 verstorbenen Dichters, für Fontane mit einer Enttäuschung, wahrscheinlich weil er ihn mit zu hochgespannten Erwartungen begonnen hatte. Ihn störte der museale Charakter des Hauses, auch die Form der Selbststilisierung seines früheren Besitzers.

Wir atmeten auf in der frischen Luft und fühlten uns wie von einem leisen Drucke befreit. Welcher Art dieser Druck war, worin er seinen eigentlichen Grund hatte, ist schwer zu sagen. Ob es die schwüle Luft der Zimmer oder die geistige Atmosphäre der „Romanze in Stein und Mörtel" war, ich mag es nicht entscheiden; vielleicht wirkte beides zusammen. Als der Dichter selbst noch lebte, er, dem diese Dinge etwas bedeuteten, eine Herzenssache waren, belebten sie sich unter dem lebendigen Wort, das er ihnen entgegentrug, wie die alte Sage Fels und Baum unter dem Klang der Leier lebendig werden läßt; jetzt aber, wo diese Klänge schweigen, sind die Steine wieder Stein, und selbst derjenige, der mit schottischer Dichtung und Geschichte wohlvertraut ist, schreitet durch diese Zimmer hin wie durch die Säle eines Wachsfigurenkabinetts.

Ich schied von der „Romanze in Stein und Mörtel" ohne besondere Gehobenheit der Stimmung, jedenfalls ohne alle Begeisterung; dennoch blick' ich mit Freuden auf jenen stillen grauen Tag zurück. Die Fahrt nach Abbotsford war eine Pilgerfahrt, eine erfüllte Pflicht, ein Zug, zu dem das Herz drängte. Was wäre der Ruhm Schottlands ohne die Erscheinung Walter Scotts! Er hat die Lieder seines Landes gesammelt und die Geschichte desselben durch eigene Dichtungen unsterblich gemacht. Eine volle und reine Befriedigung gewährt es mir jetzt, das Zinnen- und Giebelhaus durchwandert zu haben, das a u c h eine Schöpfung seines dichterischen Genius war und das — wie weit es gegen andere Schöpfungen seines Geistes zurückstehen mag — doch immer die Stätte bleibt, w o d e r W u n d e r b a u m d e r R o m a n t i k seine schönsten und vor allem seine g e s u n d e s t e n Blüten trieb.

Jenseit des Tweed. SW, Bd 17, S. 407 f.

MELROSE ABBEY

(Nach Walter Scott.)

Eigenhändiges Gedicht

BALLADEN II.

(Englisch-Schottisches.)

Teil einer handschriftlichen Gliederung zur 3. Auflage seiner Gedichte

PAUL HEYSE AN THEODOR FONTANE

Eigenhändiger Brief. München, 17. November 1860 (18)

Nun aber das, was mir die Hauptsache ist der Dank für die beiden ganz prächtigen Bücher. Die Balladen sind ein wahrer Schatz für mich und ich werde nicht satt sie zu lesen. Wie manches Symposion werden sie nun noch illustrieren helfen und das Ihrige thun, Deinen Namen in einem gewissen Gedächtniß dick zu unterstreichen. Von ganz anderem nicht minder großen Genuß war mir das Buch über England, das ich von hinten nach vorn verspeist habe, oft mit dem dankbarsten Schnalzen der Zunge. Ich entsinne mich nicht, auf meine alten Tage so viel auf so angenehme Art gelernt, ein so deutliches, weites und reiches Bild von irgend einem Volksgeiste auf einen Schlag gewonnen zu haben. Ich gehe jede Wette ein, daß über Jahr und Tag nicht vier Bogen in dem ganzen Buch sein werden, die nicht irgend wo ihren Dieb und Nachdrucker gefunden haben. Bravo, T e o d o r o m i o!

Die „Balladen" erschienen mit einer Widmung an Wilhelm von Merckel am 1. Oktober 1860 bei Wilhelm Hertz. Im gleichen Jahr lag der Band „Aus England" bei dem Stuttgarter Verlag Ebner und Seubert vor.

JENSEIT DES TWEED

Bilder und Briefe aus Schottland

Berlin 1860

Titelblatt mit eigenhändiger Widmung an Paul Heyse: „Seinem lieben Paolo"

Es waren schöne Tage (16) und wenn ich, so Gott mich leben läßt, längst ein alter Krepel sein werde, der die Vossische liest und bei Odeum's Kaffe trinkt, werd' ich alten Staatshämorrhöidarien mit einem letzten Rest von Feuer — während sie ihre Sechser-Cigarre rauchen — von Edinburg erzählen und von Stirling und Perth, und von Inverneß und dem Schlosse Macbeths drin König Duncan ermordet wurde. Wenn dann die alten Jungen das

Maul aufsperren und die letzten Haare die ihnen Gott gelassen hat sich in die Höhe sträuben, werd' ich dieser schottischen Reise, an der Hand eines lieben und n a c h s i c h t i g e n Freundes in Wehmuth und Dankbarkeit gedenken und mit größrer Dankbarkeit vielleicht als in diesem Augenblick, wo mich eine Reihe unerfüllter Wünsche mehr beschäftigen als das was genossen ist und hinter mir liegt ...

Theodor Fontane an seine Mutter. London, 17. September 1858

IV

DER JOURNALIST

Emilie Fontane *Pastell von Th. Hillwig, 1848*

Berlin, Café Bauer Unter den Linden *Postkarte um 1890*

Von der Feder leben hieß für Fontane sein Tagegeld jahrzehntelang als Zeitungsschreiber verdienen. Die Honorare für seine ersten Bücher waren nach heutigen Vorstellungen erbärmlich gering. Auch Nachhilfestunden und Pensionäre brachten nur eine vorübergehende und keine lukrative Zubuße. So lernte Fontane das Metier des Journalisten von der Pike auf kennen. Über weite Strecken ein hartes Brot. In London saß er zeitweise wie der „Zeitungscorrespondent" aus der bekannten Karikatur seines „Tunnel"-Bruders Hosemann in einem Café, um die dort vorhandenen Zeitungen auszubeuten, weil das Geld zu einem Abonnement fehlte. Wie ein Stoßseufzer — wenngleich mit viel Galgenhumor aufgefangen — klingt ein Gedicht aus dieser Periode, das er an Franz Kugler („Tunnel"-Name: Lessing) schickte:

An Kugler

Mein lieber, bester Lessing.

Es ist nicht warm in meinem Quartier,
Es ist nur höchstens wärmlich,
Und Ärger und Sorge, ach, glaube mir,
Ich fühle mich ganz erbärmlich.

Die Zeitung will nicht recht vom Fleck,
Eintreffen täglich Rüffel,
Und dieser Zeitungsmäusespeck
Ist ohnehin nicht Trüffel.

Heut heißt es: Freund, wir brauchen Ideen,
Und morgen: wir brauchen Facta,
Am dritten Tag: so kann es nicht gehn,
Depeschen, Freund, und Akta!

Am vierten Tag: nicht so viel Krieg,
Am fünften: nicht so viel Frieden
Und Sie müssen nicht jeden Zeitungssieg
Zu 'nem Glaubensartikel schmieden.

Am sechsten: immer die Maske vor,
Am siebenten: Maske herunter;
Im Kopfe, den ich schon halb verlor,
Wird's immer kunterbunter.

Balladen und Gedichte. SW, Bd 20, S. 585 f.

ZEITUNGS-CORRESPONDENT
Lithographie von Theodor Hosemann (32)

Um eines Existenzminimums willen tat Fontane mit mehr oder weniger schlechtem Gewissen Dienst bei politisch abgestempelten Blättern, in deren

Schablone er nicht zu pressen war. Seine innere Unabhängigkeit und Vorurteilslosigkeit brachte ihn immer wieder in Konflikt mit den Konformisten der Redaktionen. Er konnte sich mit ihren Programmen schon deshalb schwer arrangieren, weil ihn an den Vereinfachungen, Kurzsichtigkeiten und dem Gezänk des politischen Getriebes nur das Fortschreiten eines historischen Prozesses interessierte, der dahinter transparent wurde. So konnte er in politicis leicht in den Geruch eines „unsicheren Kantonisten" kommen. „Ich bin ganz einfach Fontane", schrieb er einmal an den Freund Bernhard von Lepel — eine Reaktion gesunden Selbstgefühls, das sich das Recht zum Differenzieren nicht nehmen läßt.
Mit den Jahren zog es ihn immer mehr zu literarischen und kulturellen Beiträgen, und er durfte im Alter noch erleben, daß der Zeitungsbote der „Vossischen" für 25 Pfennige mit dem Pferdeomnibus in die Potsdamer Straße 134 c fuhr, um dem renommierten Theaterkritiker und Autor beim Ablöschen der Korrekturen seines Romans „Irrungen Wirrungen" zu helfen, der demnächst in der „Voss" erscheinen sollte.

Fontanes journalistische Tätigkeit beginnt mit vier politischen Aufsätzen aus dem revolutionären Geist des 48er-Jahres für die Berliner „Zeitungs-Halle". Ein Jahr darauf nimmt er als Berliner Korrespondent der „Dresdner Zeitung" seine erste regelmäßige Mitarbeit an einem Blatt an, die 5 Monate dauert. Der immer hilfreiche Freund aus dem Leipziger „Herwegh-Klub", Wilhelm Wolfsohn, Schriftsteller und Übersetzer, der Fontane mit russischer Literatur vertraut macht, hatte diese Position vermittelt.

Die „Dresdner Zeitung", ein demokratisches Blatt, braucht einen Korrespondenten in Berlin. Du sollst „hochwillkommen" sein. Du wirst jedem Andern vorgezogen. Das Honorar ist bei der Dr. Z. freilich ein sehr geringes (12 Thaler für den Bogen) — es kann aber gelegentlich erhöht werden, und Du brauchst Dir's ja auch gar nicht sauer zu machen; Du schreibst frischweg. Auch den Ton, den dieses radikale Blatt zuweilen anstimmt, und der Dir gewiß so wenig zusagen wird wie mir, brauchst Du keineswegs anzunehmen; schreibe wie die Leute in der Nationalzeitung, wo die Demokratie sich auch entschieden aber anständig äußert. Für Aufsätze nichtpolitischen Inhaltes aus Deiner Feder finde ich anderweitig Platz, und keine Zeile sollst Du u m s o n s t schreiben. Ich werde Dich mit Brockhaus und Wiegand (mit dem ich jetzt auf dem besten Fuße stehe) in Verbindung bringen, und das sehr bald. Die Dresdner Z. schlage ich nur einstweilen vor, weil Du da g l e i c h anfangen kannst, und sich außerdem dabei manche augenblickliche Vortheile bieten, wie z. B. im Nothfall Vorschüsse, schleunige Honorarzahlungen u. dgl., was ich alles hier leichter für Dich veranlassen kann.
Schicke also, wenn Du meinen Vorschlag genehmigst, Deine Artikel ohne Weiteres an die „Redaktion der Dresdner Zeitung". Ich habe bereits alles eingeleitet, so daß Du kein Wort weiter zu verlieren brauchst.

Wilhelm Wolfsohn an Theodor Fontane. Dresden, 13. November 1849

Zeitungs-Correspondent.

Lithographie von Theodor Hosemann

Im August 1850 erhielt Fontane durch seinen Freund Wilhelm von Merckel eine Berufung als Lektor in das Literarische Kabinett, eine Institution des Ministeriums, welche die Provinzpresse im Sinne der Regierungspolitik zu informieren hatte. Im selben Jahr wurde er Korrespondent der Zeitschrift „Deutsches Museum", die Wilhelm Wolfsohn und Robert Prutz herausgaben.

Die Jahre bis 1855, als Fontane die Leitung der „Deutsch-Englischen Korrespondenz" erhält, sind von journalistischen Gelegenheitsarbeiten durchzogen. Aber auch in London, als „Presse-Agent" mit einem festen Jahresgehalt der Preußischen Regierung und Mitarbeiter der Kreuz-Zeitung, leidet er unter dem Zaumzeug, das seiner geistigen Arbeit den freien Lauf verwehrt.

Sie sprechen Ihre Verwundrung aus, daß die Kreuz-Ztng. immer nur Schnipselchen von mir bringt. Das hat seinen guten Grund — ich schreibe nur noch Schnipselchen. Die Zeitung hat in der Tat keinen Platz für das Ausland; sie gibt in der Regel nur eine halbe Spalte, oft nur eine viertel und noch weniger für England her. Ich billige das im Prinzip; es ist dummes Zeug und geradezu unwürdig, sich um jeden endlosen englischen Vergiftungsprozeß oder um die Parlamentsrede von Mr. Klutterbuck zu bekümmern. Sosehr ich indes das Verfahren der Kreuz-Ztng. billige, so muß ich doch andrerseits zugestehn, daß einem Korrespondenten seine Arbeit dadurch aufs höchste erschwert wird. Jede eingehende Besprechung ist unmöglich, es fehlt der Ztng. an Raum dafür. Diese Erwägung, auch der Umstand, daß ich gelegentlich völlig verschieden von der Kreuz-Ztng. über die Dinge denke, hat es dahin gebracht, daß ich mich meist begnüge, einen pikanten Einfall, ein Witzwort, einen frappanten Vergleich zu Papier zu bringen und nicht an die Behandlung resp. Erschöpfung ernster Dinge gehe, die der Redaktion nur Verlegenheiten bereiten. Ein paarmal hab ich auf dem Punkt gestanden, das Verhältnis zu lösen; ich werde jetzt aber aushalten und abwarten, ob umgekehrt die Ztng. mich entläßt.

Theodor Fontane an Henriette von Merckel.
London, 20. September 1857

Im Januar 1859 war Fontane auf Grund einer dienstlichen Abberufung nach Berlin zurückgekehrt.

THEODOR FONTANE AN PAUL HEYSE

Eigenhändiger Brief. Berlin, 28. November 1859

Ueber unser Leben hier, Sorgen und Hoffnungen, wird wohl meine Frau berichtet haben. Ich bin völlig „freier Schriftsteller" was gleich nach „reisender Schauspieler" kommt. Das schreiben ginge schon, aber — das drucken! Alle Posten bei den hiesigen Zeitungen sind besetzt und nur ausnahmsweise kann man gastiren. Selbst die „Kreuz-Ztng" die mich d. h.

meine Feuilleton-Artikel am anständigsten behandelt und mir gern zeigt, daß ihr an meiner Mitarbeiterschaft gelegen ist, bringt doch zu wenig um von derartigen Arbeiten leben zu können. 300 Thaler pro Jahr ist schon viel und man braucht — 1000 Thaler. Vossin, Morgenblatt helfen nach, aber sie können das Deficit nicht völlig decken, da mir nach einem völligen Bruch mit unsrem guten Eggers * gerade das Feuilleton d e r Zeitung fehlt, für die ich jahrelang d. h. bis zum Regirungsantritt unsres Anacreon, ausschließlich geschrieben habe. Ich möchte bei der Gelegenheit doch bei Dir angefragt haben, ob Du mich nicht als ständigen Mitarbeiter bei der neuen (Brater'schen) Ztng einführen könntest, von der ich vor einem Vierteljahr viel hörte und die hoffentlich noch existirt. Zu dem gewöhnlichen Feuilleton-Geschwätz möcht' ich mich nicht gern hergeben, aber kritische Arbeiten, Besprechungen belletrist. und historischer Bücher von einigem Belang, Aufsätze über englisches Leben, Kunst, Literatur, das würden allenfalls die Dinge sein, mit denen ich mich gern beschäftigte.

* Dieser Bruch bezieht sich zunächst auf geschäftlich-literarischen Verkehr; im Uebrigen krepelt man so freundschaftlich weiter, nicht warm nicht kalt.

Im Juni des kommenden Jahres wurde Fontane Redakteur für englische Belange an der „Kreuz-Zeitung" (eigentlich „Neue Preußische Zeitung"; nach dem Eisernen Kreuz auf ihrem Kopf meist die „Kreuz-Zeitung" genannt, Organ der konservativen Partei). Der „Tunnel"-Freund George Hesekiel, der dort die Sparte Frankreich bearbeitete, hatte diese Anstellung durchgesetzt. Wieder zeigte sich, daß Fontane während schwieriger Lebensstadien sich immer auf den helfenden Einsatz seiner „Tunnel"-Freunde, auf ihre Treue verlassen konnte. Er blieb 10 Jahre bei der Kreuz-Zeitung, eine Tätigkeit, die ihm nicht nur die finanziellen Sorgen nahm, sondern ihm auch Muße für das große Werk der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" ließ. 1870 schied er unter einem gereizten Eklat aus der Redaktion aus. Lakonisch notierte Henriette von Merckel in ihrem Tagebuch: „Die Genies haben für ihre Angehörigen doch zuweilen recht schwer zu tragende Einfälle!" Im hohen Alter, als Fontane sein Erinnerungsbuch „Von Zwanzig bis Dreißig" schrieb, urteilte er dankbarer und gerechter über diese Periode.

Der Chefredakteur der Kreuzzeitung fragte bei mir an, „ob ich die Redaktion des englischen Artikels übernehmen wolle". Noch ein wenig unter den Gruselvorstellungen stehend, die sich, von 1848 her, an den Namen „Kreuzzeitung" knüpften, war ich unsicher, was zu tun sei, beschloß aber, wenigstens mich vorzustellen. Ein bloßer erster Besuch konnte ja den Kopf nicht gleich kosten. Immerhin hatte die Sache was von der Höhle des Löwen. Vier Uhr war Sprechstunde. Pünktlich erschien ich in der Bernburger Straße, wo der Chefredakteur der Kreuzzeitung schräg gegenüber der Lukaskirche wohnte. Matthäi wäre wohl besser gewesen, aber Lukas war auch gut. Endlich in der zweiten Etage glücklich angelangt, zog ich die Klingel und sah mich gleich darauf dem Gefürchteten gegenüber. Er war aus seinem Nachmittagsschlafe kaum heraus und rang ersichtlich nach einer

der Situation entsprechenden Haltung. Ich hatte jedoch verhältnismäßig wenig Auge dafür, weil ich zunächst nicht ihn, sondern nur sein unmittelbares Milieu sah, das links neben ihm aus einem mittelgroßen Sofakissen, rechts über ihm aus einem schwarz eingerahmten Bilde bestand. In das Sofakissen war das Eiserne Kreuz eingestickt, während aus dem schwarzen Bilderrahmen ein mit der Dornenkrone geschmückter Christus auf mich niederblickte. Mir wurde ganz himmelangst, und auch das mühsam geführte Gespräch, das anfänglich wie zwischen dem Eisernen Kreuz und dem Christus mit der Dornenkrone hin und her pendelte, belebte sich erst, als die Geldfrage zur Verhandlung kam. London hatte mich nach dieser Seite hin etwas verwöhnt, und ich sah mit Schmerz die Abstriche, die gemacht wurden. Als so zehn Minuten um waren, stand ich vor der Frage: „Ja" oder „Nein". Und ich sagte: „Ja". Nicht leichten Herzens. Aber vielleicht gerade weil es ein so schwerer Entschluß war, war es auch ein guter Entschluß, aus dem mir nur Vorteile für mein weiteres Leben erwachsen sind. Ich blieb bis kurz vor dem Siebziger Krieg in meiner Kreuzzeitungs-Stellung und muß diese zehn Jahre zu meinen allerglücklichsten rechnen.

Von Zwanzig bis Dreißig. SW, Bd 15, S. 257 f.

Daß ich seit 4 Wochen eine Stellung bei der Kreuz-Ztng. habe und den engl. Artikel des Blatts redigiere, wirst Du vielleicht schon erfahren haben. Bis jetzt hab' ich durchaus keine Ursach, den gethanen Schritt zu bereun. Man wird mit den Jahren ehrlich und aufrichtig conservativer und läßt sich durch Persönlichkeiten und zufällige Vorkommnisse immer weniger in den großen Prinzipien beirren.

Theodor Fontane an Paul Heyse. Berlin, 28. Juni 1860

Nr. 272. Berlin, Sonnabend, den 21. November 1863.

Neue Preußische Zeitung.

Nr. 272. Berlin, Sonnabend, den 21. November 1863.

NEUE PREUSSISCHE ZEITUNG

Nr 272. Berlin, 21. November 1863

Darin: Eine Besprechung des 2. Teiles der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" (Oderland) von George Hesekiel

EIN SONNABEND ABEND IM REDAKTIONS-BUREAU DER KREUZ-ZEITUNG

Die Hauptmitarbeiter am „Zuschauer" erhalten ihren Tagelohn für die vergangene Woche

Karikatur von Wilhelm Scholz aus dem „Kladderadatsch" vom 12. August 1849

„Berliner Zuschauer" war eine Rubrik in der „Kreuz-Zeitung", die über „Angekommene Fremde" berichtete. Die „Hauptmitarbeiter" sind hier Nachtwächter, Polizisten, Hotelportiers und Pennbrüder.

Alles, was Du über meine Stellung zur Zeitung schreibst, ist richtig und ist sogar noch viel richtiger, als Du wissen kannst; man ist eine bloße Sache, man hat den Wert eines Maschinenrades, das man mit Öl schmiert, solange das Ding überhaupt noch zu brauchen ist, und als altes Eisen in die Rumpelkammer wirft, wenn die Radzähne endlich abgebrochen sind, aber so gewiß ich das Brutale schmerzlich empfinde, so hab ich doch nun nachgerade einsehen gelernt, daß es h i e r z u l a n d e, in den gesegneten Gauen des Norddeutschen Bundes, überall so ist und daß man nur so lange Wert hat, als man tagtäglich und immer aufs neue seine Brauchbarkeit beweisen kann. Du weißt, daß ich im vorigen Winter 4 bis 6 Wochen lang nachmittags grippekrank zu Bette ging und doch k e i n e n Vormittag auf der Zeitung gefehlt habe...

Theodor Fontane an Emilie Fontane. Berlin, 4. Dezember 1869

Ich habe meine Kreuzzeitungs-Stelle aufgegeben. Falle nicht um. Eh Du noch mit diesem Briefe zu Ende bist, wirst Du hoffentlich sagen: er hat ganz recht getan. Vielleicht (und das wäre das Beste) sagst Du's auch gleich und hast das Vertraun zu mir, daß ich nicht so gehandelt haben würde, wenn ich nicht überzeugt wäre, es war so am klügsten und besten. Einiges Gewicht muß es doch vorweg für Dich haben, daß ich meinen Entschluß und meine Handelweise in diesen 3 Wochen noch keinen Augenblick bereut habe. Im Gegenteil, ich freue mich jeden Tag darüber.
Nun historisch. Am Ostersonnabend hatte ich den Ärger. Er [Tuiscon Beutner] sagte mir etwas über „Skandinavien" (lächerlich in sich), sprach artig, aber sehr kühl, zog Parallelen mit Hesekiel; ich kriegte das Zucken um den Mund, stand auf und empfahl mich. Noch eh ich an dem Portierknopf unsres Hauses zog, war ich entschlossen, das Redaktionslokal nicht wieder zu betreten. Ich wollte, bevor ich meinen Absagebrief schrieb, nur Deine Abreise abwarten. Um 3/4 9 reistest Du ab; Du warst noch nicht in Brandenburg, als Dr. B. schon meinen Brief hatte. Alles, was nun folgte, im Detail zu erzählen würde zu weit führen. Hesekiel, in B.s Auftrag, suchte einen Ausgleich herbeizuführen. Ich fand dies freundlich, aber kindisch; im Guten und Nicht-Guten ganz Beutner, ganz die kleine Luckenwalder Natur, die einen tapfren, reellen Entschluß nicht begreifen kann. Ich

schrieb noch mal an ihn, dankte ihm, in aller Aufrichtigkeit, für vieles Gute und Freundliche, das er mir erwiesen, bat ihn, meine alten Beziehungen zur Zeitung, Mitarbeiterschaft statt Redaktion, fortbestehn zu lassen, und empfahl mich. So sind die Dinge geblieben.
D i r brauche ich wohl nicht erst zu sagen, daß die Ostersonnabendsszene weiter nichts war als der Tropfen, der das Glas zum Überlaufen bringt.

Theodor Fontane an Emilie Fontane. Berlin, 11. Mai 1870

THEODOR FONTANE AN HERMANN KLETKE

Eigenhändiger Brief. Berlin, 20. Dezember 1870

Anbei Kapitel 1 und 2, die ich heute Nachmittag erhielt, zurück. Ich würde auch das dritte gleich beigeschlossen haben, wenn ichs mit der Correktur hätte zwingen können.
In Bezug auf diesen Punkt müssen Sie mir nun einen ergebensten Antrag erlauben, den ich Sie freundlichst bitte, auch den beiden Chefs gegenüber zur Sprache zu bringen.
Diese Art von Druckfehlerei kann ich einfach nicht aushalten; erhalte ich die Spalten, wie heute, zugeschickt, so kostet das, wenn die Spalten s o beschaffen sind, s o viel Zeit und macht mich so mürbe, daß ich es aus diesem Grunde nicht leisten kann; erhalte ich sie n i c h t zugeschickt, so ärgre ich mich zu Schanden, wenn ich das Zeitungsblatt selbst in die Hand nehme. Heute hieß es: „Convolvolus krankte[1]) um die Stimme[2]) der Cypressen" — und an andrer Stelle: „ich weiß nicht, woher mir bei sonstiger Schlauheit[3]), der Muth kam". Ich zitterte, wenn ich daran dachte, daß es, nach dem Vorbilde von „Grethe" für „Goethe" auch hätte so gedruckt werden können.
Von meinem Talent, meinem Können, will ich nicht sprechen, das geziemt mir nicht; aber von meinem Fleiß und meiner Sorglichkeit d a r f ich sprechen. Ich wünsche bei Ihrer Zeitung zu bleiben; aber es ist unmöglich, wenn mir nicht eine Art von Garantie geboten wird, daß meine Arbeiten unlädirt und unridikülisirt vor dem Publikum erscheinen. W i e das zu machen ist, stell ich dahin, d a ß es gemacht werden kann, dafür habe ich eine 10jährige Zeitungserfahrung. Die Vossische Zeitung ist das eigentliche Berliner Blatt, das macht sie mir werthvoll; daß ich politisch über manches anders denke, ist irrelevant, da es sich in meinen Arbeiten nicht um politische Fragen handelt; aber so erwünscht mir eine fernere, und wenn es sein kann selbst eine gesteigerte Mitarbeiterschaft an einem so wichtigen Blatte wäre, so müßte ich sie doch aufgeben, wenn ich eine korrekte Wiedergabe meiner Arbeiten nicht erzielen könnte. — Es ist mir nicht leicht geworden, dies zu schreiben, aber ich mußte es. Es wird alles davon abhängen, welchen Werth ich in Ihren Augen besitze. Im einen Falle wird meine Bitte als billig und gerecht, im andren Falle als eitle Prätension erscheinen. Ich muß es drauf ankommen lassen.

[1]) rankte. [2]) Stämme. [3]) Scheuheit.

Dr. Hermann Kletke war Chefredakteur der „Vossischen Zeitung", in der Fontanes Buch „Kriegsgefangen" ab 25. Dezember 1870 als Vorabdruck erschien. Darauf beziehen sich die Druckfehler im Kapitel 1 und 2.
Fazit dieser Briefe ist, daß die sensible, impulsive Künstlernatur Fontanes sich nicht in ein Joch spannen ließ, zu stolz, um auch nur im geringsten Maßregelungen hinzunehmen, zu verletzbar durch subalterne Einschränkungen und Gleichgültigkeiten. „Jeder dümmste Mensch hat es leicht, mich in 3mal 24 Stunden aus einer Stellung herauszuärgern", bekennt er in einem Briefe an Karl Zöllner über seine Reizbarkeit.
Daneben hatte Fontanes geselliges mitteilsames Wesen natürlich auch sein Behagen am Journalistenmilieu. Er war häufiger Gast in den Berliner Literatencafés: Stehely am Gendarmenmarkt, Josty am Potsdamer Platz, wo auch Menzel seinen Stammtisch hatte, Spargnapani und Bauer, Unter den Linden. Er genoß diesen Jahrmarkt von Hofgeschichten, politischen Indiskretionen, Kulissengeheimnissen und Literatenklatsch und freute sich, eine amüsante Anekdote mit nach Hause zu bringen.

DAS CAFE BAUER IN BERLIN

Postkarte um 1890

Die Reststunden eines „angebrochenen Abends" einigermaßen standesgemäß zuzubringen und von 1 bis 6 Uhr ein solides Nachtleben zu führen, macht zur Zeit in unserem lieben Berlin nicht die geringsten Schwierigkeiten... Kurz vor zwei Eintreffen bei Bauer. Alles noch voll und belebt, sogar heiter, soweit die Gäste mitsprechen. Aber anders das andre. Die Gaslichter zeigen bereits einen Ton, als wäre Gaze darüber gebreitet, und die Bilder an den Wänden erscheinen wie Schemen und beginnen der Lust derer, auf die sie herabblicken, einen sonderbaren Anstrich zu geben.

Cafés von heut und Konditoreien von ehmals. SW, Bd 15, S. 407

Ein großer Teil der Werke Fontanes erschien zuerst in Tageszeitungen und Zeitschriften, angefangen vom „Berliner Figaro" (1840) bis hin zu der Kunstzeitschrift „Pan", in der er während der letzten Lebensjahre Gedichte veröffentlichte. Zwischen dem schlichten Berliner Blatt in kleinem Format und dem luxuriösen Manifest des Jugendstils spannt sich ein Stück Kulturgeschichte der zweiten Jahrhunderthälfte. Die 1895 von Otto Julius Bierbaum und Julius Meier-Graefe gegründete Zeitschrift für Literatur und Kunst ist Ausdruck einer Zeitenwende, zu der Fontane als Grandseigneur der älteren Generation die Brücke schlägt. Seine Gedichte finden sich in diesem Rahmen mit den frühen von Rilke und Hofmannsthal zusammen. Mit dem „Pan" beginnt sich eine Buchkunst durchzusetzen, die zu Fontanes Lebenszeit — wie die Einbände seiner Erstdrucke anschaulich demonstrieren — kein sehr hohes Niveau auszeichnet. Im „Pan" aber schmücken Künstler wie Heinrich Vogeler-Worpswede, Walter Leistikow, Ludwig von

„PAN"-Signet von Franz Stuck

Hofmann und Max Liebermann die Hefte mit Zeichnungen, Aquarellen, Radierungen, Randleisten und Vignetten. Auch die bekannte Fontane-Lithographie von Max Liebermann wird hier als Originalgraphik abgedruckt. Alfred Lichtwark, auf ästhetischem Gebiet einer der Programmatiker des „Pan", schreibt über Anspruch und Charakter der Zeitschrift: „Volkstümlichkeit steht nie im Anfang, sondern stets am Ende der Entwicklung; denn alle Kultur beginnt aristokratisch, und ihr Niveau wird nicht gehoben wie das eines Teiches, in den man viel Wasser einströmen läßt. Das Wesen der Bildung ist Qualität, nicht Masse."
Von Fontane erschienen im „Pan" Vorabdrucke aus dem Erinnerungsband „Von Zwanzig bis Dreißig" und bis zu seinem Tode „ein halbes Dutzend Gedichte"; aus seinem Nachlaß kamen bis 1900, dem letzten Jahr der Zeitschrift, weitere hinzu.

PAN

Jg 1, 1895/96, Heft 1

Enthält: Theodor Fontane, Aus meinem Leben. I. Capitel: In der Roseschen Apotheke

DIE BALINESENFRAUEN AUF LOMBOK

Eigenhändiges Gedicht

In einem niederländischen Blatt bin ich wegen eines im ‚Pan' abgedruckten Gedichts (also der ‚Pan' l e b t!) heftig angegriffen und einerseits als „alter Barde", anderseits als „Meister der Grobschmiedekunst" spöttisch gefeiert worden, weil das eine Gedicht ‚Die Balinesenfrauen auf Lombok' mit den Worten schließt: „Mynheer derweile auf seinem Kontor, malt sich christlich Kulturelles vor." Ich bin sehr froh darüber; auf die Weise wird mein armes Gedicht doch wenigstens beachtet, denn die Berliner Blätter (z. B. ‚Börsenkurier') drucken die ganze Geschichte ab und natürlich das Gedicht mit.

Theodor Fontane an Mete Fontane. Berlin, 19. März 1896

FIRE, BUT DO'NT HURT THE FLAG
Eigenhändiges Gedicht

V

WANDERUNGEN
DURCH DIE MARK BRANDENBURG

In einer Londoner Tagebucheintragung Fontanes vom 19. August 1856 heißt es: „Einen Plan gemacht. Die Marken, ihre Männer und ihre Geschichte. Um Vaterlands und künftiger Dichtung willen gesammelt und herausgegeben von Th. F. — Die Dinge gebe ich alphabetisch. Wenn ich dazu komme, d a s Buch zu schreiben, so hab ich nicht umsonst gelebt und kann meine Gebeine ruhig schlafen legen.“ Zwei Jahre danach nimmt Fontanes Plan konkretere Formen an, als in Schottland während einer Bootsfahrt auf dem Levensee heimatliche Bilder vor sein inneres Auge treten und ihn zu einem großangelegten Werk inspirieren, das neben den Balladen und Romanen auf immer mit seinem Namen verbunden bleibt: Die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. Im Vorwort zur 1. Auflage schildert er, wie seine Phantasie schottische in märkische Landschaft verwandelt.

„Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen.“ Das habe ich an mir selber erfahren und die ersten Anregungen zu diesen „Wanderungen durch die Mark“ sind mir auf Streifereien in der Fremde gekommen. Die Anregungen wurden Wunsch, der Wunsch wurde Entschluß.

Es war in der schottischen Grafschaft Kinroß, deren schönster Punkt der Levensee ist. Mitten im See liegt eine Insel und mitten auf der Insel, hinter Eschen und Schwarztannen halb versteckt, erhebt sich ein altes Douglasschloß, das in Lied und Sage vielgenannte Lochleven-Castle. Es sind nur Trümmer noch, die Kapelle liegt als ein Steinhaufen auf dem Schloßhof und statt der alten Einfassungsmauer zieht sich Weidengestrüpp um die Insel her; aber der Rundturm steht noch, in dem Queen Mary gefangen saß, die Pforte ist noch sichtbar, durch die Willy Douglas die Königin in das rettende Boot führte, und das Fenster wird noch gezeigt, über dessen Brüstung hinweg die alte Lady Douglas sich beugte, um mit weit vorgehaltener Fackel dem nachsetzenden Boote den Weg und womöglich die Spur der Flüchtigen zu zeigen.

Wir kamen von der Stadt Kinroß, die am Ufer des Levensees liegt, und ruderten der Insel zu. Unser Boot legte an derselben Stelle an, an der das Boot der Königin in jener Nacht gelegen hatte, wir schritten über den Hof hin, langsam, als suchten wir noch die Fußspuren in dem hochaufgeschossenen Grase und lehnten uns dann über die Brüstung, an welcher die alte Lady Douglas gestanden und die Jagd der beiden Boote, des flüchtigen und des nachsetzenden, verfolgt hatte. Dann umfuhren wir die Insel und lenkten unser Boot nach Kinroß zurück, aber das Auge mochte sich nicht trennen von der Insel, auf deren Trümmergrau die Nachmittagssonne und eine wehmütig-unnennbare Stille lag.

Nun griffen die Ruder rasch ein, die Insel wurde ein Streifen, endlich schwand sie ganz und nur als ein Gebilde der Einbildungskraft stand eine Zeitlang noch der Rundturm vor uns auf dem Wasser, bis plötzlich unsre Phantasie weiter in ihre Erinnerungen zurückgriff und ältere Bilder vor die Bilder dieser Stunde schob. Es waren Erinnerungen aus der Heimat, ein unvergessener Tag.

Auch eine Wasserfläche war es; aber nicht Weidengestrüpp faßte das Ufer ein, sondern ein Park und ein Laubholzwald nahmen den See in ihren Arm. Im Flachboot stießen wir ab und so oft wir das Schilf am Ufer streiften, klang es, wie wenn eine Hand über knisternde Seide fährt. Zwei Schwestern saßen mir gegenüber. Die ältere streckte ihre Hand in das kühle, klare Wasser des Sees, und außer dem dumpfen Schlag des Ruders vernahm ich nichts als jenes leise Geräusch, womit die Wellchen zwischen den Fingern der weißen Hand hindurchplätscherten. Nun glitt das Boot durch Teichrosen hin, deren lange Stengel wir (so klar war das Wasser) aus dem Grunde des Sees aufsteigen sahen; dann lenkten wir das Boot bis an den Schilfgürtel und unter die weitüberhängenden Zweige des Parkes zurück. Endlich legten wir an, wo die Wassertreppe ans Ufer führt, und ein Schloß stieg auf mit Flügeln und Türmen, mit Hof und Treppe und mit einem Säulengange, der Balustraden und Marmorbilder trug. Dieser Hof und dieser Säulengang, die Zeugen wie vieler Lust, wie vielen Glanzes waren sie gewesen? Hier über diesen Hof hin hatte die Geige Grauns geklungen, wenn sie das Flötenspiel des prinzlichen Freundes begleitete; hier waren Le Gaillard und Le Constant, die ersten Ritter des Bayardordens, auf- und abgeschritten; hier waren, in buntem Spiel, in heiterer Ironie, fingierte Ambassaden aus aller Herren Länder erschienen und von hier aus endlich waren die heiter Spielenden hinausgezogen und hatten sich bewährt im Ernst des Kampfs und auf den Höhen des Lebens. Hinter dem Säulengange glitzerten die gelben Schloßwände in aller Helle des Tags, kein romantischer Farbenton mischte sich ein, aber Schloß und Turm, wohin das Auge fiel, alles trug den breiten historischen Stempel. Von der andern Seite des Sees her grüßte der Obelisk, der die Geschichte des Siebenjährigen Krieges im Lapidarstil trägt.

So war das Bild des Rheinsberger Schlosses, das, wie eine Fata Morgana, über den Levensee hinzog, und ehe noch unser Boot auf den Sand des Ufers lief, trat die Frage an mich heran: so schön dies Bild war, das der Levensee mit seiner Insel und seinem Douglasschloß vor dir entrollte, war jener Tag minder schön, als du im Flachboot über den Rheinsberger See fuhrst, die Schöpfungen und die Erinnerungen einer großen Zeit um dich her? Und ich antwortete: nein.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg I. SW, Bd 9, S. 5—7

Ich bereise jetzt unsre märkisch-brandenburgische Heimath und durchstöbre (wie ichs im Ausland gelernt habe) die alten Schlösser der Zietens, Schwerins und Winterfeldts, auch wohl der Köckeritz' und Itzenplitz, dazu die kleinen märkischen Städte mit ihren Männern und ihren Erinnerungen. Würden Sie nicht abgeneigt sein einiges davon zu bringen? Vor 12 oder 13 Jahren hab' ich mit Zieten- und Seidlitz-L i e d e r n in Ihrem Blatte debütirt; darf die Prosa nachhinken?

Theodor Fontane an das Morgenblatt für gebildete Stände. Berlin, 16. Januar 1860

Lithographie von W. Loeillot nach einer Zeichnung von J. Gottheil, um 1855

Nord-westliche Ansicht vom Kloster Corin.

M. Mauch del. Engraved by Tuck

Schloss und Stadt Cöpenik.

Bald nach seiner Rückkehr aus England im Januar 1859 beginnt Fontane mit Vorstudien und versucht, die ersten Niederschriften in Tageszeitungen und Zeitschriften unterzubringen. Eine Folge „Märkische Bilder" erscheint in der Kreuz-Zeitung. Sie bildet den Grundstock für seinen 1. Band der „Wanderungen". Für den Gesamtplan, der in drei Jahrzehnten vier Bände und den Nachtrag „Fünf Schlösser" umfaßt, gewinnt er den Verleger Wilhelm Hertz, der schon 1861 die „Balladen" gedruckt hatte. Sein eigenwilliger Charakter ist für Fontane eine Quelle amüsanter Beobachtungen. Er genießt es, sich von Hertz in einem der elegantesten Schlemmerlokale von Berlin, dem „Restaurant français" Unter den Linden, raffinierte Menüs und sarkastische Maximen servieren zu lassen. Ein Verleger, der es sich dazu nicht nehmen läßt, seinen Autor auf Wanderungen durch die Mark zu begleiten.

Er war sehr freundlich und nach seiner Art liebenswürdig. Wie es vom alten Kent heißt, daß er stolz auf seine Grobheit gewesen sei, so högt [!] es, glaub ich den kleinen Hertz, daß er stachlig und giftig ist. Er hat immer ein Stück Höllenstein in der Hand und amüsirt sich köstlich, daß man ihn umschleicht als trüg er geladne Doppelpistolen. Seine Ansichten über „Lyrik" verdienten aufgezeichnet zu werden, und bei der Honorar-Frage ließ er mit drunter laufen, daß er es liebe sich die Sache nach der T y p e n m a s s e zu berechnen; diesen Maaßstab angelegt, müßt' ich zugeben, daß seine Anerbietungen höchst anständig seien. Ich nahm nicht den geringsten Anstand dies zuzugeben. Dies alles nur, um seine Querköpfigkeit zu zeigen, die Du wahrscheinlich seit lange viel besser kennst als ich.

Theodor Fontane an Paul Heyse. Berlin, 22. Dezember 1859

Unser Hertz — diese wunderbare Mischung von Lauge und Sentimentalität, von Schnurrigkeit und Geschäftlichkeit, von unglaublichster Offenheit und zugeknöpftester Reservirtheit — hat mir vor einigen Tagen Dein „Italienisches Liederbuch" überreicht, wie er hinzusetzte „in Deinem Auftrage".

Theodor Fontane an Paul Heyse. Berlin, 7. November 1860

WILHELM HERTZ

Zeitgenössische Photographie von Theodor Prümm, Berlin

R e i s e p l a n

Um 6 3/4 Abends per Eisenbahn nach Bernau. (Zweck: den das Haus und den C h a r - Freitag störenden F r ü h aufbruch, der sonst nöthig sein würde, zu vermeiden).
Nachtquartier in Bernau. Um 7 auf. Um 8 nach Blumberg (1 1/4 Meile). Besuch des Parks. N a c h der Kirche i n die Kirche.

Etwa um 1 Aufbruch nach Werneuchen (wieder 1 ¼ Meile). Dort Kirche, Kirchhof, Pfarrhaus etc. besucht, und das Eintreffen von Post oder Hauderer abgewartet. Dann direkt zurück.
Wenn irgend möglich rechnet auf Ihre Theilnahme (nicht im Sinne von Mitleid) Ihr

Th. Fontane

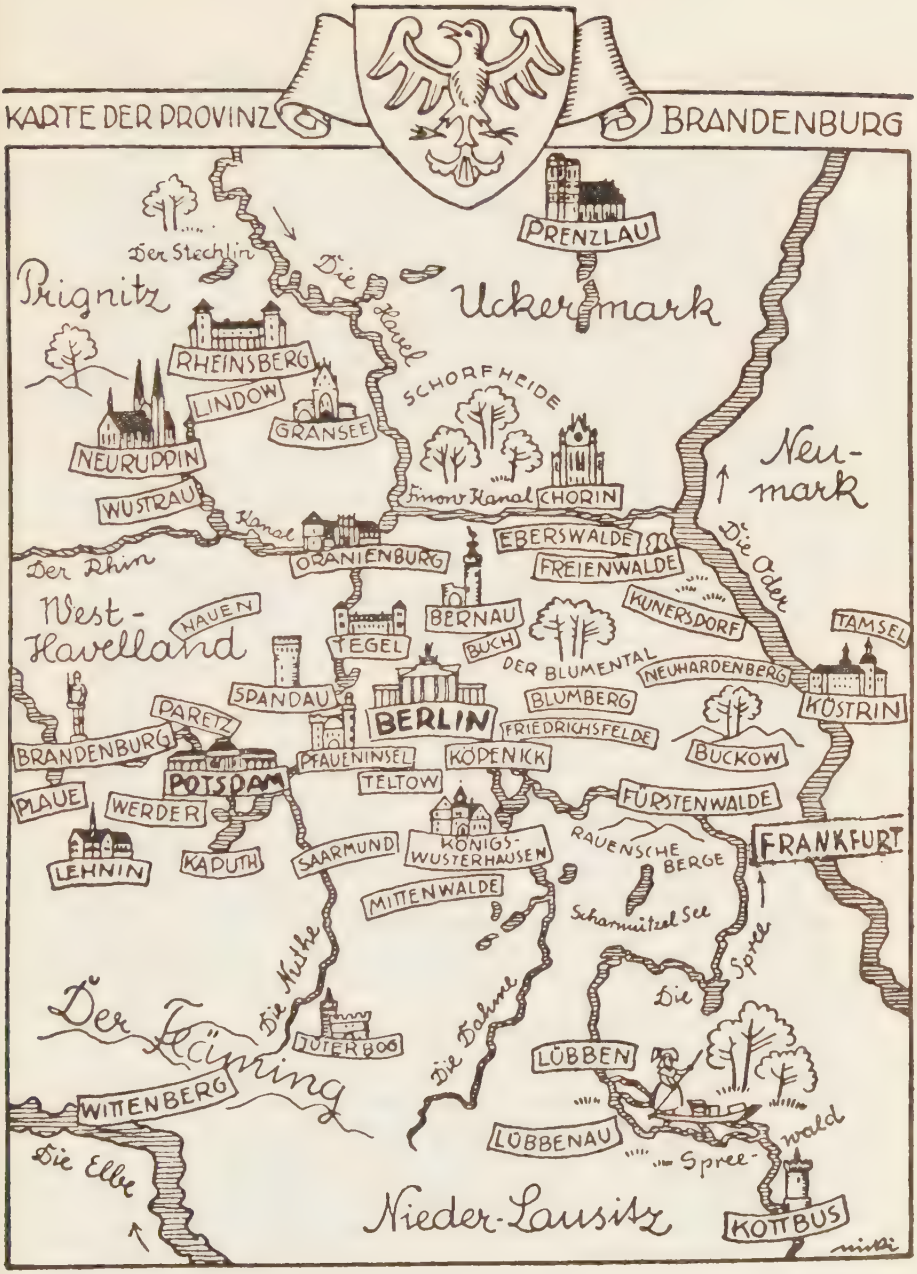
Theodor Fontane an Wilhelm Hertz. Berlin, 26. März 1861

Fontane war sich von Anfang an bewußt, daß er auf seinen Wanderungen eine terra incognita betrat, daß es galt, dafür eine ganz eigne, ihm gemäße Form in der Verquickung von Geographie, Geschichte und Anekdote zu finden. Bis in seine letzten Lebensjahre bemühte er sich darzulegen, daß er weder einen Baedeker schreiben noch ein literarisches Heimatmuseum zeigen wollte, sondern das von Natur und Geschichte geprägte Gesicht eines Landes.

Die Rheinsberg-Aufsätze, Wustrau, Carwe und eigentlich auch die Spreewald-Kapitel, haben den Vorzug, die reise-frischesten zu sein; dies ist ein großer Vorzug und „Carwe" ist vielleicht der Normal-Aufsatz, der da zeigt wie mir das Ganze als vorzugsweise behandelnswerth vorgeschwebt hat. Dennoch denk' ich ist es richtig, daß ich diesen Touristen-, diesen gemüthlichen Wandrer-Ton, wie er sich zum Theil auch noch in dem Luch-, und in dem Buch-Aufsatz wiederholt, aufgegeben und statt dessen mehr eine Erzählungsweise angenommen habe, die von dem Erzähler selbst möglichst abstrahirt und den Stoff giebt wie er sich findet, sei er nun historisch oder landschaftlich. In dem zweiten Bande, werden meine kleinen Reise-Abenteuer so gut wie ganz verschwinden. Ich bin dabei im Voraus Ihrer Zustimmung sicher, denn der Leser hört zwar recht gern von der Person des Schriftstellers, namentlich wenn sich die Person ohne Anmaßung giebt, setzt er sich aber zu oft in Scene, so merkt Publikum die Absicht und wird verstimmt.

Theodor Fontane an Wilhelm Hertz. Berlin, 27. Februar 1861

Die letzten hundertfünfzig Jahre haben dafür gesorgt, daß man von den Brandenburgern (oder Märkern oder Preußen) mit Respekt spricht. Die Taten, die geschehn, und die Männer, die diese Taten geschehen ließen, haben sich Gehör zu verschaffen gewußt; aber man kümmerte sich um sie mehr historisch als menschlich. Schlachten und immer wieder Schlachten, Staatsaktionen, Gesandtschaften — man kam nicht recht dazu, Einblicke in das private Leben zu tun, und die wenigen, denen solch Einblick vergönnt war, versäumten es, Aufzeichnungen darüber zu machen ...
Eine Folge davon war, daß die Schauplätze, auf denen sich unser politisches Leben abgesponnen, auf denen die Träger eben dieses politischen Lebens tätig waren, relativ unbelebt blieben. Interesselos ging man daran vorüber.



Atlantis Verlag Zürich

Man wußte allenfalls: „Hinter diesen Mauern hat der und der gelebt", aber man wußte nicht, wie er gelebt hatte, und mußte sich mit zwei extremen Arten von Mitteilungen begnügen: mit seiner Beteiligung an Schlachten und Staatsaktionen und mit allertrivialstem Klatsch. Das Schönmenschliche blieb tot.
Der Zweck meines Buches ist, nach dieser Seite hin anregend und belebend zu wirken und die „Lokalität" wie die Prinzessin im Märchen zu erlösen. Abwechselnd bestand meine Aufgabe darin, zu der Unbekannten, völlig im Wald Versteckten vorzudringen oder die vor aller Augen Daliegende aus ihrem Bann, ihrem Zauberschlaf nach Möglichkeit zu befreien. So tauchen denn abwechselnd Namen auf, die (engste Kreise abgerechnet) niemandem bekannt waren; daneben bekannte Namen, aber auch nur bekannt als — Namen. Detailschilderung behufs besserer Erkenntnis und größerer Liebgewinnung historischer Personen, Belebung des Lokalen und schließlich Charakterisierung märkischer Landschaft und Natur — das sind die Dinge, denen ich vorzugsweise nachgestrebt habe.

Theodor Fontane an Wilhelm Hertz. Berlin, 31. Oktober 1861

WANDERUNGEN DURCH DIE MARK BRANDENBURG

Berlin 1862

Erstausgabe von Band 1

Ich bin die Heimath durchzogen und ich habe sie reicher gefunden, als ich zu hoffen gewagt hatte. Jeder Fußbreit Erde belebte sich und gab Gestalten heraus, und wenn meine Schilderungen unbefriedigt lassen, so werd' ich der Entschuldigung entbehren müssen, daß es eine Armuth war, die ich aufzuputzen oder zu vergolden hatte. Eine Fülle, ein Reichthum sind mir entgegen getreten, denen gegenüber ich die bestimmte Empfindung habe, ihrer niemals, auch nur annähernd, Herr werden zu können; denn das immerhin Umfangreiche, das ich in Nachstehendem biete, ist auf wenig Meilen eingesammelt: am Ruppiner See und vor den Thoren Berlins. Und sorglos hab' ich es gesammelt, nicht wie einer, der mit der Sichel zur Erndte geht, sondern wie ein Spaziergänger, der einzelne Aehren aus dem reichen Felde zieht.
Es ist ein Buntes, Mannigfaches, das ich zusammengestellt habe: Landschaftliches und Historisches, Sitten- und Charakterschilderung, — und verschieden wie die Dinge, so verschieden ist auch die Behandlung, die sie gefunden. Aber wie abweichend in Form und Inhalt die einzelnen Kapitel von einander sein mögen, darin sind sie sich gleich, daß sie aus Liebe und Anhänglichkeit an die Heimath geboren wurden. Möchten sie auch in Andern jene Empfindungen wecken, von denen ich am eignen Herzen erfahren habe, daß sie ein Glück, ein Trost und die Quelle echtester Freuden sind.

Aus dem Vorwort. S. VIII

VERLAGSPROSPEKT

für Band 1 „Die Grafschaft Ruppin" und Band 2 „Das Oderland"

2 Theile in groß Octav elegant geheftet, Preis eines jeden einzelnen Bandes 2 Thlr.

Die Vorstellung, daß die Mark nur Sand und Sumpf, Boden-Armuth und landschaftliche Dürftigkeit biete, war lange Zeit ein gäng und geber Satz, der ohne weitere Prüfung als richtig hingenommen und aller Orten geglaubt wurde. „Fontanes Wanderungen" verfolgen den Zweck, dieser Unterschätzung des „Heimathlichen" entgegen zu treten und der große Erfolg, den der erste Theil des Werkes überall errang und welcher ihn bald in unseren preußischen Familien aller Stände als ein rechtes Buch für die Familie einbürgerte, beweist, daß der Zweck des Buches erreicht ward.

Es ist alles auf ein G a n z e s hin angelegt, auf die Beweisführung: auch im märkischen Sande flossen und fließen überall die Quellen des Lebens, und jeder Fußbreit Erde hat seine Geschichte und erzählt sie auch — man muß nur willig sein, auf die oft leisen Stimmen zu lauschen. Die zwei Bände, die bis jetzt erschienen sind, lassen das, worauf es mir ankommt, erst erraten: die Belebung des Lokalen, die Poetisierung des Geschehenen, so daß (ganz wie es am Rhein, in der Schweiz, in Schottland und an vielen Orten ist) in Zukunft jeder Märker, wenn er einen märkischen Orts- oder Geschlechtsnamen hört, sofort ein b e s t i m m t e s B i l d mit diesem Namen verknüpft, was jetzt gar nicht oder doch nur in einer prosaisch-häßlichen Weise der Fall ist. Wenn jetzt ein Berliner die Namen Strausberg, Ruppin, Spandau, Kyritz hört, so tritt nur Häßliches oder Komisches vor ihn hin — die Zucht- und Irrenhäuser leben in seiner Phantasie, nicht die historischen Häuser oder Gestalten dieser Städte. Erst der A b s c h l u ß meiner allerdings auf weithin angelegten Arbeit wird klar zeigen, worauf es mir ankam: nicht Verherrlichung des einzelnen, sondern Liebesweckung für das Ganze. Danach müssen auch die drunterlaufenden Fehler milde beurteilt werden. — Ich darf sagen, ich befleißige mich der Gewissenhaftigkeit, aber ich muß auf meiner Hut sein, daß ich nicht in Kleinlichkeit verfalle. Penibilität tötet zuletzt Sinn und Auge für das Allgemeine.

Theodor Fontane an Ernst von Pfuel. Berlin, 18. Januar 1864

DIE MÄRKER UND DIE BERLINER

Eigenhändiger Entwurf zu „Die Märker und das Berlinertum"

1. Die Märker sind so und so. Wenn man einen studiren will, so sehe man sich Wilhelm Gentz an. Ruhig, unscheinbar, nüchtern, aber klug, charaktervoll und zu jeder Kunstübung fähig, weil die Grundanlage tüchtig ist.

2. So die Märker. Und es gab eine Zeit wo Märker und Berliner dasselbe waren, wo die Berliner nichts andres waren als Märker die zufällig in Berlin wohnten; alles stammte gemeinschaftlich aus Friesland, (Nieder-) Rheinland, Westphalen, und den Gegenden zwischen Weser und Elbe. Schwäbisches, Fränkisches, Thüringisches war nur eingesprenkelt auch Slavisches wenig, denn was aus Pommern und Mecklenburg und Sachsen und Schlesien kam waren selbst schon wieder Kolonisten. Man wird sagen dürfen, daß die Dinge so blieben bis zum Tode des Großen Kurfürsten. Die geistig-geistliche Richtung dieses großen Mannes ließ auch nichts andres aufkommen.

Die Märker lieben es, hinter ironischen Neckereien ihre Liebe zu verstecken, und während sie nicht müde werden, über die eigene Heimat, über die „Streusandbüchse" und die kahlen Plateaus, die „nichts als Gegend" sind, die spöttischsten und übertriebensten Bemerkungen zu machen, horchen sie doch mit innerlicher Befriedigung auf, wenn jemand den Mut hat, für „Sumpf und Sand" und für die Schönheit des märkischen Föhrenwalds in die Schranken zu treten.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg IV. SW, Bd 12, S. 208

BRANDENBURG

Landkarte der Mark (12)

AUSSICHT AUF DIE PFAUENINSEL
VOM PFINGSTBERGE BEI POTSDAM

GLIENICKE BEI POTSDAM

Zwei Stahlstiche von W. Juryse nach Zeichnungen von M. Mauch (12)

NORDWESTLICHE ANSICHT VON KLOSTER CORIN

SCHLOSS UND STADT COPENIK

Zwei Stahlstiche von Cook nach Zeichnungen von M. Mauch (12)

MÄRKISCHE LANDSCHAFT

Lithographie von Walter Leistikow (32)

Der erste Band, „Die Grafschaft Ruppin", behandelt Fontanes engere Heimat, seine Geburtsstadt Neuruppin und ihre Umgebung. Als deren bedeutendster Sohn wird der 1781 geborene Baumeister und Maler Karl Friedrich Schinkel gefeiert. Seine Berliner Bauten, die „eine Kasernenstadt

in eine Stadt der Schönheit umgewandelt" hatten, waren Fontane vertraut. Er hatte die Blüte der „Schinkelzeit", ihren dominierenden Einfluß auf den künstlerischen Stil der Hauptstadt, sei es Bühnenbild oder Porzellan, in aller Vielfalt erlebt. Die schon 1859 begonnene erste Fassung des Kapitels wurde 1864 auf Grund neuer Forschungen und inzwischen erschlossener Quellen — Schinkel starb 1841 — für die zweite Auflage des Bandes wesentlich erweitert.

RUPPIN

Eigenhändiger Plan für die Umarbeitung des ersten Bandes

Bleibt im Wesentlichen. Total umgearbeitet, so daß es eine wirkliche Biographie wird, wird S c h i n k e l.

Unter den hervorragenden Männern der Stadt, denen Fontane eine Studie widmet, war einer, der den Namen Neuruppins in alle Weltweiten trug: sein einstiger Spielkamerad Gustav Kühn, der Bilderbogenfabrikant. Lange bevor es „Illustrierte" gab, zeichneten die Ruppiner Bilderbogen das aktuelle Tagesgeschehen mit erstaunlicher Schnelligkeit aufs Papier. Der Pulverdampf einer Schlacht an irgendeinem Ende der Welt war noch nicht verflogen, da eilten die grell nach einer Schablone kolorierten Bilderbogen, die nur 3 Pfennige kosteten, durch die Welt, gingen mit ihrem allbekannten Signum „Neu-Ruppin, zu haben bei Gustav Kühn" von Hand zu Hand. Der Mangel an Detailkenntnissen wurde von den Zeichnern aus der kleinen Ruppiner Offizin durch moritatenhafte Phantasie ersetzt. Neben dramatisierter Welt- und Tagesgeschichte gab es kaum ein legendäres, anekdotisches oder belehrendes Thema, das Gustav Kühns Lithographen nicht aufgegriffen hätten.

Was ist der Ruhm der Times gegen die zivilisatorische Aufgabe des Ruppiner Bilderbogens? Die Times, die sich mit Recht das „Weltblatt" nennt, gleicht immer nur dem anglikanischen Geistlichen, dem hochkirchlichen Bischof, der, an schmalen Küstenstrichen entlang, in den großen, reichbevölkerten Städten der andern Hemisphäre seine Wohnung aufschlägt und seines Amtes wartet, der Gustav Kühnsche Bilderbogen aber ist der Herrnhutsche Missionar, der überall hin vordringt, dessen Eifer mit der Gefahr wächst und der die eine Hälfte seines Lebens in den Rauchhütten der Grönländer, die andere Hälfte in den Schlammhütten der Fellahs verbringt.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg I. SW, Bd 9, S. 121 f.

KÖNIG BLAUBART, DER MÖRDER SEINER WEIBER

DIE REISE IN DIE FERIENZEIT

Neu-Ruppin, zu haben bei Gustav Kühn

Zwei Bilderbogen (3)

Aus der Umgebung Neuruppins leuchtet Schloß Rheinsberg durch landschaftliche Schönheit und den Glanz seiner Geschichte hervor, bekannt vor allem durch die kurze Idylle, die Kronprinz Friedrich zwischen der Katte-Tragödie und seinem Regierungsantritt geschenkt war. Preußisches Rokoko, von Knobelsdorff gebaut, von Pesne gemalt — im kronprinzlichen Rheinsberg wurde es gelebt. 1744 schenkte Friedrich der Große das Schloß seinem Bruder, dem hochbegabten, immer etwas im Schatten stehenden und darunter leidenden Prinzen Heinrich. Er machte Rheinsberg zum Refugium seiner Ressentiments und in seinen besten Tagen zu einem französisch geprägten Musenhof.

RHEINSBERG

Eigenhändiger Entwurf zu einem Kapitel des 1. Bandes

RHEINSBERG

Farblithographie von W. Loeillot (12)

Unter solchem Geplauder haben wir die der Stadt zu gelegene Rückseite des Schlosses erreicht, passieren den Schloßhof, steigen in ein bereit liegendes Boot und fahren bis mitten auf den See hinauf. Nun erst machen wir kehrt und haben ein Bild von nicht gewöhnlicher Schönheit vor uns. Erst der glatte Wasserspiegel, an seinem Ufer einen Kranz von Schilf und Nymphäen, dahinter ansteigend ein frischer Gartenrasen und endlich das Schloß selbst, die Fernsicht schließend. Nach links hin dehnt sich der See, wohin wir blicken, ein Reichtum von Wasser und Wald, die Bäume nur manchmal gelichtet, um uns irgendein Denkmal auf den stillen Grasplätzen des Parks, oder eine Marmorfigur oder einen „Tempel" zu zeigen.
Das Schloß war in alten Tagen ein gotischer Bau mit Turm und Giebeldach. Erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts trat ein Schloßbau in französischem Geschmack an die Stelle der alten Gotik und nahm dreißig Jahre später unter Knobelsdorffs Leitung im wesentlichen die Formen an, die er noch jetzt zeigt.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg I. SW, Bd 9, S. 251 f.

FRIDERICUS

Princeps Haereditarius Borussiae

Kupferstich von G. P. Busch nach einem Gemälde von Antoine Pesne (12)

LOUISE JOHANNE LEOPOLDINE VON BLUMENTHAL,
LEBENSBESCHREIBUNG HANS JOACHIMS VON ZIETEN,

Königlich-Preußischen Generals der Kavallerie, Ritters des Schwarzen

Adlerordens, Chefs des Regiments der Königlichen Leibhusaren, und Erbherren auf Wustrau

Berlin 1797 (12)

Als Quelle für die Schilderung des Zieten-Schlosses Wustrau am Ruppiner See benutzte Fontane diese „treffliche Lebensbeschreibung". Sie enthält einen Kupferstich von Daniel Chodowiecki nach dem Zieten-Denkmal von Gottfried Schadow auf dem Wilhelmsplatz in Berlin.

Was ich jeden Morgen zuerst zu begrüßen in der Lage bin, ist der alte Zieten auf seinem Postament. Als er noch weiß war, war er mir freilich noch lieber, und wenn ich ihn damals so marmorblank in der Morgensonne dastehen und leuchten sah, dacht ich mitunter, er werde reden wie der selige Memnon aus seiner Säule. Nun, das hat er schon damals unterlassen, und seitdem er erz- und olivenfarben geworden ist, ist es vollends damit vorbei, — die besseren Tage liegen ihm und anderen zurück. Aber besser oder nicht, der alte Zieten ist überhaupt nur Vorposten an dieser Stelle, hinter dem ich, die Menge muß es bringen, an jedem neuen Tage nach links hin die Gamaschen des alten Dessauers und nach rechts hin die Fahnenspitze des alten Schwerin blinken sehe. Vielleicht ist es auch sein Degen. Und en arrière meiner Generäle türmen sich die Ministerien auf, und Pleß und Borsig, und wenn ich mich noch weiter vorbeuge, seh ich sogar das Gitter von Radziwill, jetzt Bismarck ...

Stine. SW, Bd 3, S. 275

Dies erste Kapitel behandelte „Wustrau", das am Ruppiner See gelegene Herrenhaus des alten Zieten. Es fiel mir nicht ein, unter dieser Überschrift irgend etwas auf historischem Gebiete Neues über den berühmten alten Husarenvater erzählen zu wollen, vielmehr lief in meinem Vorhaben alles auf etwa folgende Betrachtung und Ansprache hinaus: „Ihr kennt alle den alten Zieten, den Zieten aus dem Busch, der auf dem Wilhelmsplatze steht und zu dem der Alte Fritz sagte: ‚Zieten setz er sich.' Und ist auch derselbe, der den Zietenritt ausführte, den unser Scherenberg in wahren Steeplechase-Versen besungen hat, und ist endlich auch der, der bei Torgau nicht locker ließ und die Schlacht gewann, die der König schon verloren glaubte ... Nun seht, dieser alte Zieten ist nicht so bloß spurlos aus dieser Zeitlichkeit geschwunden und sitzt auch nicht so bloß, wie's uns unser Chodowiecki glaub' ich gezeichnet hat, oben im Himmel und regiert da mit Gott und dem Alten Fritz um die Wette, nein, nein, er ist auch noch diesseits zu finden und wenn ihr nur an den rechten Fleck Erde kommt, so wird sich euch noch allerhand auftun, kleines und großes, das an ihn erinnert. Und dieser Fleck Erde liegt am Ruppiner See ..."

Wanderungen durch die Mark Brandenburg IV. SW, Bd 12, S. 398 f.

PAUL HEYSE AN THEODOR FONTANE

Eigenhändiger Brief. Meran, 13. Dezember 1861 (18)

Ich habe das Buch rasch hintereinander genossen und Dich darin ganz den Alten, Liebenswürdigen, Belebten und Belesenen gefunden, der mir schon solange und vielfach wohlgetan hat. Eine Ungleichheit der einzelnen Partieen ist bei den wechselnden sandigeren oder saftigeren Gegenständen wohl unvermeidlich. Aber die Eine Frage hat sich mir dennoch aufgedrängt, ob es nicht hie und da ersprießlicher wäre, mit weniger Vorkenntnissen auf die Reise zu gehen, um mehr zu finden, wo man weniger sucht. Ich meine nämlich, daß der ungleiche Eindruck zum größten Theil in der ungleichen Kenntniß des Lesers liege, der, wo er mit der Staffage Deiner alten Schlösser vertraut ist, seine Phantasie lebhafter mitspielen lässt, als wo er weniger weiß als sein wohlbewanderter Führer. Ich kann meinen bescheidenen Einwand auch so formulieren, daß ich viel zu selten dem unschätzbaren Wort „bekanntlich" begegnet bin. Das Gleiche ist mir auch in der schottischen Reise widerfahren, wo Deine Scheu, bekannte Dinge, D i r bekannte, noch einmal vorzuführen, oft zu einer allzuschattenhaften Beschwörung großer Namen und Ereignisse verleitet hat. Aus einem solchen Buch aber, das nicht zum Guide de Voyageur, sondern zum einsamen Genuß hinterm Ofen geschrieben ist, müsste ein geneigtes Publikum auf eine unscheinbare und heitere Art Alles lernen, was an Ort und Stelle vom Pfarrer des Orts oder sonst einem Großsiegelbewahrer der geheimen Chroniken auf Verlangen zu erfahren ist. Dein Buch setzt p r e u ß i s c h e Leser voraus. Und wenn es ein Reiz mehr ist, unter Eingeweihten sich mit hingeworfenen Winken zu begnügen, so ist es doch eine Gefahr, den Kreis zu eng um die Familie zu ziehn. Wie schwer es sein mag, das Vertrauteste wie zum ersten Mal zu sagen, sieht man wohl an der Seltenheit dieser Kunst. Aber ein Kenner Macaulays, wie Du, weiß doch wohl Rath zu schaffen.

Der 1. Band meiner „Wanderungen" ist, unglaublich, aber wahr, zum zweiten Male vergriffen, und eine 3. Auflage soll gemacht werden. Ich habe nun den Wunsch, wenigstens aus diesem 1. Bande eine Art Normalband herzustellen, der, wenn nach 20 oder 30 Jahren von mir und meinen Arbeiten überhaupt noch die Rede ist, der Welt zeigen soll, wie, meiner Meinung nach, diese Dinge behandelt werden mußten. Nämlich: lesbar einerseits, erschöpfend andrerseits. Um das letztre wenigstens einigermaßen zu erreichen, habe ich vor, im Laufe des nächsten Halbjahres, das Ruppinsche drei- bis viermal, jedesmal auf eine Woche, zu bereisen und dabei derart von Dorf zu Dorf zu wandern, daß schließlich keine Kirche und kein Schloß, kein Haus des Herrn und kein Herrenhaus dasein soll, in das ich nicht neugierig hineingeguckt und meine Notiz gemacht hätte.
Dies klingt nun herrlich und scheint eine Unsumme von historischem Material in Aussicht zu stellen; ich erkenne aber sehr wohl, daß das Hineinkucken allein es nicht macht, denn wie mir neulich ein Freund sagte: „Man sieht nur, was man weiß." Dieser Satz ist furchtbar wahr. Ich trete in eine Kirche; sie hat eine neue Glocke, die 100 Taler kostet, eine Altardecke, die

Frl. v. X. gestickt hat, und fünf alte Grabsteine, die halb zerbrochen im Kirchenschiffe liegen. Der Küster wird mir natürlich von der Glocke und der Decke vorschwatzen, und ich werde derweilen achtlos über Steine hinschreiten, unter denen vielleicht ein Quitzow oder ein Uchtenhagen liegt. Ich werde die Steine nicht sehen, weil ich von ihrer Bedeutung keine vorgängige Kenntnis hatte.

Theodor Fontane an Wilhelm Schwartz. Berlin, 26. Januar 1873

Wilhelm Schwartz, Rektor am Neuruppiner Gymnasium, märkischer Historiker und Sagenforscher, war Begründer des Zieten-Museums. Fontane, der mit ihm zusammen Reisen in die Mark unternahm, zog ihn oft zu Rate.

INHALTSANGABE DES GEPLANTEN ZWEITEN BANDES

Eigenhändige Aufzeichnung mit Abweichungen vom späteren Druck.

THEODOR FONTANE AN W. MELCHER [?]

Eigenhändiger Brief. Berlin, 26. Dezember 1862

Sie wissen, daß mir bei meinen märkischen Arbeiten die Pretension fern liegt, an irgend einer Stelle etwas Erschöpfendes geben zu wollen, so auch greif' ich, mit Rücksicht auf Freienwalde, nur Einzelnes heraus. Die Eintheilung, die ich gemacht habe, ist folgende:

1) Stadt Freienwalde. Ruinenberg. Monte Caprino.
2) Falkenberg. Carlsburg. Ida'e-Eiche. Cöthen.
3) Das Schloß.
4) Der Brunnen.
5) Der Schloßberg und die Uchtenhagens.

Mit 1. und 2. bin ich fertig. Was ich gegeben habe, wohl oder übel, genügt für meine Zwecke; es giebt wenige Leser die „Naturschilderungen" ertragen können; die meisten überschlagen es, wie die klein gedruckten „Depeschen" in den Zeitungen.
Das Material zu Nr. 4 glaub' ich zu haben; was Nr. 5 angeht, so erlaub ich mir die Anfrage: ob Sie etwas von den Aufzeichnungen des Bürgers Johann Prenzlow wissen, deren von der Hagen erwähnt und von denen er angiebt „sie befänden sich auf dem Rathhause, enthielten aber nichts B r a u c h b a r e s." Ich bin nun aber der Meinung, daß gerade diese „unbrauchbaren Traditionen" für mich und meine Zwecke sehr brauchbar sein würden.
Nr. 3. soll vom Schloß handeln. Ich habe, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Fleisch zu diesem Aufsatz, aber nicht das Skelett. Ich weiß ohngefähr, wodurch ich meiner Schilderung Leben geben werde, aber die Daten und Zahlen, „the facts and figures" fehlen mir noch.

VERLAGSVERTRAG ZWISCHEN WILHELM HERTZ UND THEODOR FONTANE

für Band 2

Berlin, 28. Mai 1863

VERLAGSPROSPEKT

für Band 2 „Das Oderland"

Der Verfasser behandelt darin, wie schon der Titel sagt, die Oderbruchgegenden und die alten Landesteile Barnim und Lebus. Namentlich im herrlichen Oderbruche und am Rande desselben hat ihm beinahe Dorf um Dorf zu seinen Schilderungen den vielseitigsten, willkommenen Stoff geboten, und mit besonderem Vergnügen verweilt er auf seinen Wanderungen durch Wald und Haide, an Kirchen und Schlössern vorüber, an allen Oertlichkeiten, die mit der Geschichte unserer berühmten Vorfahren verwachsen sind.

FRANKFURT AN DER ODER

gesehen vom Schäferei-Berge

Lithographie von W. Loeillot nach einer Zeichnung von J. Gottheil, um 1855 (12)

Über das weit nach rechts hin gebreitete Plateau waren zahlreiche Gehöfte ausgestreut, während nach links hin das ganz in der Tiefe liegende, nur von Kropfweiden eingefaßte Odertal sich schlängelte. Und in ebendieser Tiefe, keine halbe Stunde mehr von unseren Reisenden entfernt, stieg jetzt auch das Ziel ihrer Fahrt, die Stadt selber herauf, deutlich erkennbar an dem gekupferten Hut der Oberkirche und den vielen goldenen Kugeln, die wie Butterblumenknospen das grüne Spitzdach umstanden.
„Ich zähle sieben Kirchen", sagte Bamme, der aus einer Art Eigensinn nie zuvor in Frankfurt gewesen war. „Es scheint eine große Stadt, größer als ich dachte."

Vor dem Sturm. SW, Bd 1, S. 537

Zwischen Frankfurt und Stettin ist während der Sommermonate ein ziemlich reger Dampfschiff-Verkehr. Schleppschiffe und Passagierboote gehen auf und ab und die Rauchsäulen der Schlote ziehen ihren Schattenstrich über die Segel der Oderkähne hin, die oft in ganzen Geschwadern diese Fahrt machen ...
Es ist Sonnabend und fünf Uhr morgens. An dem breiten Kai der alten Stadt Frankfurt, hohe Häuser und Kirchen zur Seite — das Ganze mehr oder weniger an den Kölner Kai zwischen der Schiffbrücke und der Eisenbahnbrücke erinnernd — liegt der Dampfer und hustet und prustet. Es ist höchste Zeit. Kaum daß wir an Bord, so wird auch das Brett schon eingezogen und der Dampfer, ohne viel Kommando und Schiffshallo, löst sich

leicht vom Ufer ab und schaufelt stromabwärts. Zur Linken verschwindet die Stadt im Morgennebel; nach rechts hin, zwischen Pappeln und Weiden hindurch, blicken wir in jenes Hügelterrain hinein, dessen Name historischen Klang hat trotz einem, — Kunersdorf. Wir werden noch oft, während unserer Fahrt, an dieses Terrain und diesen Namen erinnert werden.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg II. SW, Bd 10, S. 9, 13

Die alte Universitäts- und Hanse-Stadt Frankfurt an der Oder, 1253 gegründet, in der Kunstgeschichte wegen ihrer Backsteingotik gerühmt, Geburtsstadt Heinrich von Kleists, war Fontane von früheren Besuchen bekannt. Er wollte sich dort 1847 als Apotheker niederlassen, nachdem er durch eine Staatsprüfung die Approbation und das Recht zum Besitz einer Apotheke erworben hatte. Der Plan scheiterte an Geldmangel.

Kunersdorf ging durch die katastrophenartige Niederlage Friedrichs des Großen während des Siebenjährigen Krieges in die Geschichte ein. Nicht zu verwechseln mit dem Cunersdorf zwischen Wriezen und Seelow, in dessen Schloß Chamisso im Sommer 1813 seinen „Peter Schlemihl" schrieb. Auf diese Episode geht Fontane in einem besonderen Abschnitt ein.

ANSICHT VON KÜSTRIN

Stahlstich von Poppel und Kurz nach einer Zeichnung von J. Gottheil (28)

Jenseits der Oder, wo zwischen Werft und Weiden die Warthe rechtwinkelig einmündet, liegt Küstrin, ein durch die Jahrhunderte hin in den Geschichten unseres Landes oft genannter Name. Oft, aber selten freudig. Etwas finster Unheimliches ist um ihn her, und in meiner Erinnerung sehe ich den Ort, der ihn trägt, unter einem ewigen Novemberhimmel.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg II. SW, Bd 10, S. 249

Wenn du reisen willst, mußt du die Geschichte dieses Landes kennen und lieben. Dies ist ganz unerläßlich. Wer nach Küstrin kommt und einfach das alte graugelbe Schloß sieht, das, hinter Bastion Brandenburg, mehr häßlich als gespensterhaft aufragt, wird es für ein Landarmenhaus halten und entweder gleichgültig oder wohl gar in ästhetischem Mißbehagen an ihm vorübergehen; wer aber weiß: „hier fiel Kattes Haupt; an diesem Fenster stand der Kronprinz", der sieht den alten unschönen Bau mit andern Augen an.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg I. SW, Bd 9, S. 8

THEODOR FONTANE AN WILHELM HERTZ

Eigenhändiger Brief. Berlin, 11. Mai 1872

Einzelnes in dem Bande ist, wo der Stoff nicht recht was hergeben wollte

und doch nicht zu umgehen war, leidlich langweilig; im Ganzen aber halte ich diesen „dritten im Bunde" für den weitaus besten. Sie haben das rechte Wort gesprochen: alles ist freier. Ich könnte vielleicht noch hinzusetzen, auch frischer, was einfach damit zusammenhängt, daß sich diese Arbeiten über fast 10 Jahre vertheilen, so daß ich immer wieder mit erneuter Lust herantreten konnte. Dies ist sehr wichtig, ja es ist alles, weil — wenige Kapitel abgerechnet — die Dinge in sich keine Bedeutung haben und so zu sagen die Liebe alles thun mußte.

OST-HAVELLAND

Die Landschaft um Spandau, Potsdam, Brandenburg

Berlin 1873

Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Dritter Theil

Die Havel, um es noch einmal zu sagen, ist ein aparter Fluß; man könnte ihn seiner Form nach den norddeutschen oder den Flachlands-Neckar nennen. Er beschreibt einen Halbkreis, kommt von Norden und geht schließlich wieder gen Norden, und wer sich aus Kindertagen jener primitiven Schaukeln entsinnt, die aus einem Strick zwischen zwei Äpfelbäumen bestanden, der hat die geschwungene Linie vor sich, in der sich die Havel auf unseren Karten präsentiert. Das Blau ihres Wassers und ihre zahllosen Buchten (sie ist tatsächlich eine Aneinanderreihung von Seen) machen sie in ihrer Art zu einem Unikum. Das Stückchen Erde, das sie umspannt, eben unser Havelland, ist, wie ich in den voraufgehenden Kapiteln gezeigt habe, die Stätte ältester Kultur in diesen Landen. Hier entstanden, hart am Ufer des Flusses hin, die alten Bistümer Brandenburg und Havelberg. Und wie die älteste Kultur hier geboren wurde, so auch die neueste. Von Potsdam aus wurde Preußen aufgebaut, von Sanssouci aus durchleuchtet. Die Havel darf sich einreihen in die Zahl deutscher Kulturströme.

Aber nicht von ihren Großtaten gedenke ich heute zu erzählen, nur von einer ihrer Zierden, von den Schwänen.

Die Schwäne sind auf dem ganzen Mittellauf der Havel zu Hause. Die zahlreichen großen Wasserbecken, die sich hier finden: der Tegler See, der Wannsee, der Schwielow, die Schlänitz, die Wublitz, sind ihre Lieblingsplätze. Ihre Gesamtzahl beträgt zweitausend ... Wie mächtige weiße Blumen blühen sie über die blaue Fläche hin; ein Bild stolzer Freiheit.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg III. SW, Bd 11, S. 181

KLOSTER LEHNIN

Klosterhof

Zeitgenössische Photographie

Lehnin war nicht nur das älteste Kloster in der Mark, es war auch, wie schon hervorgehoben, das reichste, das begütertste, und demgemäß war seine

Vignette zu den „Wanderungen" von Hanns Anker

Erscheinung. Nicht daß es sich durch architektonische Schönheit vor allen andern ausgezeichnet hätte — nach dieser Seite hin wurde es von Kloster Chorin übertroffen — aber die Fülle der Baulichkeiten, die sich innerhalb seiner weitgespannten Klostermauern vorfand, die Gast- und Empfangs- und Wirtschaftsgebäude, die Schulen, die Handwerks- und Siechenhäuser, die nach allen Seiten hin das eigentliche Kloster umstanden, alle diese Schöpfungen, eine gotische Stadt im kleinen, deuteten auf die Ausgedehntheit und Solidität des Besitzes ...

Werfen wir einen Blick auf das, was noch vorhanden ist, von der Kirche sowohl wie von der ganzen Klosteranlage überhaupt. Der älteste Teil, der romanische, steht; der gotische Teil liegt in Trümmern ...

Es ist ein trister Aufenthalt, diese Klosterkirche von Lehnin, aber ein Bild anheimelnder Schönheit tut sich vor uns auf, sobald wir aus der öden, freudlosen Kirche mit ihren hohen, weißgetünchten Pfeilern ins Freie treten und nun die Szenerie der unmittelbaren Umgebung: altes und neues, Kunst und Natur auf uns wirken lassen. Innen hatten wir die nackte, nur kümmerlich bei Leben erhaltene Existenz, die trister ist als Tod und Zerstörung, draußen haben wir die ganze Poesie des Verfalls, den alten Zauber, der überall da waltet, wo die ewig junge Natur das zerbröckelte Menschenwerk liebevoll in ihren Arm nimmt. Hohe Park- und Gartenbäume, Kastanien, Pappeln, Linden, haben den ganzen Bau wie in eine grüne Riesenlaube eingesponnen, und was die Bäume am ganzen tun, das tun hundert Sträucher an hundert einzelnen Teilen. Himbeerbüsche, von Efeuranken wunderbar durchflochten, sitzen wie ein grotesker Kopfputz auf Säulen und Pfeilerresten, Weinspaliere ziehen sich an der Südseite des Hauptschiffes entlang, und überall in die zerbröckelten Fundamente nestelt sich jenes bunte, rankenziehende Gestrüpp ein, das die Mitte hält zwischen Unkraut und Blumen.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg III. SW, Bd 11, S. 67 ff.

KLOSTER CHORIN

Eingangspforte und Kircheninneres gegen Osten

Zwei zeitgenössische Photographien

Am vergangenen Sonntage [1. XI. 1863] habe ich eine kleine Reise gemacht. Ich habe Fontane auf einer seiner Wanderungen durch die Mark begleitet. Lepel war auch mit. Das Terrain unserer Forschungen war das alte Cisterzienserkloster Chorin bei Neustadt-Eberswalde, u. nicht weit davon eine hüglige mit Eichen und Buchen bewachsene Insel im s. g. Parsteiner See. Auf diesem kleinen grünen Eiland sollten — wie es hieß — die alten Mönche, ehe sie Chorin gebaut hatten, in einem alten steinernen Kloster gewohnt haben, u. richtig — wir haben ganz hübsche Mauerreste mit einigen sehr schönen Architecturformen gefunden. Der alte Bau scheint bisher unbekannt gewesen zu sein, denn selbst Stüler, den ich am Montag sprach, wußte nichts davon! Fontane war übrigens zum todtlachen komisch. Von jedem alten Stein wollte er womöglich einen ganzen Roman ablesen (u. that es meist auch), u. ich sollte ihm von jedem Schnörkel womöglich Tag u. Stunde seiner Geburt bestimmen. Ich könnte über diesen kleinen Ausflug eine ganze Novelle schreiben. Der Eifer, der unsern alten Nöhl für seine Arbeit beseelt, ist wirklich rührend u. ein Buch, das mit solcher Liebe und Ausdauer geschrieben wird, m u ß viel Gutes enthalten.

Richard Lucae an Anna Witte, geb. Schacht. Berlin, 7. November 1863

Der Architekt Lucae war ein „Tunnel"-Freund Fontanes. Beide gehörten auch der kleinen literarischen Gesellschaft „Ellora" an. Nöhl (von nöhlen = langsam sein) war dort der Spitzname Fontanes.

Leider geht dieser baulich schönen Ruine, wie gesagt, das eigentlich Malerische ab. Ruinen, wenn sie nicht bloß, als nähme man ein Inventarium auf, nach Pfeiler- und Fensterzahl beschrieben werden sollen, müssen zugleich ein Landschafts- oder auch ein Genrebild sein. In einem oder im andern, am besten in der Zusammenwirkung beider wurzelt ihre Poesie. Chorin aber hat wenig oder nichts von dem allen; es gibt sich fast ausschließlich als Architekturbild. Alles fehlt, selbst das eigentlich Ruinenhafte der Erscheinung, so daß, von gewisser Entfernung her gesehen, das Ganze nicht anders wirkt wie jede andere gotische Kirche, die sich auf irgendeinem Marktplatz irgendeiner mittelalterlichen Stadt erhebt. Nur fehlt leider der Marktplatz und die Stadt. Und treten wir nun in die öden und doch wiederum nicht malerisch zerfallenen Innenräume ein, so fehlt uns eines mehr als alles andere. Wer immer auch unser Führer sein mag, und wäre er der beste, wir vermissen die stille Führerschaft von Sage und Geschichte. Alles läßt uns im Stich, und wir schreiten auf dem harten Schuttboden hin, wie auf einer Tenne, über die der Wind fegte. Alles leer.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg III. SW, Bd 11, S. 96

Holzschnitt des Verlages Schottlaender, Breslau 1892

Berlin 1892

THEODOR FONTANE ALS MÄRKISCHER WANDERER

Karikatur von August von Heyden

Eine große Freude haben mir Ihre Worte über mein Buch gemacht; die Teilnahme, die es überhaupt findet, gibt mir zu denken. An Talent, an Stoffinteresse stehen diese Wanderungsbücher nicht über dem, was ich sonst wohl schreibe; woran liegt es, daß sie so ungleich mehr wirken als andres aus meiner Feder? Lokal- und Provinzialinteresse, Heimatsgefühl, Jugenderinnerungen, verschämte Neigung für das, was der großen Mehrheit als jeder Neigung unwert erscheint — all dies kommt vielleicht zusammen. Geh. R. Wiese schrieb neulich, „es sei die dem Kleinen und Geringen zugewandte Liebe"; darin liegt viel Wahres. Enfin, was es sei, ich will mich des Erfolges freun.

Theodor Fontane an Julius Rodenberg. Berlin, 13. Dezember 1872

Rodenberg (1831—1914), Journalist und Schriftsteller, war Herausgeber des „Salons für Literatur, Kunst und Gesellschaft". In der von ihm 1874 gegründeten Berliner Monatsschrift „Deutsche Rundschau" veröffentlichte er später Fontanes Romane „Unwiederbringlich", „Frau Jenny Treibel" und „Effi Briest" in Vorabdrucken.

THEODOR FONTANE AN FRIEDRICH HOLTZE

Eigenhändiger Brief. Berlin, 23. Januar 1879

Ich gehe damit um, etwa im nächsten Jahr, einen v i e r t e n Band meiner Wanderungen herauszugeben, der wie Band II das Oder-Land, Band III das Havel-Land, so seinerseits das S p r e e - L a n d behandeln soll. Zweiter Titel: „Teltow und Beeskow-Storkow." Ich denke dieser Band soll mir glücken; denn fast kann ich sagen: je pauverer die Gegend, desto besser das Buch. Moos- und Grashalm-Collektionen geben die hübschesten Herbarien.

Friedrich Wilhelm Holtze (1820—1908), von Beruf Lehrer, war seit 1862 Generalsekretär des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg und unterstützte in dieser Eigenschaft Fontane bei der Beschaffung von Quellen.

Zum schönsten gehörte aber ein Ausflug nach dem Spreewalde, den ich mit Fontane, Roquette und einigen andern Freunden unter Führung von Schulrath Bormann machte. Wir fuhren in einer lauen Sommernacht mit der Post nach Lübbenau, dem Hauptort und Eingangspunkte des Spreewaldes, wo wir zeitig Morgens ankamen ... Nun begannen wir unsre Fahrt, um tiefer in dieses bäuerliche Venedig einzudringen. Bekanntlich besteht der Spreewald aus einem großen mit Wald reich durchsetzten Gebiete, welches die Spree in unzähligen, bald breiten, bald schmalen Armen durchzieht. So giebt es in dem einige Stunden langen und breiten Bezirke fast nur Ver-

bindungen zu Wasser und die Einwohner sind auf diesem Element von Kindheit an zu Hause. Man fährt durch üppige Wiesengründe zwischen ziemlich hohen Ufern mit stark aufgeschossenem Gras dahin. Wo einzelne Pfade die Wasserstraße kreuzen, führt ein Steg über die Kanäle, der stets so hoch liegt, daß der, ähnlich dem Venezianer Gondolier, aufrecht stehende Fährmann, der mit seiner Stange den Kahn lenkt, darunter durchfahren kann. So sieht man denn bisweilen in einem Nachbarkanal ein Fahrzeug vorbeigleiten, von dem man Nichts gewahrt als den Fergen, weil alles Andere von dem hohen Grase verdeckt wird. Zwischen diesen Wasserarmen, wie auf kleinen Inseln, liegen die hölzernen Bauernhäuser ganz in Grün eingebettet, jedes für sich, oft von Blumen einfachster Art, wie der großen Sonnenblume oder auch wohl Georginen umgeben. Es herrscht eine stille Poesie, ein tiefes, fast märchenhaftes Schweigen in diesen lauschigen Gründen. Kein Wunder, daß Roquette hier die Anregung zu seiner poetischen Erzählung „die Schlangenkönigin" gewann. Und Fontane schöpfte auf dieser Fahrt die Eindrücke zu seiner köstlichen Schilderung des Spreewaldes in seinen Wanderungen durch die Mark.

Wilhelm Lübke, Lebenserinnerungen. Berlin 1891, S. 327 ff.

THEODOR FONTANE AN WILHELM HERTZ

Eigenhändiger Brief. Berlin, 1. November 1881

Ich sitz' aber noch in einem „Schlußwort" drin, das zu schreiben nicht leicht ist, weil ich so zu sagen die ganze Provinz darin Revue passiren lasse, zum wenigsten ihren Adel und ihre Pastoren. Einen gewissen Mittelkurs zwischen Freisinnigkeit und Verbindlichkeit, zwischen Anerkennung des persönlichen und gesellschaftlichen und Anzweiflung des politischen Menschen in unsrem Landadel, inne zu halten, war ein Eiertanz, den ich nicht alle Tage tanzen möchte. Täusch' ich mich nicht, so ist es mir aber leidlich geglückt und zwar einfach deshalb weil diese Mischempfindung wirklich in mir lebendig ist. Die Kerle sind unaustehlich und reizend zugleich.

An meinen „Wanderungen" pußle ich weiter; inhaltlich finde ich alles gut, auch die Bemerkungen, die ich seinerzeit eingestreut habe, sind richtig und mitunter nicht ohne Geist und Humor, aber der A u s d r u c k ist überall unvollkommen; ich bin erst in dem Unglücksjahre 76 e i n w i r k l i c h e r S c h r i f t s t e l l e r geworden; vorher war ich ein beanlagter Mensch, der was schrieb. Das ist aber nicht genug.

Theodor Fontane an Emilie Fontane. Berlin, 28. August 1882

Während des „Unglücksjahres 76" hatte Fontane die Stelle eines Ersten ständigen Sekretärs der Akademie der Künste angenommen, „echtes Beamten-Sklaventum". In aufreibendem Kleinkrieg mit selbstgerechten Vorgesetzten und einer kleinlichen Bürokratie gab Fontane diesen Posten nach

vier Monaten wieder auf. „Es war ziemlich meine schlechteste Lebenszeit, nichts wie Ärger, Kränkungen." Tröstlich allein war, daß die Redaktion der Zeitschrift „Daheim" ihm im August anbot, seinen ersten großen Roman „Vor dem Sturm" als Vorabdruck zu bringen.

SPREELAND

Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow

Berlin 1882

Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Vierter Theil (8)

WENDISCHES BAUERNMÄDCHEN AUS DEM SPREEWALDE

Kolorierter Holzschnitt von Kopp nach einer Zeichnung von Adolf Burger (12)

Genau anzugeben, worin die Eigentümlichkeiten dieses Kostüms bestehen, bin ich weder Schneider noch Professor Weiß genug. Der kurze, aber faltenreiche Friesrock, das knappe Mieder, das Busentuch, die Schnallenschuhe, selbst die bunten seidenen Bänder, die über die Brust fallen und mit denen ein großer Luxus getrieben wird, sind Dinge, denen man von gleichem Stoff und Schnitt auch an anderen Orten begegnet, und nur die Haube und Halskrause sind mir als abweichend von dem gewöhnlichen erschienen. Die Halskrause wird nicht allgemein getragen, wo sie aber vorkommt, erinnert sie lebhaft an den Maria-Stuart-Kragen; steife Chabots, die stolz und aufgeblasen wie ein Puterhahn ihr Rad schlagen. Das eigentlich Charakteristische aber bleibt die Haube. Es ist eine Mischung von Haube, Hut und Kopftuch und erinnert ebensosehr an die holländischen Tüllkappen, wie an die Kopftücher Schlesiens oder des Oderbruchs.

Sämtliche Werke. Abt. II: Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Bd 3. München: C. Hanser 1968, S. 475 f.

AUF DER KUPPE DER MÜGGELBERGE

(Semnonen-Vision)

Eigenhändiges Gedicht

Das Gedicht erschien zum ersten Mal in der Zeitschrift „Pan" (2. Jg, 1896, H. 1). Anregung dazu gab das Bild von Karl Blechen „Semnonenlager am Müggelsee", das Fontane aus Berliner Privatbesitz kannte. 1891 kam es in die Nationalgalerie. In dem Abschnitt „Die Müggelberge" des Bandes „Spreeland" beschreibt er das Bild.

Die Müggelberge sind alter historischer Grund und Boden und waren schon das „hohe Schloß" dieser Lande, lange bevor die Wendenfürsten in die Spreegegenden kamen und lange bevor sich Brennabor an der Havel erhob.

In vorslawischer Zeit, in Zeiten, die noch keine Burgen kannten, waren sie naturgebaute, wasserumgürtete Feste, die von germanischen Häuptlingen jener Epoche bewohnt wurde — der Sumpf ihr Schutz, der Wald ihr Haus. Karl Blechen, „der Vater unsrer märkischen Landschaftsmalerei", wie er gelegentlich genannt worden ist, hat in einem seiner bedeutendsten Bilder die Müggelberge zu malen versucht. Und sein Versuch ist glänzend geglückt. In feinem Sinn für das Charakteristische, ging er über das bloß Landschaftliche hinaus und schuf hier, in die Tradition und Sage der Müggelberge zurückgreifend, eine historische Landschaft. Die höchste Kuppe zeigt ein Semnonenlager. Schilde und Speere sind zusammengestellt, ein Feuer flackert auf, und unter den hohen Fichtenstämmen, angeglüht von dem Dunkelrot der Flamme, lagern die germanischen Urbewohner des Landes mit einem wunderbar gelungenen Mischausdruck von Wildheit und Behagen. Wer die Müggelberge gesehen hat, wird hierin ein richtiges und geniales Empfinden unsres Malers bewundern — er gab dieser Landschaft die Staffage, die ihr einzig gebührt.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg IV. SW, Bd 12, S. 102 f.

Wer sein Buch einfach „Wanderungen" nennt und es zu größerer Hälfte mit landschaftlichen Beschreibungen und Genreszenen füllt, in denen abwechselnd Kutscher und Kossäten und dann wieder Krüger und Küster das große Wort führen, der hat wohl genugsam angedeutet, daß er freiwillig darauf verzichtet, unter die Würdenträger und Großkordons historischer Wissenschaft eingereiht zu werden. Ich habe „mein Stolz und Ehr'" und zwar mit vollem Bewußtsein auf etwas anderes gesetzt, aufs bloße Plaudernkönnen, und erkläre mich auch heute noch für vollkommen zufriedengestellt, wenn mir dies als ein Erreichtes und Gelungenes zugestanden werden sollte. Freilich bleibt daneben bestehen, daß in eben diesen Kapiteln, und zwar unter Zutun und Hilfe meiner über die halbe Provinz hin zerstreuten Mitarbeiter, auch ein bestimmtes Quantum historischen Stoffes niedergelegt worden ist, das eben nur hier existiert und an dem mißachtend vorübergehen zu wollen ein Fehler wäre, den, so mein' ich, niemand aus freien Stücken begehen wird, niemand, dem neben dem exakten Kontur auch das Kolorit in der Kunst etwas bedeutet.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg IV. Schlußwort. SW, Bd 12, S. 400 f.

Das war ein schöner Tag, und mancher kleine Jammer und Ärger, den diese Tage brachten, es verschwand alles daneben, und der Himmel war wieder hell. Jetzt sind es dreißig Jahre, fast auf den Tag, daß ich mit Lepel die Reise machte, eine der schönsten in meinem Leben, jedenfalls die poetischste, poetischer als Schweiz, Frankreich, Italien und alles, was ich später sah. Das interessanteste Blatt für mich ist das mit dem Douglasschloß im Kinroßsee, zu dem ich mit Lepel im Boot hinüberfuhr, und als wir zwei Stunden

später, nach Besichtigung von Schloß und Insel, über denselben See hin die Rückfahrt machten und ich dabei an Rheinsberg und den Rheinsberger See dachte, stand es in meiner Seele fest, die Mark Brandenburg und ihre Schlösser und Seen beschreiben zu wollen. Was dann auch geschehen ist.

Theodor Fontane an Mathilde von Rohr. Berlin, 16. Mai 1888

Mathilde von Rohr, zu diesem Zeitpunkt schon Stiftsfräulein im früheren Kloster Dobbertin in Mecklenburg, hatte um die „Wanderungen" große Verdienste. Nach ihrem Tode im Jahre 1889 hat ihr Fontane in einer späteren Auflage des ersten Bandes eine Würdigung geschrieben, aus der die herzliche Verehrung spricht, die er für die couragierte alte Dame hatte. Ihr verdankte er viele alte Geschichten aus der Mark, sie war „ein wahres Anekdotenbuch". Um Fontane Zugang zu den alten Adelssitzen zu verschaffen, schrieb sie wirksame Empfehlungsbriefe. Zuweilen entwarf sie sogar Porträts einzelner Figuren, die ihr noch vertraut waren. Fontane hat dankbar bekannt, daß sie ihm bei seiner Arbeit viel geholfen hat. Einst hatte Bernhard von Lepel Fontane in den Berliner Salon Mathilde von Rohrs eingeführt, wo er seit 1852 häufiger Gast war und seine ersten Kapitel der „Wanderungen" vorlas. Fontane empfand sie als einen typisch märkischen Charakter mit allen starken und auch einigen schwachen Seiten: „gut, treu, praktisch, hilfebereit, immer das Herz auf dem rechten Fleck, immer voll gutem Menschenverstand, immer gerecht. Alles Gewöhnliche, namentlich alles Unhumane war ihr in tiefster Seele verhaßt."

... wir sind gerne mit Fontane gewandert an den Flüssen und Seen, durch die Haiden und Kiefernwälder, die seitab gelegenen Dörfer und Landstädtchen der Mark Brandenburg. Er war ein guter Geleitsmann, der Gegend kundig, Einer, der mit den Leuten, Bauern und Fischern, Kutschern und Kossäthen in ihrer eigenen Sprache zu reden verstand, und ohne pietätlos zu sein, doch „den Humor davon" begriffen hatte ... Manches hat er in seine Blätter gerettet, was in der Wirklichkeit nicht mehr ist. Die kleinen Feldsteinkirchen unserer märkischen Dörfer, neuerdings restaurirt oder renovirt, leben mit ihrem Dreizehnten-Jahrhundert-Aussehen in seiner Schilderung fort; und manch' ein Stück Dorfgeschichte, derb, zuweilen grob und immer drollig in der Fassung, aber zumeist von ernstem und nicht selten von tragischem Inhalt gibt er aus den Kirchenbüchern. Manch' ein ergreifendes Menschenschicksal liest er von den überwachsenen Grabsteinen ...
Der Fremde, der jetzt nach Berlin kommt, und unsere macadamisirten Straßen, unsere Paläste, das Brandenburger Thor, den Thiergarten und den Königsplatz bewundert, der weiß es nicht. Aber wir, die wir, nicht zwei Stunden weiter, unsere Dörfer besuchen, die Nichts von der niedersächsischen oder westphälischen Opulenz, Nichts von der fränkischen Heiterkeit, der alemannischen Zierlichkeit haben; die wir an den Waldrändern und Flußufern tief im Sande waten, um irgend einen Hügel zu erreichen, bei dessen Besteigung der Weg hinter uns sich zu verschütten scheint: wir wissen es.

Und doch — wer möchte, wenn er es einmal kennen gelernt — das mühsame Vergnügen einer solchen Wanderung missen? Wer liebte diese Landschaft nicht, die kaum einen Reiz hat außer ihrer Schwermuth?

Julius Rodenberg, Fontane's Wanderungen. — In: Deutsche Rundschau Bd 32 (1882), S. 174 f.

Diese „Wanderungen" sind ein Originalgewächs; sie gleichen jenen köstlichen Weinen, die nur in bestimmtem Gelände reifen konnten und an deren blumiger Würze sich doch nachher alle Welt mit innigem Behagen letzt. Und wie die alten Weine wollen auch die zwanglos durch die Jahrhunderte fortlaufenden Kulturbilder genossen sein: langsam, gemächlich, schlückchenweise, würde Fontane sagen. Vom alten Fritzen und vom alten Ziethen, von den Quitzows, den Puttlitz, den Koeckeritz und Lüderitz und Itzenplitz wird uns da erzählt, und wenn wir anfangs auch ein Bischen zweifeln in berlinisch verdorbener Demokratenart: am Ende glauben wir es dem erprobten Führer doch, daß die Junker anders sind und besser als ihr Ruf und daß sie mitunter in später Zechstunde allerlei skeptische „Radikalismen laut werden lassen, Urtheile von einer Fortgeschrittenheit, als flösse nicht die Niplitz oder die Notte, sondern mindestens der Hudson oder Potomac an ihrem alten Feldsteinthurm vorüber." ...
Mit verweilender Umständlichkeit werden diese Fußwanderungen geschildert; geschildert, nicht erzählt; denn Fontane ist unter den Deutschen Der, dem die sinnlichste Sprache zu Gebote steht; ihm lebt Alles, und selbst wenn er keuchend dem letzten berliner Zuge entgegenstrebt, bemerkt er noch die pickenden Sperlinge am Droschkenstand.

Maximilian Harden, Fontane. — In: Literatur und Theater. Berlin 1896, S. 94 f.

Mit Hertz habe ich gestern zu meiner Freude einen Kontrakt gemacht, und er wird zum Spätherbst ein dickes Buch von mir, „Fünf Schlösser. Altes und Neues aus Mark Brandenburg", bringen. Natürlich ist es eine Art Fortsetzung zu den „Wanderungen", aber doch etwas anders, und will seinen eignen Weg gehn.

Theodor Fontane an seinen Sohn Theodor. Berlin, 9. Mai 1888

FÜNF SCHLÖSSER

Altes und Neues aus Mark Brandenburg

Berlin 1889

Das Buch einfach als eine Fortsetzung meiner „Wanderungen" zu bezeichnen oder gar in diese direkt einzureihen, ist mit allem Vorbedacht von mir

vermieden worden, da, trotz leicht erkennbarer Verwandtschaft, doch auch erhebliche Verschiedenheiten zu Tage treten. In den Wanderungen wird wirklich gewandert, und wie häufig ich das Ränzel abthun und den Wanderstab aus der Hand legen mag, um die Geschichte von Ort oder Person erst zu hören und dann weiter zu erzählen, immer bin ich unterwegs, immer in Bewegung und am liebsten ohne vorgeschriebene Marschroute, ganz nach Lust und Laune. Das alles liegt hier anders und wenn ich meine Wanderungen vielleicht als Plaudereien oder Feuilletons bezeichnen darf, so sind diese „Fünf Schlösser" eben so viele historische Spezialarbeiten, Essays, bei deren Niederschreibung ich um reicherer Stoffeinheimsung und noch häufiger um besseren Kolorits willen, eine bestimmte Fahrt oder Reise machte, n i c h t eine Wanderung.

Aus dem Vorwort. S. III

Dieser Fontane-Stil aber bildet für uns, die wir nicht fachmännisch hier zu urtheilen haben, den größten Reiz des Buches. Einer der liebenswürdigsten Erzähler spricht zu uns, der den ererbten Gaben der französischen Emigrantenfamilie vielleicht jenen graziösen Plauderton dankt, welcher in Deutschland eine so große Rarität ist; und eines der feinsten Künstlertemperamente spricht, das in einer reizvollen Mischung von Ueberlegtheit und Caprice, von weisem Vorbedacht und Planlosigkeit seinen Zickzackweg geht. „Ohne vorgeschriebene Marschroute", und doch mit dem natürlichen Tacte und der Erfahrung des Wanderers, die sich noch im dicksten Walde der Thatsachen und Einfälle glücklich zurecht findet, führt uns Fontane durch die Folge der Jahrhunderte: von den Quitzowzeiten an, aus der Epoche des Fehderechts und der Acht, da man Dörfer „auspochte" und Juden in die eiserne „Klemme" nahm, über fünf Jahrhunderte weg, bis in das Jagdschloß des Prinzen Friedrich Karl ... Die märkischen Naturen zu erklären, in ihrem Werden und Sein, ist Fontane unermüdlich: „scharf und schneidig, mit Gemüthlichkeits-Alluren, aber immer eulenspiegelisch, vorsichtig und sarkastisch", so schildert er zwei Musterexemplare der Gattung. Am sichersten aber fesselt er uns, als er den Lebenslauf der „Krautentochter" von Hoppenrade aufrollt, der dreifach vermählten, unglücklichen Frau, deren Erbe, ein anderer Nibelungen-Hort, die Besitzerin in Streit und schicksalsvolles Erleben führte; der Erzähler kann hier das Eheproblem entwickeln, wie er es, von immer neuen Motiven aus, in seinen Novellen „L'Adultera", „Petöfi", „Irrungen, Wirrungen" erfaßt hat; und mit denselben knappen und runden Schilderungen wie in jenen Kunstwerken, in derselben frisch zufahrenden, den Dialekt nicht verschmähenden Sprache, mit der gleichen Kunst, die führenden Personen aus dem Milieu eines fest angeschauten socialen Zustandes heraus Tainisch abzuleiten, stellt er uns das seltsame Geschick der Krautentochter Frau von Arnstadt dar ...

Otto Brahm, Fünf Schlösser. — In: Deutsche Rundschau Bd 62 (1890), S. 148

Alles, was von unsern historischen Kleinforschern über Mark Brandenburg geschrieben wird, ist das Ödeste, das bodenlos Langweiligste, was Gottes Sonne je beschienen hat, und alles, was von unsern Novellisten, Belletristen und Feuilletonisten (immer Willibald Alexis ausgenommen, der eine ganz große Nummer war) märkisch gesündigt worden ist, ist wieder wertlos in seiner historischen Dünnheit und Oberflächlichkeit. Mein stolzes Beginnen lief nun darauf hinaus: Allerkleinstes — auch Prosaisches nicht ausgeschlossen — exakt und minutiös zu schildern und durch scheinbar einfachste, aber gerade deshalb schwierigste Mittel: durch Simplizität, Durchsichtigkeit im einzelnen und Übersichtlichkeit im ganzen, auf eine gewisse künstlerische Höhe zu heben, ja es dadurch sogar interessant oder wenigstens lesensmöglich zu machen. Sie sehen, daß ich mich noch in der bloßen Rückerinnerung daran wie erhitze.

Theodor Fontane an Heinrich Jacobi. Berlin, 5. Januar 1895

VI

CAUSERIEN ÜBER THEATER

THEATERKASSE
Nach einem Holzschnitt von Adolph Menzel

Von 1870 ab hatten die Leser der „Vossischen Zeitung" nach einem Besuch des Berliner Königlichen Schauspielhauses zwei Jahrzehnte lang das besondere Vergnügen, tags darauf eine Theaterkritik zu finden, die mit den Buchstaben Th. F. abgezeichnet war. Diese Kritiken überraschten schon dadurch, daß sie aus der Schablone üblicher Bühnenreferate herausfielen, die zumeist den Inhalt des Stückes wiedergaben und danach den Schauspielern Zensuren erteilten. In der „Vossischen" nun nahm ein souveräner Geist Aufführung und Kritik zum Anlaß, in ebenso eigenwilligen wie geistvollen Exkursen über die Welt der Bühne zu plaudern. Die eingefahrenen Konventionen des Wertens schienen für ihn keine Gültigkeit zu haben, so daß ein Witzling das Bonmot in Umlauf brachte, Th. F. sei eine Abkürzung von „Theater-Fremdling". Mit den Jahren wurde der alte Herr auf dem Parkettplatz Nr. 23 zu einer Berliner Institution. Ja, er schuf gute Traditionen. Auch seine Nachfolger bei der „Vossischen Zeitung", Otto Brahm, Paul Schlenther und Arthur Eloesser waren hervorragende Kritiker.

Theodor Fontane, der im Kriegsjahr 1870 die Theaterkritik übernommen hatte, war alles andere als ein Theaterfremdling. Im Gegenteil. Er gehörte zu jenen Kritikern, die den Sensus für das Phänomen Theater in seiner Totalität aus Drama, Mimus und Technik besitzen, was bei Männern, die

von der Literatur herkommen, nicht selbstverständlich ist. Seine Kritiken beginnen mit einer patriotischen Interpretation des „Wilhelm Tell" bei Kriegsausbruch und enden 1890 mit Würdigungen des damals noch verkannten und verfemten Gerhart Hauptmann. Gesammelt ergeben sie ein wichtiges, blendend geschriebenes Stück Theatergeschichte und im Werk Fontanes eine eigene künstlerische Domäne. Unter dem Titel „Causerien über Theater" gab Paul Schlenther, dem Dichter noch persönlich verbunden, 1905 einen Auswahlband heraus. Das gesamte Corpus der Kritiken wurde in den Jahren 1964 bis 1967 von Edgar Groß veröffentlicht.

Die ersten Theatereindrücke Fontanes gehen bis in die Leipziger und Dresdener Zeit zurück, wo er neben seinem Apothekendienst Aufführungen in der Zeitschrift „Die Eisenbahn" besprach. Während der Londoner Jahre, vor allem von 1855 bis 1859, schrieb er Bühnenreferate für deutsche Blätter, die später in dem Band „Die Londoner Theater" vereinigt wurden. Damals erwarb er sich eine gute Kenntnis englischer Shakespeare-Inszenierungen sowohl an repräsentativen Häusern wie an kleinen Vorstadtschmieren.
Der Berliner Spielplan der siebziger und achtziger Jahre brachte außer den Klassikern vor allem deren Epigonen wie Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Gustav Freytag und Ernst von Wildenbruch.
Die scheinbare Leichtigkeit, der ironische oder lobende Charme in Fontanes Rezensionen täuschen darüber hinweg, mit welchem Ernst, welcher Gewissenhaftigkeit, Verantwortung, immer wieder von Skrupeln und Anfechtungen geplagt, er sein Amt ausübte. Am Tage nach einer Premiere wies das Dienstmädchen Besucher schon im Treppenhaus ab mit den Worten „Der Herr hat heute Kritik". Der knappe Termin war für Fontane, der oft betonte, daß er ein langsamer Mensch sei, besonders lästig. Als eine junge Schauspielerin sich einmal darüber beklagte, daß das Prädikat „reizend" für ihre Leistung allein etwas dürftig sei, schilderte er ihr in tragikomischer Selbstverteidigung diese Drangsal. Erst wenn das Dienstmädchen mit den beschriebenen Bögen in einer Droschke zur Redaktion eilte, atmete Fontane wieder auf.
Zutiefst überzeugt von der Subjektivität und Relativität aller ästhetischen Urteile, konnte er Kritik nicht als „strenge, alte Witwe mit Eulenaugen" auffassen. Aber wie einen Seismographen trug er in sich das Gefühl für das, was wahr und unwahr ist. In diesem Punkt kannte er keine Kompromisse.

Meine Berechtigung zu meinem Metier ruht auf einem, was mir der Himmel mit in die Wiege gelegt hat: Feinfühligkeit künstlerischen Dingen gegenüber. An diese meine Eigenschaft hab' ich einen festen Glauben. Hätt' ich ihn nicht, so legte ich heute noch meine Feder als Kritiker nieder.

Theodor Fontane an Maximilian Ludwig. Berlin, 2. Mai 1873

Trotzdem wußte Fontane, daß seine kritischen Empfindungen irren konnten, „aber selbst in ihrem Irrtum fördern sie mehr als das tote Gesetz". Es geschah, daß er kräftig danebenschlug, so wenn er behauptet, daß Falstaff,

diese Verkörperung eines vollsaftigen Urmimus, vor allem eine Leserolle sei, die auf der Bühne kaum zur Wirkung gebracht werden könne, oder wenn er die Bedeutung der „Quitzows" von Wildenbruch überschätzt. Aber „die Kritik steht mitunter auch in Worms und ‚kann nicht anders'".
Als Rezensent hielt Fontane den „Nörgler" in sich kurz an der Kette und schränkte ein Lob nicht durch Bagatellen oder Beckmessereien ein.

Man s o l l die Fähigkeit haben, sich einer bedeutenden Leistung gegenüber ganz hinzugeben. Hat man diese Fähigkeit nicht, will man sie nicht haben, so ist man ein Nörgler oder ein wichtigtuender Malvolio, aber kein Kritiker von Beruf.

Theodor Fontane an Richard Kahle. Berlin, 17. Juni 1873

Daß Fontane gegen hohle Theatralik und anmaßend eitles Komödiantentum „goldene Rücksichtslosigkeiten, erfrischend wie Gewitter" (Storm) einsetzte, dafür bieten seine Besprechungen manches Beispiel, auch wenn er lieber lobte als tadelte. Er kannte die reizbare, labile Mentalität der Bühnenmenschen: „‚Da sitzt dieses Scheusal wieder', habe ich sehr oft auf den Gesichtern gelesen."
Differenziert wie er selbst war, erwartete Fontane von der ersten Bühne der Hauptstadt äußerste Differenziertheit der Darstellung. Die Allüren stimmgewaltiger, augenrollender Hoftheaterbarden lehnte er ab, und ein Star seiner Zeit wie Adalbert Matkowsky bekam dies zu spüren. „Ich ... halte seine ganze Spielweise für eine Verirrung und finde diesen nach dem Prinzip von Flut und Ebbe hergerichteten Wechsel von Stentorschreiereien und flüsterndstem Geflüster (man sucht ordentlich nach der Jasminlaube und des Pfarrers Tochter von Taubenhain) vorwiegend komisch."
In gleicher Weise aber wandte er sich gegen die „Untertreiber", die durch den Naturalismus in Mode gekommen waren und einen Aktschluß Schillers beiläufig murmelten, während sie sich den Handschuh zuknöpften.

Daß der Kritiker Fontane die anderen wichtigen Faktoren einer Inszenierung, Regie, Kostüm, Bühnenbild und Technik, nicht übersah, mag das Stück einer „Hamlet"-Besprechung demonstrieren:

Der „Hamlet" kann ohne A p p a r a t nicht bestehen. Und dieser ist nun mal bei unserer Königlichen Bühne der schwächste. Es ist, als ob, mit Hilfe der ewigen Ballettkunst samt ihrem obligaten Zauber, der w i r k l i c h e Zauber, der auch diesen Dingen anhaften kann, total verlorengegangen wäre. Man hat sich daran gewöhnt, alles schematisch und rein äußerlich zu betreiben und etwa Reguladetrihaft zu berechnen: wenn ein erstes Mondviertel, mit Trümmerkapelle und drei Grabkreuzen, ein bis zwei Grad Frösteln liefern, so liefert ein Vollmond mit sechs umgestürzten Leichensteinen die reglementsmäßige Gänsehaut. Ich versichere feierlich: nirgends in der Welt, wo immer auch ich derartigen Dingen begegnet bin,

haben sie mich so kalt gelassen, so ernüchtert wie gerade bei uns. Ich habe anderer Orten den entsprechenden Apparat, nach der technischen Seite hin, viel schlechter, aber nie so wirkungslos, nie so total entzaubert gesehen. Wie man von Glückskindern sagt, daß unter ihren Händen alles zu Gold werde, so wird hier alles zu Blei. Wie ein Fluch des Mißlingens lastet es bei uns auf diesen äußerlichen Dingen, was sich am eklatantesten da zeigt, wo man sich ersichtlich Mühe gegeben hat, ein Bestes zu tun. Wie öd und traurig beispielsweise wirkt der „Sommernachtstraum"; Brosamen, die von des Ballettmeisters Tisch gefallen. Damit ist aber eine Dichtung nicht zufrieden. Sie erhebt a u c h ihre Ansprüche. Nach dieser Apparatsseite hin könnten wir unbedingt viel von den Meiningern lernen, obschon auch bei ihnen nicht alles Gold ist, was glänzt. Um nur ein Beispiel zu geben: die Erscheinung des Julius Cäsar im Zelte des Brutus wirkt wie ein aufgeschreckter Gymnasialdirektor, der, mit übergeworfenem Schlafrock, plötzlich an ein vollmondbeschienenes Fenster tritt, und konnte, offen gestanden, mich ebensowenig entzücken wie das gestrige Geisterkostüm des alten Hamlet, der einen halben Truthahn auf dem Helm und (absichtlich oder nicht) einen mehr rätsel- als gespensterhaft hin und her pendelnden Behang hinten an seiner Graubluse trug. Ich bemerke übrigens eigens noch, daß diese K o s t ü m f r a g e mit dem S p i e l der letztgenannten Rolle, das vortrefflich war, nicht das mindeste zu schaffen hat.

Causerien über Theater. SW, Bd 22, I, S. 365 f.

Zuweilen dringt das Fluidum eines Theaterabends als Publikumsgeschwätz auch in einen Roman. Die Poggenpuhls hatten die „Quitzows" von Wildenbruch besucht:

„... Ich sage dir, Albertine, wenn du diesen Quitzow, diesen Dietrich von Quitzow, gesehen hättest, Studie nach Bismarck, aber Bismarck Waisenknabe daneben. Augenbrauen wie 'ne Schuhbürste. Müssen das Leute gewesen sein. Und sein Bruder soll noch toller ausgesehen haben, weil er bloß ein Auge hatte. Polyphem. Hieß er nicht Polyphem?"
„Ich glaube, Eberhard. Wenigstens gibt es so einen."

Die Poggenpuhls. SW, Bd 4, S. 336

DAS NEUE SCHAUSPIELHAUS IN BERLIN

Farblithographie von E. Henning (23)

HOF-SCHAUSPIELER DOERING (1803—1878)

als Franz Moor in Die Räuber. Act 5, Sc. 1. „Wer regt sich da!?"

Stahlstich von A. H. Payne nach einer Zeichnung von H. Weiß, 1846

Der letzte glänzende Franz Moor, den wir sahen, war der des Herrn Döring. Es war in Dresden. Fast ein Menschenalter liegt dazwischen. In aller Lebendigkeit erinnern wir uns des hohen Genusses von damals und geben heut, am siebzigsten Geburtstage des ausgezeichneten Künstlers, der Erinnerung daran gern einen dankbaren Ausdruck.

Causerien über Theater. SW, Bd 22, I, S. 227

Döring. „Er" hätte mich gern vergiftet. Es ging aber nicht recht. Dabei gutmütig. Ganz Schauspieler. Grenzenlos verwöhnt. Tyrann. Wer ihn tadelte, war sein Feind. 42 lernte ich ihn kennen in Dresden. Hingerissen. Im Lustspiel groß: „Liebesprotokoll" usw. Auch in Charakterrollen: „Perrin" — „Kammerdiener". — In der Tragödie durchschnittsmäßig, fast störend. Es ging nur da, wo sich — was oft der Fall — etwas von Humor, von infernalem Humor in den Tragödienstil mit einmischt: „Shylock" — „Lear" usw. — Ich versah es mit ihm von Anfang an, trotzdem ich ihn meines Wissens immer nur über den weißen Klee gelobt, aufrichtig bewundert habe. Aber der Ton — glaub' ich — paßte ihm nicht, es klang, so vermute ich, etwas darin, was andeutete: „Ja, das war ausgezeichnet, aber daß ich dich bewundre, das ist das Resultat eines ‚Urteils'!" — Und weil ich urteile, kann ich auch morgen zu einem andern Resultate kommen. Das war ihm schon störend oder, um in seiner Sprache zu sprechen, eine „Frechheit". Wie ein orientalischer Despot verlangte er Unterwerfung, Aufschaun zu seiner Herrlichkeit. Indessen die Dinge gingen Jahr und Tag. Als ich aber schrieb, daß ich mit seinem Malvolio nicht einverstanden sein könne, weil er die Rolle mit einem Döringschen Drüberstehn spiele, weil er sich über den Malvolio selber mokiere und ins Publikum hineinspräche: „Ja, dieser Malvolio, ist es nicht ein Narr?", so käme etwas ganz Falsches hinein, der Ernst der Figur, auf den so viel ankomme, darin eine gewisse Tragik läge, ginge ganz verloren, als ich mich so geäußert hatte, war es vorbei. Seitdem war ich, wie so viele andre, eine Kanaille, und sein Blick, wenn ich ihm begegnete, hätte mich vernichten mögen.

Kritische Jahre — Kritiker-Jahre. SW, Bd 15, S. 399

Theodor Döring, Charakter- und Chargenspieler von großer Wandlungsfähigkeit, begann 1845 mit dem Franz Moor sein bis 1878 dauerndes Berliner Engagement.

ADALBERT MATKOWSKY ALS „FAUST" (1858—1909)

Photographie (29)

Matkowsky gehörte von 1889 bis zu seinem Tode dem Berliner Schauspielhaus an. Trotz sehr scharfer Kritiken übersah Fontane nicht die reichen Mittel des genialen Mimen. Er hielt ihn bei all seiner Zügellosigkeit für den besten Karl Moor. Ein Schauspieler für außergewöhnliche Rollen. „In der Tagesdroschke geht er zu sehr durch."

THEATERKRITIK ZU WILLIAM SHAKESPEARE, HEINRICH IV.

Aufführung 5. Mai 1877

Eigenhändiger Entwurf, vom Druck abweichend

THEODOR FONTANE AN EMILIE FONTANE

Eigenhändiger Brief. Berlin, 29. Mai 1878

Passirt ist außer ein paar Druckfehlern in der Vossin nichts. Der Setzer hat unsren Freund Goritz „mit Applaus" spielen lassen, statt „mit Applomb". Und andres mehr . . . ich rechne aber auf die Dummheit und Oberflächlichkeit der Menschen.

Otto Goritz gastierte 1872 als Don Carlos auf der Berliner Hofbühne und blieb dort bis 1885.

OTTO BRAHM (1856—1912)

Photographie (29)

Otto Brahm, Literaturhistoriker und Kritiker, hatte 1889 zusammen mit Paul Schlenther den Verein „Freie Bühne" gegründet, der die naturalistische Kunstrichtung propagierte. Die dazugehörige Bühne im Lessing-Theater, auf dem Ibsen, Hauptmann, die Brüder Goncourt, Björnson, Tolstoi, Anzengruber, Arno Holz und Johannes Schlaf ihre Berliner Erstaufführungen hatten, wurde von Brahm in den Jahren 1889—1893 geleitet. Seit 1890 war er auch Herausgeber der Zeitschrift „Freie Bühne für modernes Leben", die 1893 den Titel „Neue deutsche Rundschau" erhielt.

Brahms Verhältnis zu dem alten Dichter hatte eine tiefe Anmut. In ihm war unbedingte, wenn auch schalkhaft verhüllte Ehrfurcht, während Fontane über den „kleinen Brahm" lächelte, aber ihn zugleich als Felsen der Zuverlässigkeit empfand.
Noch sehe ich ihn vor mir, den greisen Jüngling, weißhaarig und rotwangig. Mit innigem Vergnügen kam er zu den Gesellschaften Otto Brahms am Luisenplatz. Das war etwas für ihn — hier fand er eine saubere, launige, funkelnde Geisteswelt. Unvergesslich, wie er neben Agnes Sorma saß, wie ihre dunklen Augen liebevoll lachten.

Georg Hirschfeld [Hrsg.]. — In: Otto Brahm, Briefe und Erinnerungen. Berlin 1925, S. 115

Ich habe mich nie für einen großen Kritiker gehalten und weiß, daß ich an Wissen und Schärfe hinter einem Manne wie Brahm weit zurückstehe, habe das auch immer ausgesprochen, aber doch muß ich, für natürliche Menschen, mit meinen Schreibereien ein wahres Labsal gewesen sein, weil jeder die Antwort auf die Frage „weiß oder schwarz", „Gold oder Blech" daraus

ersehen konnte; ich hatte eine klare, bestimmte Meinung und sprach sie mutig aus. D i e s e n Mut habe ich wenigstens immer gehabt. Ich sagte zu Wildenbruch: „Nein, das geht nicht; das ist talentvoll, aber Unsinn", und als er endlich die „Quitzows" brachte, sagte ich mit gleicher Deutlichkeit: „Ja, der alte Wildenbruch tobt und wuracht auch hier noch herum, aber es ist so viel von Genialem da, daß ich seinem Unsinn Indemnität erteile." Zu solchem runden Urteil rafft sich von den Modernen keiner auf; wie die Schatten in der Unterwelt schwankt alles hin und her und sieht einen traurig an; deutlich werden sie nur, wenn sie einen ausgesprochenen Feind (der dann meistens ein ganz kleiner Doktor ist) beim Schopfe fassen, um ihn vor versammeltem Volk zu skalpieren. Das machen sie dann ganz nett.

Theodor Fontane an Martha, genannt Mete, Fontane. Berlin, 21. Februar 1891

OTTO BRAHM AN THEODOR FONTANE

Eigenhändiger Brief. Berlin, 9. Juli 1894

Heft 41. Berlin, den 12. November 1890. I. Jahrgang.

Freie Bühne für modernes Leben.

Herausgegeben Otto Brahm in Berlin. Verlag S. Fischer in Berlin.

Jeden Mittwoch erscheint ein Heft 1½—2 Bogen stark.

Es ist das Verdienst der „Freien Bühne", manchem, was sonst vielleicht ersticken müßte, zu Luft und Licht verhelfen zu wollen. Nicht in allen der zur Aufführung bestimmten Stücke tritt dieser Plan deutlich hervor, einige scheinen ihn fast zu verleugnen ... Was aber auf jedem anderen Theater auch gegeben werden könnte, davon muß die „Freie Bühne" fernbleiben, sie muß Neues wählen. „Wage zu irren" muß ihr Bannerspruch werden, und ihre Niederlagen müssen ihr gerade so viel gelten wie ihre Siege. Ja, unter Umständen m e h r. Eine Luftschiffahrtsversuchsstation hat mehr Unglücks-

fälle zu verzeichnen als eine Feinbäckerei mit Ladenmamsells. Wiewohl bei letzteren schon der erste Schritt zur Gefahr gegeben ist.

Causerien über Theater. SW, Bd 22, II, S. 720

Zu dem stärksten Anreger unter der damaligen Bühnen-Avantgarde, zu Henrik Ibsen, hatte Fontane ein zwiespältiges Verhältnis.

Ihnen gegenüber kann ich mich in der Ibsen-Frage ganz kurz fassen, seine Wirkung ist groß und berechtigt, er hat neue Typen und neue Aufgaben geschaffen, es fängt wirklich ein neues Leben mit ihm an, und das Alte wirkt abgestanden, langweilig. Aber indem ich dies kolossale Lob ehrlich ausspreche, muß ich doch zugleich hinzusetzen, alles, was da von Lebensanschauungen und Doktrinen mit drunterläuft, ist der reine Unsinn, so daß ein alter Kerl wie ich bloß drüber lachen kann. Neulich war Rittershaus bei mir, der das Pulver nicht erfunden hat. Aber eines war doch sehr gut. Er sagte: „Sehen Sie, dieser Ibsen, man kann nicht drei Seiten lesen, ohne zu merken, daß er Apotheker war." Wie mir dabei zumute wurde, können Sie sich denken; im Hause des Gehenkten spricht man nicht vom Strick. Aber trotz dieses Angstgefühls, trotzdem ich mir die Frage vorlegen mußte, „wie steht es denn mit dir? merkt man es auch?", trotz alledem fand ich es vorzüglich. Überall der kleine, kluge, verrückte Apotheker, der sich, weltabgeschieden, in eine furchtbare Frage einbohrt. Man muß unverheiratet sein, wie unsre jungen Freunde, um auf diesen Zopf von Ehe, freier Liebe, Selbstbestimmung, Verantwortlichkeit etc. etc. anzubeißen. Alles verrückt und manches auch noch s e h r unangenehm, wie z. B. in „Rosmersholm", was, glaub ich, der kleine Brahm ganz besonders schön findet. Ich, in meiner Eigenschaft als Zwischen-zwei-Stühlen-Sitzer, bin schlimm dran. Keinem kann ich's recht machen.

Theodor Fontane an Friedrich Stephany. Berlin, 30. September 1889

Stephany war seit 1870 Chefredakteur der „Vossischen Zeitung"

Durch einen Zufall wurde auf meinem Riesenschreibtisch (ein altes Erbstück von einem längst verstorbenen Sammler) das G.-Hauptmann-Stück [Vor Sonnenaufgang] verpackt und verschoben, so daß ich es am Freitagabend erst wieder entdeckte. Ich machte mich gleich an die Lektüre, las an demselben Abend auch den I. Akt und gestern (Sonnabend) den Rest. Ich war ganz benommen, und ich kann Ihnen nur gratulieren, etwas so Hervorragendes ediert zu haben ... Der Herr Verfasser ist an eine Aufgabe herangetreten, die er, was die wenigsten, die Berühmtheiten mit eingerechnet, von sich sagen können, vollständig beherrscht, der er gewachsen war. Er kennt das, was er schildern wollte, und auf gleicher Höhe wie seine Beobachtungsgabe steht seine Kraft der Darstellung ... All dies erschöpft aber mein Lob noch keineswegs. Das Leben scharf beobachten und das Beobachtete kraftvoll darstellen, das können zwar nicht sehr viele, aber doch eine ganze Menge, was aber diese glücklichen Beobachter und Darsteller n i c h t können, das ist: ein Kunstwerk herstellen...

Ihr Dichter wird vielleicht ein Leben lang warten können, eh ihm — und noch dazu von einem auf dem Aussterbe-Etat stehenden alten Herrn — je wieder so viel und so unbedingt Anerkennendes (was zu tadeln ist, verschwindet) gesagt werden wird. Denn nichts ist seltener als eine Kritik, die nicht mit der Linken wieder nimmt, was sie mit der Rechten gab. Gerhart Hauptmann kann auch im weiteren auf mich zählen, und ich will, wenn er es wünscht, sein Stück an Brahm empfehlen. Hilft es vielleicht oder wahrscheinlich auch nichts, so kommt es doch in einem tonangebenden Kreise ernsthaft zur Sprache.

Theodor Fontane an Paul Ackermann. Berlin, 8. September 1889

THEODOR FONTANE AN GERHART HAUPTMANN

Eigenhändiger Brief. Berlin, 12. September 1889 (31)

Ich habe gleich an Brahm geschrieben, der mir als Direkteur der „Freien Bühne", der Mann der Situation zu sein scheint ...
Und nun noch eins. Sie sprechen an einer Stelle von einem „prinzipiellen Gegner." Haben Sie's aufs P o l i t i s c h e bezogen, so ist das halb richtig, aber doch auch nur halb, haben Sie's auf K u n s t richtung bezogen, so trifft das Gegentheil zu. Die realistische Schule hat nicht einzig und a l l e i n Recht, aber sie hat so gut Recht wie die ihr entgegengesetzte. Daß ich dem Lebens- und Wahrheitsvollen, dem Phrasenlosen und Ungeschminkten in der Kunst, dem Muth der Meinung und des Ausdrucks, so zugethan bin, d a s ist es, was mich in Ihrer Arbeit über das Sozialpolitische ganz hinweg sehen läßt. Vielleicht könnte ich dies nicht, wenn Ihr Stück in dem altherkömmlichen Sinne ein „Tendenzstück" wäre, wo einem ein beliebiger, meist sehr lederner und sehr anfechtbarer Satz aufs Brot gestrichen wurde, aber solches Tendenzstück ist Ihr Stück nicht, auch dann noch nicht, wenn Sie's selbst dafür ausgeben. Das kommt sehr oft im literarischen Leben vor, daß die eingeborne Kunst des Künstlers mächtiger ist, als der Wille des Künstlers, die Natur siegt über Plan und Dogma ... Ihr Stück mag in Ihren Augen vor allem ein s o z i a l e s Drama sein, in meinen Augen ist es ein Drama, ein Stück Leben, und das bedeutet mehr.

Fontane stand an der Grenze des Greisenalters, als wir 1889 die Freie Bühne begründet hatten; aber jünger als wir alle, mit fröhlichen, weit ausschauenden Erwartungen, begrüßte er das neue Unternehmen. Noch hatten unsere Vorstellungen nicht begonnen, als er schon, mit entschlossener Wärme, ein Werk zur Aufführung empfahl, das unseren Bestrebungen die Farbe geben sollte: Gerhart Hauptmann hieß sein Verfasser, „Vor Sonnenaufgang" war es betitelt. Und nachdem es Fontane ausführlich als ein echtes Freies-Bühnen-Stück charakterisiert hatte, fügte er mit einem seiner humoristischen Schnörkel hinzu: „Wenn Sie aber diese Kühnheiten auf die Bühne stellen, was werden da wohl die Madams im Ersten Rang dazu

sagen?" Ich konnte ihm antworten, daß wir die Aufführung des Werkes schon planten und daß ein Artikel, der den Dichter begrüßen sollte, eben im Druck sei: da bat sich Fontane aus, diese Mitteilung an Hauptmann gleich selber weitergeben zu dürfen — so freudig erregte ihn die neue Erscheinung und die Schätzung, die sein Schützling bereits gefunden hatte. Und als dann ein wochenlanger Lärm, ein Eifern und Zetern von nie gehörter Stärke durch die Aufführung entfesselt wurde, da hat Fontane allein, unter Alten und Jungen allein, die ruhige Unbefangenheit des Urteiles und den Humor, den weiten Blick und hohen Glauben an das Kommende bewahrt.

Otto Brahm, Kritische Schriften. Bd 2. Berlin 1915, S. 273

Schon gestern abend wollte ich Dir einen kleinen Brief stiften, kam aber nicht dazu, weil ich anderweitig eine große Korrespondenz hatte; darunter ein Brief an einen Herrn Gerhart Hauptmann, der ein fabelhaftes Stück geschrieben hat: „Vor Sonnenaufgang", soziales Drama, fünf Akte. Ich war ganz benommen davon. Mama natürlich wieder in Angst, ich ginge zu weit, ich engagierte mich ungebührlich; Durchgänger, Hitzkopf, „Jüngling". Nachdem nun aber gestern eine Karte von B r a h m eingetroffen ist, der ganz meine Anschauungen teilt, hat sie sich einigermaßen beruhigt. Ich allein kann nie recht haben; es muß immer erst bestätigt werden, und wenn es durch Müller oder Schultze wäre. Dieser Hauptmann, ein wirklicher Hauptmann der schwarzen Realistenbande, welche letztere wirklich was von den Schillerschen Räubern hat und auch dafür angesehen wird, ist ein völlig entphraster Ibsen, mit andern Worten, ist das wirklich, was Ibsen bloß sein will, aber nicht kann, weil er in seinen neben der realistischen Tendenz herlaufenden Nebentendenzen — die freilich in den letzten Stücken zur Haupttendenz geworden sind — mehr oder weniger verrückt ist und in zugespitzter Entwicklung dieser Verrücktheit ins ganz Phrasenhafte verfällt. Nicht in die Phrasenhaftigkeit des Wortes, aber in die des Gefühls, der Anschauung. Von all diesem ist Hauptmann ganz frei; er gibt das Leben, wie es ist, in seinem vollen Graus; er tut nichts zu, aber er zieht auch nichts ab und erreicht dadurch eine kolossale Wirkung.

Theodor Fontane an Mete Fontane. Berlin, 14. September 1889

Und nun Gerhart Hauptmann, der neue Räuberhauptmann, neben dem Ibsen bloß ein Cadet. Ja, ich bin auch sehr von ihm eingenommen, werde mich aber sehr manierlich ausdrücken und allen Radau vermeiden, was ich auch kann, ja muß, weil ich durchaus nicht so stehe, daß ich wünschen könnte, die nächste Generation mit lauter Gerhart Hauptmannschen Schnapstragödien oder dem Ähnlichen beglückt zu sehn. Es steckt nur in all diesen neuen Stücken was drin, was die alten nicht haben und sie verhältnismäßig dürftig und oft tot erscheinen läßt. Der Realismus wird ganz falsch aufgefaßt, wenn man von ihm annimmt, er sei mit der Häßlichkeit ein für allemal vermählt; er wird erst ganz echt sein, wenn er sich umgekehrt

mit der Schönheit vermählt und das nebenherlaufende Häßliche, das nun mal zum Leben gehört, verklärt hat. Wie und wodurch? das ist seine Sache zu finden; der beste Weg ist der des Humors. Übrigens haben wir in Shakespeare längst die Vollendung des Realismus. Er wird nur in seiner Größe nicht ausschließlich daraufhin angesehn.

Theodor Fontane an Friedrich Stephany. Berlin, 10. Oktober 1889

PROGRAMMZETTEL DER URAUFFÜHRUNG
„VOR SONNENAUFGANG" VON GERHART HAUPTMANN
an der freien Bühne am 20. Oktober 1889
Photokopie

ELSE LEHMANN ALS HELENE KRAUSE
Photographie (22)
In seiner Premierenkritik schrieb Fontane:

Heftig, herbe, leidenschaftlich und zugleich doch weich und schmiegsam und von einer edlen Sehnsucht nach Wahrheit, Frieden und Liebe verzehrt; dazu Bauernkind und Säufertochter mit herrnhutischer Erziehung, welche letztere nicht bloß obenauf liegenblieb, sondern ihr ins Herz drang. Es gelang der Künstlerin, dies alles nicht bloß nebeneinander, sondern in einer gewissen Durchdringung zur Erscheinung zu bringen. Am glücklichsten in der Liebesszene (Akt 4); am glücklichsten und zugleich beifallberechtigtsten. Denn die Schwierigkeiten türmen sich hier geradezu auf. Das weiblich Eitle, zugleich das unbefangen Jungfräuliche, wie sie dem Geliebten von ihrem schönen Haar vorplaudert, das Neckische, fast Dalbrige, wie sie von der häßlichen alten Lehrerin erzählt und in der Erinnerung daran in ein helles heiteres Lachen ausbricht, um dann im nächsten Augenblicke wieder unter dem Schatten zu stehn, den ihr Schicksal längst über sie geworfen — all das kam zu ganz vorzüglicher Darstellung und war mir wieder ein rechter Beweis dafür, daß die großen Wirkungen auf der Bühne, speziell aber auf d i e s e m Gebiet, immer nur von erst „Werdenden" ausgehn.

Causerien über Theater. SW, Bd 22, II, S. 717

Über Hauptmanns Drama wird noch viel gestritten und manche vieljährige Freundschaft ernster oder leichter gefährdet werden, aber über eines wird n i c h t gestritten werden können, über den Dichter selbst und über den Eindruck, den sein Erscheinen machte. Statt eines bärtigen, gebräunten, breitschultrigen Mannes mit Klapphut und Jägerschem Klapprock erschien ein schlank aufgeschossener junger blonder Herr, von untadligstem Rockschnitt und untadligsten Manieren, und verbeugte sich mit einer graziösen Anspruchslosigkeit, der wohl auch die meisten seiner Gegner nicht widerstanden haben. Einige freilich werden aus dieser Erscheinung, indem sie sie

für höllische Täuschung ausgeben, neue Waffen gegen ihn entnehmen und sich gern entsinnen, daß der verstorbene Geheime Medizinalrat Casper sein berühmtes Buch über seine Physikats- und gerichtsärztlichen Erfahrungen mit den Worten anfing: „Meine Mörder sahen alle aus wie junge Mädchen."

Causerien über Theater. SW, Bd 22, II, S. 718

Es kam die „Freie Bühne" mit Vor Sonnenaufgang, der Familie Selicke, der Macht der Finsternis. Bis auf ein paar Ausnahmen blamierte sich die ganze Berliner Theaterkritik hoffnungslos. Diese Herren, die an allen Sorten armseligster französischer und deutscher Schwänke mit der Gravität Lessings die bedeutenden Seiten herausgefunden hatten, erwiesen sich als Taube und Blinde im Moment, da zum ersten Mal wieder ein Hauch echter Kunst über unsere Bühne wehte.
Gerade in diesem heiteren Sturmwinter aber wurde Theodor Fontane der Kritiker riesengroß, — so groß, daß sein eigenes Blatt, dem er diente, ihn schließlich verleugnen mußte, so groß, daß die ganze ästhetische Jugend, die Wildesten und Unruhigsten, ihm begeistert zujubelten. Dieser schlichte alte Mann, ein Siebziger an Jahren, bewies endgültig, daß er nicht bloß in der Mark und der preußischen Legende, sondern überhaupt in der Dichtung daheim sei und unabhängig von aller Tendenz Gold von Talmi zu unterscheiden wisse. Es war das Abendrot seines Kritikertums, das unmittelbar danach ganz aufhörte. Aber ein prachtvolles Abendrot, — eine wahre letzte Ehrenerklärung, daß die ganze Armseligkeit und Verknöcherung des konventionellen Kritisierens diesen schlichten Kopf nicht untergekriegt hatte. Er erkannte in dem Neuen die Dichtung und ging mit ihr und wenn noch so viel „Neues" im äußerlich geradezu revolutionären Sinne mit unterlief.

Wilhelm Bölsche, Hinter der Weltstadt. Leipzig 1901, S. 44

GERHART HAUPTMANN, DAS FRIEDENSFEST

Eine Familienkatastrophe. Bühnendichtung

Berlin 1890

Dem Dichter Theodor Fontane ehrfurchtsvoll zugeeignet

Es fehlen die künstlerischen Gegensätze; neben dem, was niederdrückt, fehlt das, was erhebt, neben dem Schatten das Licht, und statt, wenigstens dann und wann einmal, eine Forelle springen oder Gold- und Silberfische hin und her huschen zu sehen, sehen wir nur unausgesetzt ein schwarzes Gekrabble, das mit seinen ewig beweglichen Scheren sich untereinander kneipt und sticht. Luft, Licht und Freude fehlen; die Unken klagen in einem fort und verkünden schlecht Wetter, und das Wasser unten ist schwarz und der Himmel oben ist grau. Auch d a s hat seinen Reiz, aber es darf nicht zu lange dauern. Und da liegt das Bedrohliche. Die Tristheit in unserem jungen Realismus dauert zu lange, beherrscht zu ausgesprochen die Situation.

Wenn wer die natürliche Fähigkeit mitbringt, dem Niederdrückenden ein Ende zu machen und lichtere Wege zu gehen, so ist es Gerhart Hauptmann, denn die Götter verliehen ihm eine liebenswürdige Dichterpersönlichkeit, Kindersinn und Ausdauer, Demut und Mut. Er hat nur sich selbst zu betätigen.

Causerien über Theater. SW, Bd 22, II, S. 741 f.

Am nächsten Sonntag wird die „Freie Bühne" wieder ein Lebenszeichen geben und ein neues Stück von Gerh. Hauptmann bringen „Einsame Menschen". Wenn es nicht zu kalt ist, will ich hingehn. Die ganze realistische Bewegung ist in ein Ebben gekommen, was auch nichts schadet, ihr Einfluß ist doch s e h r groß gewesen und wenn sie den Geschmack des Publikums auch den Neuproduktionen nicht recht zuwenden konnte, so hat sie den Geschmack dem Alten, Abgestandenen, Phrasenhaften doch abgewendet, und auch d a s schon ist eine That.

Theodor Fontane an Georg Friedlaender. Berlin, 8. Januar 1891

Georg Friedlaender (1843—1914) war Amtsgerichtsrat in Schmiedeberg. Mit ihm traf sich Fontane während seiner Erholungszeiten im Riesengebirge. Ihre Gespräche setzten sich in einer freundschaftlichen Korrespondenz fort, die zu den aufschlußreichsten für die späten Jahre des Dichters gehört. Sie wurde zum ersten Mal 1954 von Kurt Schreinert veröffentlicht. „Keines Menschen Gespräch hat mich je so gefesselt und angeregt wie das Ihre. Und zwar immer aufs Neu, sagen wir ‚unentwegt' ... Bewahren Sie mir Ihre Freundschaft, stehen Sie mir und den Meinen liebevoll bei wie bisher — ohne diesen Beistand hätten wir verspielt — aber stellen Sie mich in unsrem mich beglückenden und eine Lebensbedingung für mich bildenden Verkehr auf kleine Dosen."

GERHART HAUPTMANN, ERINNERUNGEN AN FONTANE

Aus dem bisher unveröffentlichten zweiten Teil der Lebenserinnerungen

Typoskript mit Korrekturen (31)

Von Beginn meiner sogenannten Laufbahn an ist Theodor Fontane mein höchster Protektor gewesen. Aber der Umstand ist sattsam bekannt. Es genügt, ihn auch hier zu registrieren. Ich widmete ihm „Das Friedensfest". Als ich damit vor seiner Tür im dritten Stock eines Hauses der Potsdamer Straße erschien, wurde ich an der Entreetür abgefertigt. Ob ich mein Büchelchen an den öffnenden Hausdrachen abgegeben habe, weiß ich nicht... Vom Jahre 89 bis 98, also ungefähr neun Jahre, habe ich unter den Augen Theodor Fontanes Dramen bis „Die versunkene Glocke" der Oeffentlichkeit übergeben können. Ich hatte Ursache anzunehmen, der alte Herr möge mich persönlich gern ...

Was aber Fontane anbetrifft, so fühlte ich überall bei ihm eine warme, geradezu väterliche Teilnahme. Sie trat eines Abends auf unvergeßliche Weise hervor, den ich, mit anderen Freunden geladen, an seinem gastlichen Tische verbrachte.

Zugegen von der Familie Fontane waren der Dichter, die Gattin, die Tochter und sein ältester Sohn, als Gäste Paul Schlenther, der Kollege Fontanes an der Voss, Fritz Mauthner, meine Wenigkeit und eine reizvolle junge Frau. So saßen wir acht Personen um den Tisch, der, so klein und einfach der Haushalt im ganzen war, was Form und Gehalt der Tafelgenüsse betraf, französische Verfeinerung und Kultur zeigte.

Die Unterhaltung bei Tische war eine prickelnde. Der alte Herr liebte eine gewisse Pikanterie, die sich an diesem Abend in einem lustigen Geplänkel mit der jungen und hübschen Frau auslebte. Gewagteste Zweideutigkeiten indes — hier trat die französische Abkunft des Dichters zutage — gingen unter in dem bezaubernden Fluß seiner meist übermütigen Konversation.

Es ist bekannt, daß sich der alte Herr und seine Frau, Tochter und Mutter, Tochter und Vater auf einem lustigen Kriegsfuss miteinander auslebten, einem untragischen, immerwährenden Familienzwist. Einer der Streitpunkte, deren wohl eine Menge vorlagen, war die Frage, ob der Hausherr ein Dichter sei oder nicht. Der charmante Charmeur selbst lachte darüber, ja, er hatte Spass, wie es schien, an den lauten Meditationen der alten Dame über diesen Punkt. Der Meinungsstreit wurde keineswegs hinter verschlossenen Türen, sondern gelegentlich auch vor Besuchern zur Sprache gebracht. Ich erinnere mich meines humoristischen Staunens, als die resolute Frau Fontane, im Zimmer auf und ab gehend, fortwährend die Worte: „Er ist ja kein Dichter! Er ist ja kein Dichter!“ in meiner Gegenwart mit heftiger Ueberzeugung vor sich hin redete.

GERHART HAUPTMANN (1862—1946)

Zeitgenössische Photographie von Wilhelm Fechner, Berlin. Anfang der neunziger Jahre

MUSENALMANACH BERLINER STUDENTEN

Herausgeber sind Gottlieb Fritz, Rudolf Kassner, Emil Schering
Berlin 1896

Unserem alten und unserem jungen Meister Theodor Fontane und Gerhart Hauptmann

Der ganze Kampf ist sehr interessant und kommt mir nicht unerwartet; ich werde ja noch sehr anständig behandelt, was ich meiner persönlichen Stellung zu der jungen Schule und meinen Kritiken über die „Freie Bühne“ verdanke (so lohnt sich alles), aber im Grunde genommen ist man auch wütend auf mich und kaschiert diese Wut nur; an manchen Stellen bricht das eigentliche

Gefühl aber durch. Ich begreife die jungen Herren aber nicht. Über den Wert ihrer Arbeiten mag ich nicht mit ihnen rechten — mein Gefühl geht dahin, daß sie zum Teil recht talentvoll, aber doch noch sehr unausgegoren sind, zum Teil zu wilder Most. Aber wie's damit auch stehn möge, selbst angenommen, daß diese jugendlichen Versuche höher stünden, als ich sie stellen kann, so kann man doch vom Staat nicht verlangen, daß er Dinge prämiiert, die den ganzen Gesellschaftszustand, Kirche, Gesetz, Moral, Ehe, Stand und Standesanschauungen (z. B. Militär und überlieferter Ehrbegriff) angreifen. Ich will nicht behaupten, daß sie unrecht haben; ich will zugeben, daß sehr vieles faul im Staate Dänemark ist und daß die jungen Leute ein gewisses Recht der Reform oder meinetwegen auch der Revolution haben, aber sie können nicht verlangen, daß der Staat ihnen zuruft: „Ach, das ist recht; nur tüchtig zu."

Theodor Fontane an Mete Fontane. Berlin, 29. April 1891

CAUSERIEN ÜBER THEATER

Herausgegeben von Paul Schlenther

Berlin 1905

VII

AUTOBIOGRAPHISCHES

Wenn ich tot bin, und es findet sich wer, der mich der Nachwelt überliefern will, so geben ihm die Vorreden zu meinen verschiedenen Büchern, zum Teil die Bücher selbst — weil sie wie „Kriegsgefangen", „Aus den Tagen der Okkupation", „Ein Sommer in London", „Jenseit des Tweed" usw. Erlebtes enthalten — das beste Material an die Hand. Aber das hilft I h n e n heute nichts, und die Stunde mit ihren Forderungen hat recht. Ich glaube, wenn Sie den Artikel im Brockhausschen Konversations-Lexikon als roten Faden nehmen und dann einiges, wie zum Beispiel den Balladenbarden, den Alten-Fritz-, Zieten-, Kaiser-Friedrich-, Bismarck-Sänger, den Wanderer durch die Mark, den Schlachtenbummler mit ekligen Gefahren im Gefolge, vielleicht auch ein bißchen den „Realisten" und Kritiker in der guten alten „Vossin", weiter ausführen, so erfreuen Sie mich und andere durch einen wundervollen Artikel.

Theodor Fontane an Maximilian Harden. Berlin, 7. November 1889

Als Fontane diesen Brief schrieb, waren seine beiden Erinnerungsbücher „Meine Kinderjahre" und „Von Zwanzig bis Dreißig" noch nicht erschienen. Das autobiographische Element steckt in vielen seiner Arbeiten. Außer den oben genannten hätte er die „Wanderungen" und den Scherenberg-Band nennen können. Auch in seinen Romanen läßt er einige Figuren zuweilen mit unverstellter Stimme fontanisch sprechen. Hansen-Grell (Vor dem Sturm), Professor Schmidt (Frau Jenny Treibel) und Dubslav von Stechlin zeigen besonders ausgeprägt die geistige Physiognomie des Dichters. Die Reihe der rein autobiographischen Werke aber setzt mit dem Buch „Kriegsgefangen" ein.

Ende September 1870, einige Wochen nach Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich, reiste Fontane im Auftrag des Verlegers Rudolf von Decker als Kriegsberichterstatter auf die Schlachtfelder. Der Autor der „Wanderungen" konnte es sich nicht versagen, von Nancy aus eine Wagenfahrt nach Domrémy, der Geburtsstätte von Jeanne d'Arc, zu machen. (Die französische Nationalheilige war durch Schillers Drama wieder in das deutsche Bewußtsein gerückt worden.) Domrémy aber befand sich zu diesem Zeitpunkt des Krieges noch in französischen Händen. Ein fremder Zivilist im Operationsgebiet erregte trotz aller ungespielten Arglosigkeit das Mißtrauen der Einwohner. Fontane wurde unter Spionageverdacht auf die nächste Behörde gebracht und dort verhaftet. Seine Situation war alles andere als harmlos. Sedan hatte vor einem Monat kapituliert, um Metz wurde gekämpft. Im „l'année terrible", wie Victor Hugo das Jahr 1870 nannte, brachte die Kriegspsychose wenig Verständnis auf für die Beteuerungen eines romantischen Touristen, der preußische Papiere und dazu noch eine Pistole im Gepäck trug. Die Vorahnung einer möglichen Exekution mußte Fontane beschleichen.

In Berlin setzen sich die besorgten Freunde für Fontane ein. Bernhard von Lepel spricht im Kriegsministerium vor, die Familie von Wangenheim bemüht ihre Beziehungen zum hohen französischen Klerus und erreicht, daß Fontane als Gefangener den Status eines „officier supérieur" erhält. Der

„Tunnel"-Freund Moritz Lazarus, Begründer der Völkerpsychologie, wendet sich an den ihm bekannten französischen Justizminister, Rudolf von Decker an Bismarck. Eine energische Intervention des Kanzlers erreicht schließlich Fontanes Freilassung.
Inzwischen sitzt der Häftling in Langres über seiner Verteidigungsschrift, passiert eine Reihe von Gefängnissen, bis er endlich in einem Fort der Insel Oléron bei La Rochelle an der Atlantikküste landet. In Guéret, einer dieser Stationen, entsteht Anfang November eines der schönsten Gedichte an seine Frau: „O trübe diese Tage nicht ..." Entlassen wird Fontane am 24. November. Der Kommandant der Insel Oléron, Kapitän Forot, ein Original, wie es Fontane liebt, hatte schon beim Einzug gesagt: „Enfin, ich sehe die Tage heraufziehen, wo Sie die Gefangenschaft auf Isle d'Oléron segnen werden; Sie werden einen guten Stoff gewinnen und Ihr zukünftiger Biograph noch einen besseren."
Fontane befolgt diesen Rat. Während der chevalerесken Haft auf Oléron beginnt er mit den Aufzeichnungen für das Buch „Kriegsgefangen". Schon vorher hatte der befreundete von Wangenheim aus Berlin geschrieben: „Nützen Sie Ihre unfreiwillige Mußezeit, indem Sie eine Theodoriade schreiben, deren Held Sie selbst sein werden. Bitte vergessen Sie nicht, daß Sie ein echtes Kind der französischen Kolonie in Berlin sind." Das Ergebnis, eines der nobelsten Bekenntnisse Fontanes, erschien zuerst in der „Vossischen Zeitung". 1892 wurde es ins Französische übersetzt.
Merkwürdig, daß Fontane offenbar nie sicher war, wem er seine endgültige Befreiung verdankte. Noch in den Entwürfen zur Fortsetzung seiner Lebenserinnerungen, die nicht mehr zustande kam, heißt es: „Wer hatte mich befreit? Die katholische Partei oder die Judenpartei oder die Regierungspartei?"

CENTRAL-COMITE D. DEUTSCHEN VEREINE ZUR PFLEGE IM FELDE VERWUND. U. ERKRANKTER KRIEGER AN WILHELM HERTZ [?]

Eigenhändiger Brief. Berlin, 20. Oktober 1870

So eben erfahre ich daß Th. Fontane in die Hände von franctireurs gefallen ist. Eggers will heute Abend abreisen um wo möglich etwas für seine Befreiung zu thun.

Ihr AE.

Die „Kreuzzeitung" erfährt daß nach einer Mittheilung des Cardinals Mathieu, Erzbischofs von Besançon, das kriegsgerichtliche Verfahren gegen Hrn. Theodor Fontane niedergeschlagen ist, und derselbe nun als einfacher Kriegsgefangener von der Citadelle Besançon entlassen wird und zur Auswechslung gelangt.

Allgemeine Zeitung. Augsburg, 5. November 1870

NEUESTES TELEGRAMM

Karikatur auf Louis Napoleon III.

Zeitgenössische kolorierte Lithographie (17)

LE MONDE ILLUSTRE

15 Année Nr 726 — 11 Mars 1871

Titelbild: Paris während der Okkupation. Holzschnitt von A. Daudenarde nach einer Zeichnung von M. Vierge (17)

Das waren zwei große Tage, der 24. und 25.! Vorgestern früh erfuhr ich, daß ich „frei sei und auf Ehrenwort nach Deutschland zurückkehren könne". Gestern, ganz gegen Erwarten, glückte es mir, meine preußischen Bankscheine wechseln zu können (ohne diesen glücklichen Zwischenfall konnte ich von meiner Freiheit keinen Gebrauch machen), und endlich gestern nachmittag erhielt ich, durch gütige Vermittlung des Bischofs von La Rochelle und des hiesigen Geistlichen, Deine Zeilen vom 2. November, das erste Lebens- und Liebeszeichen von Dir seit länger als acht Wochen. Deine Worte haben mich tief bewegt, zugleich meinem Herzen wohlgetan.
Unsern Wangenheims und — zufolge ihrer Vermittlung — der Geistlichkeit dieses Landes verdanke ich überhaupt viel, vielleicht alles. Erst seit gestern weiß ich b e s t i m m t, daß ich „dicht davor" war.

Theodor Fontane an Emilie Fontane.
Château Isle d'Oléron, 26. November 1870

In unserm gemütlichen Samstagsclub kam im Frühjahr 1871 der unserm Kreise angehörende fröhliche Theologie-Professor H. mit der ihn sichtlich stark beschäftigenden Mitteilung: „Denkt Euch nur! Heute war Fontane bei mir. Über Genf her ist er auf Schweizer Boden angelangt, nachdem er seit dem Oktober sich in französischer Kriegsgefangenschaft befunden, von Festung zu Festung geschleppt, zuletzt auf der Insel Oléron."
Wir machten alle aus dieser Mitteilung nicht viel; denn damals kannten wir Fontane kaum dem Namen nach. Seine besten Sachen hat er ja seither geschrieben; daß er als Dichter brandenburgischer Balladen u. dgl. in seiner Heimat schon damals recht angesehen war, brauchte uns in Bern nicht sonderlich zu interessieren. Und dann war jene Zeit so reich an aufregenden Nachrichten, die das Wohl und Wehe ganzer Massen betrafen, daß die Kunde von dem ohnehin nicht sonderlich schlimm abgelaufenen Kriegsabenteuer eines Friedfertigen uns nicht lange beschäftigen konnte. Hatten wir doch kurz vorher mit eigenen Augen den Einzug der geschlagenen Bourbakischen Armee geschaut, Elend in Geschwadern; dagegen kamen unliebsame Erlebnisse eines einzelnen nicht auf.
Immerhin blieb mir von da an der Name Fontane interessanter, als er es mir vorher gewesen war. Bei jedem neuen Buche von ihm setzte ich immer im stillen hinzu: „von dem Fontane, der französischer Kriegsgefangener

gewesen". Wäre mir damals schon jenes Buch in die Hände gefallen, in welchem er über diese Gefangenschaft erzählt, so würde mein geistiges Verhältnis zu dem mir bis heute persönlich unbekannt gebliebenen Dichter sofort ein sehr herzliches geworden sein ...
Nun ist vielleicht noch niemals ein deutscher Schriftsteller den guten Seiten im französischen Charakter in so liebenswürdiger Weise gerecht geworden, wie Fontane in diesem Buche von seiner Gefangenschaft. Er hat doch viel Schweres in Frankreich durchgemacht, ist oft vom Pöbel verhöhnt und bedroht worden; dennoch redet er überall den Franzosen zum Besten, ohne deutsches Selbstgefühl preiszugeben. Fühlte die Mehrzahl der Männer in Deutschland und Frankreich wie Fontane, so wären die beiden Nationen für immer verbrüdert und Krieg zwischen ihnen wäre fortan undenkbar.

Joseph Viktor Widmann, Neues und Altes von Theodor Fontane. — In: Der Berner „Bund" 1894, Nr 111

KRIEGSGEFANGEN

Erlebtes 1870

Berlin 1871 (5)

Fontane kam noch ein zweites Mal in das besetzte Land, auf einer Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen im April 1871. Er berichtete darüber in dem Band „Aus den Tagen der Occupation", der ein Jahr später in Berlin herauskam.

Anfang November 1892 begann Fontane nach langer Krankheit mit dem Niederschreiben einer „Biographie". „Ich wählte meine ‚Kinderjahre' (bis 1832) und darf sagen, mich an diesem Buch wieder gesund geschrieben zu haben." Es erschien Weihnachten 1893. Am Beginn steht der Einzug der Eltern in die Ruppiner Löwenapotheke. Auf die dort verlebte frühe Kinderzeit folgen Jahre in Swinemünde. Als Gymnasiast kehrt Fontane in die Vaterstadt zurück. Damit endet der Band — „als ich in Haus und Hof umher spielte und draußen meine Schlachten schlug, damals war ich unschuldigen Herzens und geweckten Geistes gewesen, voll Anlauf und Aufschwung, ein richtiger Junge, guter Leute Kind. Alles war Poesie."

SCHILDERUNG EINES ABENDS AN DER KEGELBAHN IN CAMMINKE

Eigenhändiger Entwurf zu „Meine Kinderjahre" [Mitte des 9. Kapitels], der später aus dem Druck ausgesondert wurde (8)

Das Niederschreiben meiner biographischen Kapitel: „Meine Kinderjahre" (bis zu meinem 12. Jahre) hat mir Freude gemacht, ich bin aber wohl zu emsig dabei vorgegangen und empfinde nun die Nackenschläge. Fertig

Der Thiergarten in Berlin *Stahlstich von C. Rorich*

Märkische Landschaft *Lithographie von Walter Leistikow*

machen möchte ich es wohl noch, aber ich trau dem Frieden nicht recht; ich habe wieder ein Gefühl von Kälte und Leere im Kopf und der gute Schlaf ist auch wieder weg, wenn ich auch immer noch 5 Stunden herausrechne. Dazu kommt, daß ich aus alter Erfahrung weiß, das erste Niederschreiben ist immer ein Vergnügen, aber das Corrigiren!

Theodor Fontane an Georg Friedlaender. Berlin, 2. Dezember 1892

Mit meinem neuen Buche: „Meine Kinderjahre" bin ich kurz vor Weihnachten fertig geworden; gleich nach Neujahr will ich mit der Korrektur beginnen, was noch ein hart Stück Arbeit ist, wahrscheinlich mühevoller als das Niederschreiben. Zugleich regen sich auch allerlei Bedenken; ich weiche ganz von dem Ueblichen ab und erzähle nur Kleinkram. Meine Ueberzeugung, daß das das Richtige sei, ist unerschüttert, aber daneben bleibt doch die Frage, ob ich's im Maß richtig getroffen habe und w e n n richtig getroffen, ob das Publikum Lust hat, meinen Standpunkt gelten zu lassen. Dies alles wird mir die Korrektur erschweren.

Theodor Fontane an Georg Friedlaender. Berlin, 26. Dezember 1892

„Was? wie?
'ne Biographie?
Und, Gott bewahre,
Bloß bis zum zwölften Jahre.
Was man nicht alles erleben kann!"
Nehmen Sie's trotzdem freundlich an.

Theodor Fontane an Otto Brahm. Berlin, 1. Dezember 1893

MEINE KINDERJAHRE

Autobiographischer Roman.

5. Auflage

Berlin 1908 (12)

THEODOR FONTANE

Holzschnitt des Schottlaender-Verlages, Breslau (12)

Die Weiterführung der Lebenserinnerungen, an denen Fontane mit Unterbrechungen mehrere Jahre arbeitete und Teile davon in der „Vossischen Zeitung" und in der „Zukunft" von Maximilian Harden veröffentlichte, erschien als Buch unter dem Titel „Von Zwanzig bis Dreißig", Sommer 1898, wenige Wochen vor seinem Tode im Verlag seines Sohnes Friedrich.

VON ZWANZIG BIS DREISSIG

Autobiographisches.

5. Auflage. Mit 40 Bildern und 1 Faksimile

Berlin 1910 (12)

Bücher fallen einem da oft in die Hände, an denen die strengste Prüfung nichts auszusetzen weiß. Sie sind glänzend geschrieben, ihr Stoff ist gut disponirt und lesen sich glatt und „spannend". Dennoch bleibt ein gewisses „je ne sais quoi" übrig und läßt einen ihrer Lectüre nicht froh werden. Und dann wieder trifft man auf ein solches Buch, über das man sich von Kritik wegen mindestens ärgern sollte. Es scheint willkürlich in der Anlage, nachlässig in der Durchführung und schon gar nicht „geistreich" im Detail. Aber wir langweilen uns nicht, wir ärgern uns nicht, wir fühlen nur, wenn wir das Buch aus der Hand legen, daß es uns etwas geben konnte, was wir nie verlieren werden, daß sein Inhalt in uns lebendig sein wird, selbst wenn wir lange nicht mehr wissen sollten, was denn so „eigentlich drin stand". Fontane's Biographie zählt zu den Büchern dieses Schlages. Man mag dem Werk im Einzelnen Mängel nachweisen, mag behaupten, daß es in seinem lockeren Beieinander zu sehr Mosaik sei: es bleibt als Ganzes ein echtes Werk des Mannes, der den Zauber der märkischen Haide und damit die Bilder im „bilderlosen Theile Deutschlands" entdecken konnte.

Willy Pastor, Theodor Fontane's Autobiographie. — In: Deutsche Rundschau Bd 97 (1898), S. 158

Fontane gehört zu denjenigen, die zu erleben verstehen, das heißt, die, wie der Goldgräber aus dem Flußsand, überall aus der Wirre der Erlebnisse das Edelmetall herauszuwaschen wissen. Aber er hat auch die rechte Art, das Erlebte darzustellen, so zu erzählen, daß der Leser alle Entwickelung, alle Ereignisse wie etwas Selbsterschautes miterlebt. Der Dichter des Zietenliedes und der Effi Briest ist einer von denen, deren Entwickelung immer neu angesetzt hat, die auch im Alter nicht stille stehen, sondern im Denken und Schaffen den Vorwärtsgang der Zeit unermüdet mitmachen. Sein innerstes Wesen kommt in diesen Lebenserinnerungen ebenso deutlich wie in seinen Dichtungen zum Ausdruck; eine echt märkische Mischung von Nüchternheit und Phantasie, von Ironie und Begeisterungsfähigkeit, von Derbheit und Sinnigkeit; kluge Verständigkeit, die zuweilen ins Philiströse schlägt, gepaart mit Empfindungstiefe. Fontane ist keiner von den Größten, es fehlt ihm das, was man menschliche Verklärtheit, höchste Idealität nennen könnte, aber er ist doch ein Überragender; er ist mit den Jahren einer gewissen Beschränktheit mehr und mehr entwachsen, immer weiter und freier geworden, so daß er heute, wo er auf sein Leben zurückblickt, nicht teilnahmlos, aber vorurteilslos über allen Parteien, Richtungen und Strömungen steht. Aus diesem Höhengefühl, das allerdings nicht immer gleich stark sich geltend macht, aus dem Bewußtsein heraus, keinem verantwortlich zu sein, als sich selbst, schöpft er denn auch den Mut und die Kraft, unbedingt w a h r zu sein, Menschen und Dinge so zu zeichnen, wie sie ohne Schminke, ohne

Vergoldung erscheinen. Mit ruhiger Selbstgewißheit sagt er an einer Stelle, nachdem er einen alten Bekannten sehr scharf beleuchtet hat: „Ich habe so viel Grog in seinem Hause getrunken, daß es eigentlich schlecht ist, so viel Anzügliches hier von ihm zu sagen. Aber ich nehme es schließlich auf mich." Und er thut gut daran. Eine Charakteristik, die nicht der strengste Wahrheitssinn diktiert hat, wäre die Tinte nicht wert, mit der sie geschrieben. Daß eine Persönlichkeit, die so fest in sich selber steht, mit ihren Urteilen und Behauptungen nicht immer nur Beistimmung, sondern auch öfters Widerspruch hervorruft, das ist so gut wie selbstverständlich. Und es ist nicht der geringste Reiz des Buches, der durch diese Thatsache bedingt wird; jeder Leser wird mit dem Verfasser ein Hühnchen zu pflücken haben, aber wertvoller ist es, daß jeder mehr als einmal angeregt wird, über Dinge, die ihm bisher zweifellos erschienen, neu nachzudenken.

Heinrich Hart, Neues vom Büchertisch. — In: Velhagen u. Klasings Monatshefte 1 (1898/99), S. 362—363

Theodor Fontane, von allen geliebt, mit einer Liebe, die nicht den Respekt ersetzt, sondern die sein Ausdruck ist, ist den Jahren nahe, die man nur — wie die Bibel sagt — erreicht, „wenn es hochkommt". Aus seinem Leben, wie es köstlich war, hat er angefangen zu erzählen, in zwei Bänden bis jetzt, deren erster vor vier Jahren und deren zweiter heuer erschienen ist. Jener führt den Titel: „Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman", dieser nennt sich, zugleich bequemer und bestimmter: „Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches", und wird durch eine Vorrede eingeleitet, die ihn leider als den letzten ankündigt. Indessen darf, da auch in dem Vorwort, das den „Kinderjahren" vorausgeschickt ist, Fontane erklärt, daß mit mehr als einem Bande herauszutreten, ihm nicht rätlich erscheinen wolle, neben dem Wunsch auch die Hoffnung auf eine Fortsetzung dieser Memoiren bestehen.
Es ist schwer, von diesen Büchern einen Begriff zu geben. Ganz und selber wollen sie genossen sein. Aufs innigste durchdringen sich in ihnen das Leben und des Lebens Ergebnis. Einen dreifachen Inhalt umfassend: Memoire, pragmatische Biographie und Lebensgewinnst, erleiden sie durch eine Sonderung dieser Einheit eine Trübung ihres wesentlichen Reizes. Darum sei aufs Geratewohl in die Fülle dieser Bücher hineingegriffen und nur zum Schluß eine Stimmung entschieden ausgesprochen, die ihnen entsteigt. Denn ihre Gestalt und der Klang ihrer Stimme, heiter, tief, anmutig verschnörkelt und fest, beglücken am reinsten den Gegenwärtigen. Entlassen aus ihrem Bezirk, empfinden wir ein Nachbild und einen Nachklang, die einen herben Ernst haben, — jenen beunruhigenden Ernst, den das Leben hat, sobald es sich nicht mehr an den Ansprüchen des Augenblicks aufschwingt, sondern ein Resultat geworden ist, eine Macht für sich, eine eigensinnige Macht, der wir folgen müssen; sowie das Auge unter geschlossenen Lidern den farbigen Sternen, die es selber erzeugt, nachgehen muß, wenn sie abwärts zur Seite schweben.

Moritz Heimann, Autobiographisches von Theodor Fontane. — In: Neue deutsche Rundschau 9 (1898), S. 959

VIII

DER ROMANCIER

1. Vor dem Sturm

Der moderne Roman wurde für Deutschland erfunden, verwirklicht, auch gleich vollendet von einem Preußen, Mitglied der französischen Kolonie, Theodor Fontane. Als erster hier hat er wahrgemacht, daß ein Roman das gültige, bleibende Dokument einer Gesellschaft, eines Zeitalters sein kann; daß er soziale Kenntnis gestalten und vermitteln, Leben und Gegenwart bewahren kann noch in einer sehr veränderten Zukunft, wo, sagen wir, das Berlin von einst nicht mehr besteht. Alles vermöge richtig gesehener, stark gezeichneter Personen, einer Welt von Personen oder einzeln ausgesuchter, die dasselbe tun: standhalten, sich selbst unverletzt überbringen den weiten Weg von damals her.

Heinrich Mann, Briefe an Karl Lemke und Klaus Pinkus. Berlin 1964, S. 175

Fontanes erster Roman „Vor dem Sturm" erscheint 1878 in der Zeitschrift „Daheim". Der Dichter ist 59 Jahre alt. Damit setzt die immer wieder bestaunte Altersproduktivität ein, die noch 2 Jahrzehnte andauern wird und ihn mit Meisterwerken in die Weltliteratur eingehen läßt. Der Übergang in dieses Stadium ist jedoch fließender, als es den Anschein hat. Die Vorarbeiten zu dem Roman reichen bis in das Jahr 1862 zurück. Damals sollte er den Titel „Lewin von Vitzewitz" tragen. Im Juni 1866 ist der erste Band „Vor dem Sturm" beendet. Fontane skizziert Wilhelm Hertz den Gesamtplan. Doch unterbricht er die Fortsetzung häufig wegen anderer Arbeiten: im Auftrag des Verlegers Rudolf von Decker schreibt er ein Buch über den Krieg von 1866, aus pekuniären Gründen, „keine Herzenssache"; vor allem aber nehmen ihn während dieser Jahre die „Wanderungen" in Anspruch. Sie sind freilich nur scheinbar eine Ablenkung von dem Roman. Durch sie ist Fontane zum Erzähler geworden. Die eingestreuten Dialoge und Anekdoten sind gleichsam Fingerübungen, die der Romancier später mit überlegenem Kunstsinn einsetzt. Die genaue Kenntnis der Mark, ihrer Städte, Dörfer, Gasthäuser, Schlösser und Gutshöfe, mündet mit aller Freude Fontanes am charakterisierenden Detail in das entstehende, nie aus den Augen gelassene opus. Auch die Porträts der „Wanderungen" verraten schon die Hand eines Meisters. Friedrich August Ludwig von der Marwitz, der im „Oderland" eine ausführliche Würdigung erhält, ist im Roman das Vorbild für Berndt von Vitzewitz. Nach dem Vorabdruck im „Daheim" erscheint die Buchausgabe von „Vor dem Sturm" zur Herbstmesse 1878 im Verlag von Wilhelm Hertz.

Ich habe mir nie die Frage vorgelegt: „Soll dies ein Roman werden? Und wenn es ein Roman werden soll, welche Regeln und Gesetze sind innezuhalten?" Ich habe mir vielmehr vorgenommen, die Arbeit g a n z n a c h m i r s e l b s t, nach meiner Neigung und Individualität zu machen, ohne

jegliches Vorbild; selbst die Anlehnung an Scott betrifft nur ganz Allgemeines. Mir selbst und meinem Stoffe möchte ich gerecht werden. Ohne Mord und Brand und große Leidenschaftsgeschichten hab ich mir einfach vorgesetzt, eine große Anzahl märkischer (d. h. d e u t s c h - w e n d i s c h e r, denn hierin liegt ihre Eigentümlichkeit) Figuren aus dem Winter 1812 auf 1813 vorzuführen, Figuren, wie sie sich damals fanden und im wesentlichen auch noch jetzt finden. Es war mir nicht um Konflikte zu tun, sondern um Schilderung davon, wie das große Fühlen, das damals geboren wurde, die verschiedenartigsten Menschen vorfand und wie es auf sie wirkte. Es ist das Eintreten einer großen Idee, eines großen Moments in an und für sich sehr einfachem Lebenskreise. Ich beabsichtige nicht zu erschüttern, kaum stark zu fesseln. Nur liebenswürdige Gestalten, die durch einen historischen Hintergrund gehoben werden, sollen den Leser unterhalten, womöglich schließlich seine Liebe gewinnen, aber ohne allen Lärm und Eklat. Anregendes, heiteres, wenn's sein kann geistvolles Geplauder, wie es hierlandes üblich ist, ist die Hauptsache an dem Buch. D i e s hervorzubringen, meine größte Mühe. Daher zum Teil auch die ewigen Korrekturen, weil nicht die Dinge sachlich, sondern durch ihren Vortrag wirken. Ich möchte etwas Feines, Graziöses geben. Ob ich es erreiche, steht dahin. Nur das bitt ich Sie schließlich freundlich zu erwägen: Wenn Dinge durch eine gewisse Eleganz des Vortrages wirken sollen, so muß es eben kein Stotternder sein, der vorträgt. Mein Manuskript aber stottert. Wenn das alles einst rund und nett an Sie herantreten und ununterbrochen, glatt hinfließen wird, wird Ihnen manches besser gefallen.

Theodor Fontane an Wilhelm Hertz.
p. Berlin, 18. Juni 1866

THEODOR FONTANE AN WILHELM HERTZ

Eigenhändiger Brief. Berlin, 11. August 1866

Sie dürfen nicht glauben, daß mein Feuer für den Roman niedergebrannt ist. Im Gegentheil. Aber eben weil ich so sehr daran hänge, weil ich diese Arbeit als ein eigentlichstes Stück Leben von mir ansehe, so duldet diese Arbeit kein getheiltes Herz. An ein der Sache Fremd-werden ist gar nicht zu denken. Es ist nun 10 Jahre, daß ich mich mit dem Stoff trage und wenn ich nach abermals 10 Jahren (was Gott verhüten wolle) erst an die Fortsetzung der Arbeit herantreten könnte, so würde das weder meinen Eifer erlahmt, noch die Ausführung alterirt haben. Das Feuer flackert nie hoch auf, aber es brennt still weiter; Vertagungen, Unterbrechungen ändern nichts.

Der Roman ist in dieser für mich trostlosen Zeit mein einziges Glück, meine einzige Erholung. In der Beschäftigung mit ihm vergesse ich, was mich drückt. Aber wenn er überhaupt noch zur Welt kommt, so werde ich, im Rückblick auf die Zeit, in der er entstand, sagen dürfen: ein Schmerzenskind. Er trägt aber keine Züge davon. Er ist an vielen Stellen heiter und

nirgends von der Misere angekränkelt. Ich glaube auch sagen zu dürfen, Ihnen wird er gefallen, und die Hoffnungen, die Sie immer daran geknüpft haben, werden nicht ganz unerfüllt bleiben. Ich empfinde im Arbeiten daran, daß ich nur Schriftsteller bin und nur in diesem schönen Beruf — mag der aufgeblasene Bildungspöbel darüber lachen — mein Glück finden konnte.

Theodor Fontane an Mathilde von Rohr.
Berlin, 1. November 1876

LEHNIN

Eigenhändiger Entwurf zum „Lehnin"-Kapitel

1. Und der Dienstag kam. Schnee war gefallen; frische Bahn und nun helle klare Luft. Die betr. Paare, namentlich die Mazurka-Paare; Schoeneberg; am schwarzen Adler. Die Schlitten beschreiben; der größere Schlitten: Lewin, Bummcke, v. Hirschfeld.
2. Die Plaine; die bereiften Bäume, die Sternchen, die Kätzchen, die Dolden, die Quirlchen. Stimming. Kleist's Stelle. Kohlhasenbrück. Nowawes. Heiligengeist-Kirche.
3. Umspannung. Relais. Husaren-Ställe am Brandenburger Thore. Die Plaine. Die Kuppeln der Communs. Dorf Eiche. Die Havelbrücke. Werder. Groß-Kreuz. An der Krippe gefüttert; einzelne Paare gewechselt. Neckerei zwischen Lewin u. Kathinka.

THEODOR STORM AN THEODOR FONTANE

Eigenhändiger Brief. Husum, 16. November 1876 (11)

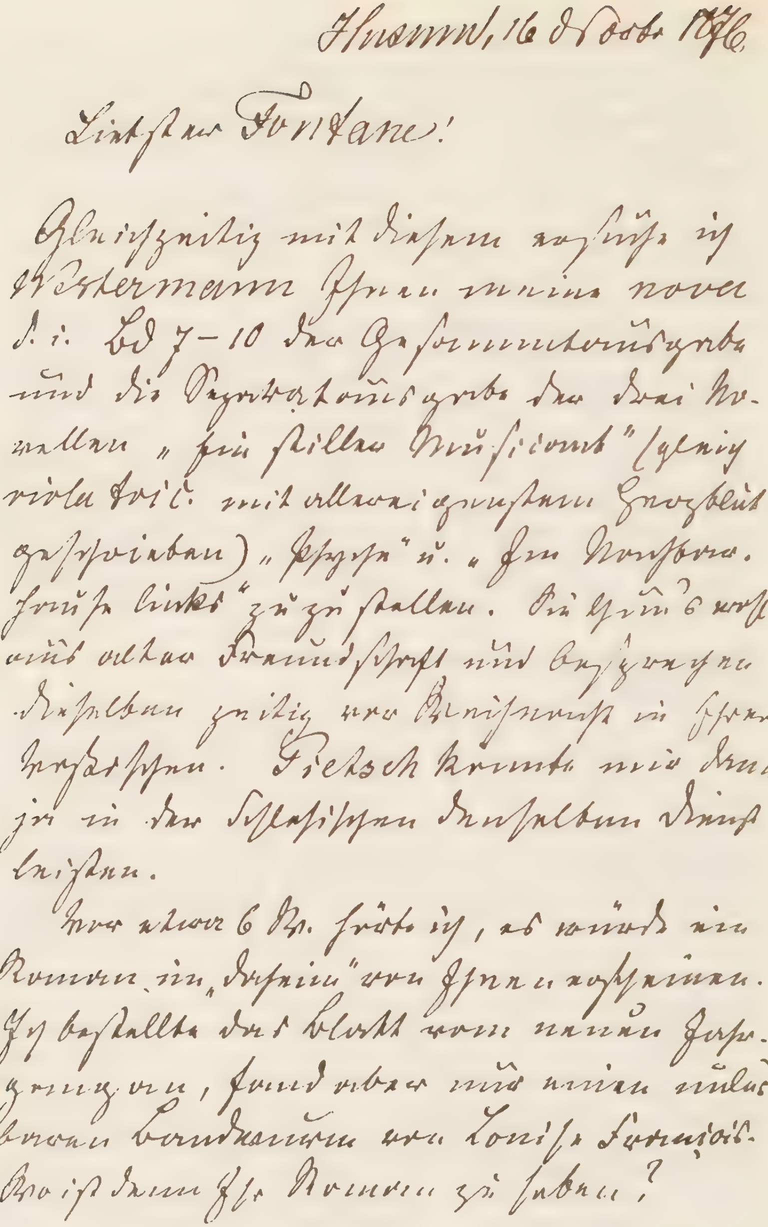
Vor etwa 6 Wochen hörte ich, es würde ein Roman im „Daheim" von Ihnen erscheinen. Ich bestellte das Blatt vom neuen Jahrgang an, fand aber nur einen unlesbaren Bandwurm von Louise François. Wo ist denn Ihr Roman zu haben?

Ich werde diesen Sommer, so nöthig es mir auch wäre, wieder nicht verreisen; ich habe kein Geld und muß außerdem die Zeit zusammennehmen, um endlich, wohl oder übel, der Welt meinen Roman präsentiren zu können.

Theodor Fontane an Hermann Kletke.
Berlin, 18. Juni 1877

Das Buch ist der Ausdruck einer bestimmten Welt- und Lebensanschauung; es tritt ein für Religion, Sitte, Vaterland, aber es ist voll Haß gegen die „blaue Kornblume" und gegen „Mit Gott für König und Vaterland", will sagen gegen die Phrasenhaftigkeit und die Carikatur jener Dreiheit. Ich darf sagen — und ich fühle das so bestimmt, wie daß ich lebe, — daß ich etwas in diesem Buche niedergelegt habe, das sich weit über das herkömmliche Romanblech, und nicht blos in Deutschland, erhebt . . .

Theodor Fontane an Wilhelm Hertz.
Berlin, 24. November 1878


Husum, 16 Novbr 1876.

Liebster Fontane!

Gleichzeitig mit diesem ersuche ich Westermann Ihnen meine Novellen d.i. Bd 7–10 der Gesammtausgabe und die Separatausgabe der drei Novellen „Ein stiller Musikant" (zum guten Theil mit allereigenstem Herzblut geschrieben) „Psyche" u. „Im Nachbarhause links" zuzustellen. Sie thun's noch aus alter Freundschaft und besprechen dieselben zeitig vor Weihnacht in Ihrer Vossischen. Pietsch könnte mir dann ja in der Schlesischen denselben Dienst leisten.

Vor etwa 6 W. hörte ich, es würde ein Roman im „Daheim" von Ihnen erscheinen. Ich bestellte das Blatt vom neuen Jahrgang an, fand aber nur einen unlesbaren Bandwurm von Louise Ternaiol. Wo ist denn Ihr Roman zu haben?

Theodor Storm an Theodor Fontane, Husum, 16. November 1876

Du weißt ja nun durch Hertz im großen und ganzen, wie das Buch auf mich gewirkt hat. Was die theoretische Frage betrifft, ob eine Massenkomposition nicht so gut ihr Recht habe wie der pyramidale Aufbau mit einem Helden an der Spitze, so kann ich nur erwidern, daß ich überhaupt keine abstrakten Kunstgesetze kenne, sondern jedes Werk darauf ansehe, was es wirkt, wirken w i l l und k a n n und dabei nur die psychologischen Bedingungen, unter denen wir aufnehmen und genießen, zu Rate ziehe. Nach diesen wird es nun schwer, durch ein halb Dutzend neue Anfänge uns zu einem einheitlichen Interesse zu sammeln, und wenn der aus so viel Quellen zusammengenommene Strom sich dann wieder zerteilt, in weiteren fünf bis sechs Armen fortfließt, uns hie und da sanft auf einem Inselchen absetzt oder uns in einem Altwasser eine Weile zurückläßt, werden wir leicht undankbar für all das landschaftlich Reizende, was wir dabei entdecken. „Was man nicht liebt, kann man nicht machen." Aber auch was man zu sehr liebt, wird uns unter den Händen behindern. Ich habe nicht den mindesten Einwand gegen Deine Komposition; sie ist eher zu kunstvoll für meine Anschauung und Überschauung. Nur daß Deine Belesenheit, Bewandertheit, Betrautheit in diesen Gegenden Dich gedrängt hat, den ganzen Reichtum uns auszubreiten, alle lokalen und Familientraditionen, alles was dem Wanderer wichtig und erfreulich war, das erschwert stellenweise den reinen Eindruck der Handlungen und Charaktere, während es dem Buch wieder etwas ganz eigen Trauliches und Solides verleiht.
So! Gott versteht mich — und Du auch — und weiter sage ich nichts, obwohl ich könnte. Ich habe außerdem mein besonderes Vergnügen gehabt an Deinem trefflichen Dialog voll Frische und Echtheit und Deinem schönen Französisch.

Paul Heyse an Theodor Fontane.
München, 2. Januar 1879

Theodor Fontane tritt uns in diesem Buche mit einer ganz neuen Eigenschaft entgegen. Als Schilderer unserer märkischen Heimath ist er ein Bahnbrecher gewesen, und als Balladendichter zählt er längst zu den Besten. Es war vorauszusehen, daß er sich nach beiden Seiten hin in seiner ganzen Stärke zeigen würde; denn sein Roman spielt im Oderbruch und Lebus, und an heldenthümlichen Scenen fehlt es ihm nicht in jener Zeit „vor dem Sturm", vor dem Ausbruch jener gewaltigen Erhebung, die Preußen reinigte von jahrelanger Schmach und Deutschland befreite von der Fremdherrschaft. In der That ist die Winterlandschaft der Mark — und diese war es allein, die dem Verfasser zu Gebote stand — niemals vollendeter gemalt worden. So viel Wechsel in scheinbar so viel Einförmigkeit, solche Schönheit von Sonnenuntergängen über der beschneiten Fläche, solcher Sternenglanz, funkelnd in der Winternacht, die ungeheuere Monotonie des Schneegestöbers, als ob es niemals mehr enden könne, Himmel und Erde zusammenrinnend, indem die Flocken fallen und fallen — bis zu jenem dumpfen Krachen unter der berstenden Eisdecke, das den Frühling verkündet — das Alles ist selten erreicht oder gar übertroffen worden . . .

Diese Elemente, das Landschaftliche, das Balladenhafte (auch da, wo es nicht in Versen spricht) — sein altes, anerkanntes Eigenthum, verbindet Fontane durch die Erzählung, in welcher er als ein Neuer erscheint. Der Roman ist in dieser modernen Zeit in die Rechte des Epos eingetreten. Nun macht eine Folge von Balladen noch nicht immer ein Epos aus, obwol letzteres viele wesentliche Elemente der ersteren enthält. Was uns der Roman Fontane's gibt, ist — wenngleich als ein Ganzes gedacht und ausgeführt — doch mehr balladenhaft (um im Bilde zu bleiben), als daß es der epische Zug wäre, der breit und mächtig durch ihn dahinginge. Die Handlung geht oft unter der Episode verloren, Haupt- und Nebenfiguren bewegen sich vielfach mit anscheinend gleichem Rechte nebeneinander, Vorder- und Hintergrund zeigen nicht immer die richtige Perspective. Man hat zuweilen das Gefühl, als ginge man in einem jener alten Schlösser, welche Fontane so wundervoll zu schildern weiß, von Porträt zu Porträt, deren jedes sich belebt, indem der Dichter uns seine Geschichte erzählt. Wir vermissen nicht den äußeren Zusammenhang, wol aber fehlt zuweilen der organische, der künstlerische. Die Gräfin Amalie z. B. mit ihrem „Hofstaat" ist eine ganz vorzügliche Personification des aussterbenden 18. Jahrhunderts, fein und vollendet, bis in das Kleinste; doch fördert sie weder die Handlung, noch greift sie sichtbar überhaupt in dieselbe ein. Das Nämliche gilt von Frau Hulen, der Zimmervermietherin in Berlin, deren „Abendgesellschaft" ein wahres Cabinetsstück in der niederländischen Manier ist. Aber auch ihr Pfad läuft spurlos aus. Wie ganz anders dagegen hat der Dichter es verstanden, Hoppen-Marieken, dieses Kobold-Weib, in die Handlung zu verflechten, und wie groß ist die Wirkung! Erst da, wo mit der Bewaffnung des Landsturmes und der Katastrophe von Frankfurt a. O. der Roman seinen Höhepunkt erreicht, gewinnt auch die Handlung jenes Volumen, welches alles Nebensächliche vollkommen ausschließt, und jene Mächtigkeit, welche uns unaufhaltsam fortträgt bis an's Ende . . .

Julius Rodenberg, Theodor Fontane's „Vor dem Sturm". — In: Deutsche Rundschau Bd 18 (1879), S. 317 f.

Sie lösen die Gentlemanaufgabe, w o h l t u e n d zu loben und zu tadeln (jenes ebenso schwer wie dieses) und Ihren Ausstellungen Worte zu leihen, vor denen sich auch der Eigensinnigste und Selbstgerechteste jedes Widerspruchs begeben muß. Wie fein die Bemerkung, daß das, was ein Epos sein solle, hier im Wesentlichen eine Aneinanderreihung von Balladen sei! Es trifft nicht nur den schwachen Punkt, es e r k l ä r t ihn auch, ja glorifiziert ihn halb. „Wir vermissen nicht den äußren Zusammenhang, wohl aber fehlt zuweilen der organische, der künstlerische" — durch diese wenigen Worte haben Sie mich in meinem bisherigen Widerstande besiegt. Denn im Vertrauen gesagt, ich nahm bis dahin das „schwach in der Komposition" für eine bloße Schablonenbemerkung. Selbst Heyse, auf den ich begreiflicherweise viel gebe, hatte mich nicht bekehren können — I h n e n ist es geglückt.

Theodor Fontane an Julius Rodenberg. Berlin, 29. Januar 1879

In der „Deutschen Rundschau“ las ich gestern eine Besprechung meines Romans. Sie rührt von Rodenberg selber her und zählt zu dem wenigen Guten, was bis jetzt über das Buch gesagt ist. Vielleicht ist es das Beste. Seine Skizzirung des Charakters von Renaten, die sein Liebling ist (auch meiner) ist ganz ausgezeichnet und vielleicht besser als die Figur selbst. Ebenso sind die abschließenden Allgemein-Betrachtungen mir ganz aus der Seele gesprochen. Das Feinste und Zutreffendste ist aber der Tadel, den er ausspricht; das laß ich mir gefallen; die Schwächen liegen genau da, wo die Vorzüge liegen, und wenn einerseits das Balladen- und Wanderungskapitelhafte dem Buche Frische, Fleisch und Leben leiht, so hebt es doch partiell die Kunstform des Ganzen auf. Ich habe das früher nicht zugeben wollen, jetzt geb' ich es wenigstens h a l b zu.

Theodor Fontane an Wilhelm Hertz.
Berlin, 30. Januar 1879

Die vier Bände bringen, in ungleich feinerer Ausführung freilich, was den ruppiner Landsmann Gustav Kühn so mark- und weltbekannt gemacht hat: bunte Bilderbogen; Reste der französirenden Bildung des achtzehnten Jahrhunderts, preußische Junker, polnische Kavaliere, Herrnhuterinnen und Nachkömmlinge der Markgräfin von Bayreuth, märkische Gradheit und rheinsberger Esprit: das Alles findet man hier auf prächtig erschautem landschaftlichem Hintergrunde abgebildet. Schmerzlich vermißt der Betrachter nur den langen Athem des Epikers; der Kulturroman zerbröckelt in Genrebildchen von erlesenem Reiz und es ist ein schönes Zeichen von des Dichters ehrlicher Selbsterkenntniß, daß er nie wieder in der Freskomalerei des historischen Romans sich versucht hat. Wer so viel aus Eigenem dazuthun will, muß sich den Rahmen enger spannen.

Maximilian Harden, Literatur und Theater.
Berlin 1896, S. 97

THEODOR FONTANE AN SEINEM SCHREIBTISCH

Photographie (7)

Mit eigenhändiger Widmung: „Ein paar rechtschaffene Menschen sind besser als große Massen.“

VOR DEM STURM

Roman aus dem Winter 1812 auf 13

Wohlfeile Volksausgabe

Berlin 1896 (8)

QUITTUNG ÜBER R.-M.: 1500

für Honorar für Vor dem Sturm. Wohlf. Ausg. 2500 Exp.

Berlin, den 28. September 1895

„Vor dem Sturm", 1878 zuerst in vier Bänden erschienen, später handlich in einen zusammengedruckt. Ich habe ihn erst Jahre nach seinem Erscheinen kennen gelernt. Es ist ein preußischer Geschichtsroman, man muß etwas Legende abziehen. Aber dabei ein wundervolles Buch. Sicherlich einer der besten historischen Romane, die wir besitzen. Ohne rechten Schluß, wie eine alte Chronik, über die hinaus die Weltgeschichte ohne Ende rauscht. Aber in seinem Rahmen von wahrhaft brennendem Leben.

Wilhelm Bölsche, Hinter der Weltstadt. Leipzig 1901, S. 45

Zunächst konnte er keiner Lesepartei genügen. Für diejenigen, die schmökern wollen, steckte zuviel sozialer und psychologischer Ernst darin; wer künstlerische Forderungen stellte, dem schien er zu wenig geschlossen. Wirklich hat sich die Kunst Fontanes in diesem vierbändigen Roman weniger erwiesen als erzogen: ein dichterisches Talent begann ihn, ein künstlerischer Meister legte ihn hin und schritt mit gestärktem Selbstvertrauen zu anderen Aufgaben. „Vor dem Sturm" heißt der Roman. Gemeint ist jener Sturm, der zwischen Moskau und Leipzig lag. Aber der Titel hegt auch ein unbewußtes Sinnbild für den Dichter. Auch in seiner Seele brach nun endlich der Sturm los, darin ein Dichter aufstand, eine jugendliche Kraft mit bleichenden Locken und gelichtetem Scheitel, ein Jünglingsmut von sechzig Jahren.

Paul Schlenther, Einleitung. — In: Theodor Fontane, Gesammelte Werke. Bd 1. Berlin 1919, S. XXXIII

Er sank tief ein in seine märkische Landschaft; und das genügte ihm. Erst gegen sein sechzigstes Jahr schuf er aus solchem Boden — er war rein und rieselnd wie Fontanes Sprache — seine ersten Menschen. Ein Beispiel für heute, für die Schreibenden, für junge und alte ...

Kleist, der größte Preuße, mußte in einer ihm fremden Sprache schreiben, die vom Süden kam: daher die verzweifelte Gedrängtheit seiner Prosa. Es ist ein ähnlicher Sachverhalt, wie bei Kafka, dem die klassische Sprache seines Volkes entschwunden war, und der mit einer fremden rang. Beide Dichter schreiben Satz auf Satz hart gepreßt. Sie sind sprachlich tragisch verfaßt. Fontane ist durch seine romanischen Vorfahren solchen Fluches überhoben. Zum ersten Mal erklingt aus dem Norden der süße Laut eines Erzählers, den die Sprache trägt, wie die Windungen eines angenehmen Flusses, um mit Wilhelm Meister zu reden.

Heimito von Doderer, Antwort auf eine Umfrage anläßlich der Subskription zur Nymphenburger Gesamtausgabe. München 1959

2. Grete Minde · Ellernklipp

TANGERMÜND
Kupferstich von Merian

Im Jahr 1878 reiste Fontane nach Tangermünde an der Elbe, um Chroniken über das Schicksal der Grete Minde zu studieren, die dort 1619 hingerichtet worden war, vor allem aber um sich die Konturen der Stadt als Szenerie für eine geplante Novelle einzuprägen. „Grete Minde" erschien 1879 als Vorabdruck in der von Paul Lindau herausgegebenen Zeitschrift „Nord und Süd", als Buchausgabe 1880 bei Wilhelm Hertz.

Ich habe vor, im Laufe des Sommers eine altmärkische Novelle zu schreiben. Ort: Salzwedel; Zeit 1660; Heldin: Grete Minde, Patrizierkind, das durch Habsucht, Vorurteil und Unbeugsamkeit vonseiten ihrer Familie, mehr noch

durch Trotz des eigenen Herzens, in einigermaßen großem Stil, sich und die halbe Stadt vernichtend, zu Grunde geht. Ein Sitten- und Charakterbild aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege. Würden Sie geneigt sein, diese Novelle zu bringen?

Theodor Fontane an Paul Lindau.
Berlin, 6. Mai 1878

GRETE MINDE

Erster Abschnitt

Eigenhändiger Entwurf zum ersten Kapitel

Seit gestern Abend aber hat nun „Grete Minde", meine neue Heldin, Ruhe, ruht, selber Asche unter der Asche der von ihr aus Haß und Liebe zerstörten Stadt, und ohne Säumniß eile ich nunmehr, wie's auch andere Leute zu thun pflegen, um vom Begräbniß zu freundlicheren Dingen überzugehn.

Theodor Fontane an Clara Stockhausen.
Berlin, 10. September 1878

Das Ehepaar Stockhausen war mit der Familie Fontane eng befreundet.

GRETE MINDE

Nach einer altmärkischen Chronik

Berlin 1880 (16)

QUITTUNG ÜBER 500 MARK HONORAR

für die 1. Auflage von „Grete Minde"

Im Herbst 1879 macht Fontane Entwürfe zu der Novelle „Ellernklipp". Vorabdruck in „Westermanns Monatsheften" im April 1880. Das Buch liegt 1881 bei Wilhelm Hertz vor.

„Ellernklipp". Nach Aufzeichnungen eines Harzer Kirchenbuches. Spielt unmittelbar nach dem Siebenjährigen Kriege in einem Harzdorf. Eifersucht des Vaters gegen den Sohn. Der Sohn fällt als Opfer, bis zuletzt auch der Alte den Visionen seiner Schuld erliegt. Hauptfigur: ein angenommenes Kind, schön, liebenswürdig, poetisch-apathisch, an dem ich beflissen gewesen bin, die dämonisch-unwiderstehliche Macht des Illegitimen und Languissanten zu zeigen. Sie tut nichts, am wenigsten etwas Böses, und doch verwirrt sie regelrechte Verhältnisse. Sie selbst, ohne den Grundton ihres Wesens zu ändern, verklärt sich und überlebt das Wirrsal, das sie gestiftet.

Theodor Fontane an Gustav Karpeles.
Berlin, 14. März 1880

ELLERNKLIPP

Nach einem Harzer Kirchenbuch

Berlin 1881

VERLAGSANZEIGE VON „ELLERNKLIPP"

Wie Fontane's vorige Weihnachten erschienene „Grete Minde" lassen Sie Sich auch diese Novelle des feinsinnigen Dichters als reizende Lektüre für Alt und Jung, besonders Frauen und Jungfrauen empfohlen sein. In der Ausstattung schließt sich das Buch den hübschen, Ihnen bekannten Klein-Octav-Ausgaben von „Heyse, Salamander", „Madonna im Oelwald" u.s.w. an. Ihre Aufmerksamkeit möchte ich besonders auf die sehr hübsch gebundenen Exemplare lenken, die als ein feines und nicht theures Weihnachtsgeschenk für Frau und Tochter, Schwester oder Braut Jeder gern kaufen wird, der einen Blick in das Buch thut.

. . . aber für mich haben Bücher Physiognomieen wie die Menschen und während mir die eine Physiognomie gefällt, ärgert mich die andre. „Cheap and nasty" [billig und schlecht] hat Reuleaux von der deutschen Produktion gesagt und dies Wort hat ihn gestürzt; aber das Wort ist richtig und Reuleaux ist als eine Art Wahrheitsmärtyrer abgethan worden. Und nun gar erst die Berliner Produktion! ... kein Buchbinder kann ein Buch hübsch einbinden.

Theodor Fontane an Georg Friedlaender.
Berlin, 3. Februar 1898

Auf Ellernklipp, an schmaler, „schwindelhoher" Stelle, überfällt der Haidereiter seinen Sohn und stößt ihn in den Abgrund: im Jähzorn, aus Eifersucht. Der Mord bleibt unentdeckt und der Alte heiratet das Mädchen, seine eigene Pflegetochter. Die rasche Tat glaubt man ihm; was weiter kommt, ist zu sehr Fluch der bösen Tat, zu wenig vorbereitet im Charakter des Mannes vor der Tat. Sein verschlossenes Gemüt bleibt auch uns allzu lange verschlossen. Ueberhaupt tritt bis zur Katastrophe der Mann selbst zurück hinter den Gegenstand seiner unnatürlichen Eifersucht, ohne dass diese dadurch begreiflicher würde. Die traumhafte Gestalt des Mädchens gewinnt unsern ganzen Anteil: ein illegitimes Grafenkind, welches den echten Adel im Wesen trägt, vornehm und zart, eine Natur mehr sinnend als sinnlich, mehr leidend als voll Leidenschaft, den Widerspruch zwischen äußerer Lage und innerem Wesen fühlend, aber sich darein fügend. Den Pflegevater nimmt sie „aus Furcht und Dankbarkeit". Den Pflegebruder hätte sie aus Schwesterliebe genommen. Wahre Liebe erfährt sie nie. Alles Unheil, das über sie und über die Leute kommt, denen sie nahe stand und doch ganz fern, verwindet sie. Als fromme Helferin der Armen beschließt sie ihr Leben, welches von der Natur, nicht vom Schicksal bestimmt war schön zu sein. Den Haidereiter tötet endlich sein Gewissen. Dass von der Dichtung

alles Criminalistische fern bleibt, ist in heutiger Zeit der Criminalnovellen ausdrücklich zu loben. Dafür geht durch die Ereignisse etwas wie höhere Gerechtigkeit in Gestalt des „erleuchteten" Schäfers, eines wahrhaft Frommen im gut herrenhutischen Sinne des vorigen Jahrhunderts, in dessen Mitte die Geschichte spielt. Trefflich gezeichnete bäuerliche Nebenfiguren zeigen, dass der Dichter mit den Volksleuten herzhafte Fühlung hat. Die kargen Motive werden voll und schön verwertet, kein überflüssiges Beiwerk. Wie die Traurede, welche dem Haidereiter und seiner Frau der alte Sörgel hielt, so ist diese einfache Geschichte erzählt: „eindringlich, liebevoll und kurz".

Paul Schlenther, Theodor Fontane, Ellernklipp. — In: Deutsche Literaturzeitung 1881, Nr 50, S. 1838 f.

3. L'Adultera · Schach von Wuthenow · Cécile

Mit „L'Adultera", zwischen 1879 und 1880 entstanden, beginnt Fontane eine Reihe Berliner Gesellschaftsromane. Ihre Tradition geht zurück auf des alten Aufklärers und Lessing-Freundes Nicolai „Sebaldus Nothanker". „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" von Alexis war ein einsamer Höhepunkt. Es folgten die heute vergessenen Berlin-Romane von George Hesekiel und Paul Lindau. Bei Fontane spielen „Irrungen Wirrungen", „Stine", „Frau Jenny Treibel", „Die Poggenpuhls", zum Teil auch „Cécile", „Effi Briest" und „Der Stechlin" in der Stadt, deren besonderes Fluidum er in klassischen Impressionen unvergänglich macht: Vorstadtgärten und Tiergartenvillen, die Wache mit Musik durch das Brandenburger Tor ziehend, Sprengwagen an heißen Sommertagen, Gartenlokale wie „Hankels Ablage" an der Oberspree, Kirschblüte im Werder. Das Berlin der Jahrhundertwende lebt aber vor allem in Menschen, die — der Comédie Humaine von Balzac vergleichbar — in allen sozialen Schichten den ihnen gemäßen Weg gehen, die Sprache ihres Milieus sprechen, die Mentalität der Bismarck-Zeit verkörpern.

Nach dem Vorabdruck in „Nord und Süd", verlegte Salo Schottländer in Breslau die Erstausgabe von „L'Adultera".

Anbei der unterzeichnete Kontrakt.
Was den Titel angeht, so proponier' ich Wiederherstellung der alten und ursprünglichen Überschrift:

M e l a n i e V a n d e r S t r a a t e n.

Zu „L'Adultera" ließ ich mich bestimmen, weil das Spiel mit dem L'Adultera - B i l d und der L'Adultera - F i g u r eine kleine Geistreichigkeit, ja, was mehr ist: eine rundere Rundung in sich schließt. In dieser Gegenüberstellung und Parallele lag etwas Verlockendes, das mich anderweite Bedenken zurückdrängen ließ. Aber freilich, diese Bedenken sind mir immer wiedergekommen und haben ihren Grund darin, daß es mir aufs äußerste widerstand und noch widersteht, einer noch lebenden und trotz all ihrer Fehler sehr liebenswürdigen und ausgezeichneten Dame das grobe Wort „L'Adultera" ins Gesicht zu werfen. Es ist zwar alles verschleiert, aber doch nicht so, daß nicht jeder die Gestalt erraten könnte. Vielleicht lassen wir auch dem Buche den neuen Titel. Ich geb aber hierin gerne nach; denn man kann nicht immer seinen Sentiments gehorchen, auch seinen besten nicht.

Theodor Fontane an Salo Schottländer.
Berlin, 11. September 1881

METE FONTANE AN THEODOR FONTANE
Eigenhändiger Brief. Warnemünde, 11. Juli 1882 (31)

Du schreibst in einem Deiner Briefe,: man kann L'Adultera furchtbar angreifen, wenn man auf einem höchsten sittlichen Standpunkt steht; aber wer nimmt diesen höchsten sittlichen Standpunkt ein? Das paßt nicht nur auf dem Gebiete der Kunst, auch in den Fragen des Lebens ist es entscheidend; existirte eine wirkliche zuverlässige Tugend und Biederkeit, die keine Rücksicht, keine selbstsüchtigen Motive, keinen persönlichen Vortheil kennt, existirte eben das, was so viele zu representiren g l a u b e n, so würde ich mich demüthig und anerkennend beugen ...

In seiner Familie stand die Tochter Mete Fontane innerlich am nächsten. Er spürte in ihr die wesensverwandte, bis ins Nervöse gehende Sensibilität und sorgte sich wegen der damit verbundenen Gefährdungen. Mit väterlichem Stolz liebte er ihr „talent épistolaire". Nach dem Tode Fontanes heiratete sie den Architekten Professor Fritsch. Von ihren sechs Brüdern starben drei kurz nach der Geburt. George, der Älteste, wurde Offizier, Theodor Beamter, Friedrich Verleger. Bei ihm erschienen seit 1890 Fontanes Werke, er fühlte sich auch für den literarischen Nachlaß des Vaters verantwortlich.

THEODOR FONTANE UND SEINE TOCHTER METE

in Arnsdorf im Riesengebirge

Nach einer zeitgenössischen Photographie, 1886

Frau Gude — k e i n e geborene Gräfin Wachtmeister, wie ich früher glaubte, sondern eine Baronesse Anker — sagte mir viel Verbindliches über „L'Adultera", was mir aufs neue bestätigte, daß die Geschichte für natürliche und anständige Menschen keine Spur von Bedenklichem enthält; sie nehmen es einfach als d a s, als was ich es gegeben habe: ein Stück Leben ohne jede Nebenabsicht oder Tendenz. Wär ich nur zehn Jahre jünger, so wär ich auch sicher, daß ich damit durchdringen und insoweit besser als Turgenjew und Zola (wenn auch selbstverständlich mit geringerem äußeren Erfolge) reüssieren würde, als meine Schreibweise von zwei Dingen völlig frei ist: von Übertreibungen überhaupt und vor allem von Übertreibungen nach der Seite des Häßlichen hin. Ich bin kein Pessimist, gehe dem Traurigen nicht nach, befleißige mich vielmehr, alles in jenen Verhältnissen und Prozentsätzen zu belassen, die das Leben selbst seinen Erscheinungen gibt.

Theodor Fontane an Mete Fontane.
Berlin, 5. Mai 1883

Meine „L'Adultera"-Geschichte hat mir damals, als sie, ich glaube 1880, zuerst in Lindaus „Nord und Süd" erschien, viel Anerkennung, aber auch viel Ärger und Angriffe eingetragen. Seitens der Lobredner hieß es: „Da haben wir wieder einen Berliner Roman", aber die Philister und Tugendwächter, deren Tugend darin besteht, daß sie die Tugend n i c h t bewachen, sondern sie nur immer weiter behaupten, auch wenn sie längst weg ist, — diese guten Leute beschuldigten mich, neben andrem, der Indiskretion . . .

Dies war nun aber ganz falsch. Ich habe das Ravenésche Haus nie betreten . . . Ich denke, in solchem Falle hat ein Schriftsteller das Recht, ein Lied zu singen, das die Spatzen auf dem Dache zwitschern. Verwunderlich war nur, daß auch in bezug auf die Nebenpersonen alles, in geradezu lächerlicher Weise, g e n a u zutraf. Aber das erklärt sich wohl so, daß vieles in unsrem gesellschaftlichen Leben so typisch ist, daß man, bei Kenntnis des Allgemeinzustandes, auch das Einzelne mit Notwendigkeit treffen muß.

Theodor Fontane an Joseph Viktor Widmann. Berlin, 27. April 1894

Ein Vorfall, der kurz vor 1870 in der Berliner Gesellschaft von sich reden machte, veranlaßte ihn zu dem Roman „L'Adultera", mit dem er zum erstenmal als Dichter modernes Gebiet betrat. Und wie er aus der Vergangenheit die Gegenwart, aus der alten Mark das neue Berlin verstanden hat, so gewann er als Schilderer modernen Lebens, als Nachempfinder der feinsten und geheimsten Motive modernen Denkens und Handelns leichter Hand den Sieg über alle romanhaften Bemüher um die werdende Weltstadt. „L'Adultera" teilt das Schicksal von Ibsens „Nora". Gerade die engere Gemeinde des Dichters schüttelt jetzt den Kopf. Man vergißt, daß dort wie hier der Dichter selbst es war, der an höhere Ansprüche gewöhnte. Aber Fontanes Eigenheiten lassen sich noch jetzt nirgend deutlicher, nirgend unterhaltender bemerken als hier, wo die Ehe des älteren Mannes mit der jungen Frau wegen eines Menschen in die Brüche geht, den man kaum kennen lernen kann. Vor dreiunddreißig Jahren habe ich das in einer Kritik, der ich die erste persönliche Begegnung mit Fontane noch heute danken muß, dem Dichter als Fehler aufgemutzt. Jetzt empfinde ich es als Feinheit; die nähere Bekanntschaft mit Fontanes Art öffnete mir das Verständnis.

Paul Schlenther, Einleitung. — In: Theodor Fontane, Gesammelte Werke. Bd 1. Berlin 1919, S. LII

Da brachte mir eines Tages die Post für mein „Magazin" einen dünnen Band von Theodor Fontane: „L'Adultera". Das war 1881. Daß Th. F. ein sehr gescheiter Mann sein müsse, wußte ich aus seinen Theaterberichten; sie hatten mich durch ihren höchst natürlichen plaudersamen Sprechstil gefesselt. Alle Welt las sie gern; er berichtete viel besser, als heute berichtet wird, selbst von dem großen Alfred Kerr und dem vielleicht doch noch größeren Arthur Eloesser. Daß Th. F. geistreich wie nur einer sei, erkannte man, ohne daß er in jedem Satz geistreich scheinen wollte, wie das heute die Regel ist. Und wie wohlwollend war er für die Verfasser der doch meist recht mittelmäßigen Stücke und besonders für die Darsteller!
Also da lag ein, nicht dickes, Buch dieses Th. F. vor mir, von dem ich immer nur halbe oder dreiviertel Spalten gelesen hatte. Ich dachte, das wird sich lesen lassen; auch hatte ich gehört, daß in „L'Adultera" ein jüngst in der Berliner „Gesellschaft" erlebtes Geschehnis behandelt sei: die Entführung der

Frau eines sehr angesehenen Mannes durch einen ganz unbedeutenden Menschen. Ich las, wurde gefesselt, namentlich von vielen Feinheiten in der Unterhaltung, vielen sprachlichen Reizen, von der Überlegenheit und Sicherheit der ganzen Darstellung. Mir kam der Gedanke, dann die Überzeugung: Aber dies ist ja vortrefflich, dies ist doch mindestens ebenso gut wie die vielgepriesenen Franzosen, viel feiner als Zola, viel wärmer als Maupassant, auf gleicher Höhe mit Daudet. Ich setzte mich hin und sagte dies und manches dazu in einem längern Aufsatz des „Magazins", dem ersten, der je über den großen Deutschen Erzähler Fontane geschrieben wird . . . Das Heft des „Magazins" erschien; ich bekam mancherlei Zuschriften, Zustimmungen, besonders aus Berlin, dann einen freudigen Brief von Paul Heyse, dem aufrichtigen Freunde Fontanes, und dann, einige Tage darauf, meldete mir das Mädchen: Ein alter Herr möchte Sie sprechen, hier ist seine Karte —: Theodor Fontane, dazu seine Wohnung Potsdamer Straße 134 c. Er trat ein, noch sehe ich das ganze Bild: in meinem großen hellen Zimmer am Lützow-Ufer — das Haus ist unverändert — da stand Theodor Fontane, der „alte Herr", stattlich, nur leichtergraut, mit dem geschichtlich gewordenen grünen Schal um den Hals; ja da stand er an der Tür, tat keinen Schritt vorwärts ins Zimmer, schüchtern wie ein armer Bittsteller, und — ja dann sah ich Tränen in seinen Augen. Ich streckte ihm die Hand entgegen: Lieber Herr! — da umarmte er mich und lächelte mich durch Tränen an. Und dann saßen wir einander gegenüber vor meinem Schreibtisch, demselben an dem ich dies nach 48 Jahren schreibe, und er begann: „Ich muß Ihnen danken: Sie sind der Erste und der Einzige, der auszusprechen gewagt hat, daß Theodor Fontane ein Erzähler hohen Ranges sei, so bedeutend wie die großen englischen und französischen Erzähler unsrer Zeit. Das hat noch keiner von mir öffentlich gesagt; Allen bin ich nur der Dichter der preußischen Balladen in den Schullesebüchern und der Theaterberichterstatter für die Vossische. Ich selbst habe immer geglaubt, daß ich noch etwas andres könne, und meine Frau hat es auch geglaubt, aber wer sonst? Vielleicht noch mancher Andre, mancher hat es mir sogar wohlwollend gesagt, unter vier Augen, aber drucken hat es keiner lassen. Nie werde ich Ihnen das vergessen!"

Eduard Engel, Menschen und Dinge. Leipzig 129, S. 9 ff.

Den Stoff zu dem „kleinen Roman" „Schach von Wuthenow" hatte Fontane mit allen Details von Mathilde von Rohr erhalten: ein damals viel diskutierter Berliner Gesellschaftsskandal kurz vor dem Zusammenbruch Preußens bei Jena und Auerstädt, 1806, und der damit verbundenen Demütigung des Landes durch Napoleon.

NAPOLEON'S ENTRANCE INTO THE CITY OF BERLIN

Kolorierter Kupferstich von George Cruikshank nach einer Zeichnung von Swebach, 1825

„Schach von Wuthenow" erschien zuerst 1883 in einer Fortsetzungsfolge der „Vossischen Zeitung", danach im selben Jahr noch als Buch im Verlag Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Darf ich Ihnen eine dieser Novellen proponieren? Sie heißt „Schach von Wuthenow", spielt in der Zeit von 1805 auf 6 und schildert den schönsten Offizier der damaligen Berliner Garnison, der, in einem Anfalle von Übermut und Laune, die liebenswürdigste, aber häßlichste junge Dame der damaligen Hofgesellschaft becourt. So, daß der Skandal offenbar wird. Alles tritt auf die Seite der Dame, so daß sich v. Schach anscheinend freudig zur Hochzeit entschließt, nachdem er vorher durch allerlei Kämpfe gegangen. Die Kameradschaft vom Regiment Gensdarmes aber lacht und zeichnet Karikaturen, und weil er dies Lachen nicht ertragen kann, erschießt er sich unmittelbar nach dem Hochzeitsmahl, an dem er in heitrer Ruhe teilgenommen. Alles ein Produkt der Zeit, ihrer Anschauungen, Eitelkeiten und Vorurteile. Übrigens alles Tatsache.

Theodor Fontane an Julius Grosser. Berlin, 31. Januar 1882

Ich glaube nicht, daß Du mit Deiner Ausstellung hinsichtlich Schachs recht hast. Wär es so, so wär es schlimm; denn damit steht und fällt die ganze Geschichte. Leg es Dir noch einmal zurecht. Darauf, daß es thatsächlich geschehen ist und auch aus dem Grunde geschehen ist, den ich als Hauptgrund anführe, darauf leg ich kein Gewicht. Es zeigt aber doch wenigstens so viel, daß dergleichen bei einem im Ganzen genommen durchaus gesund organisirten Menschen vorkommen konnte. Ich geh aber einen Schritt weiter und find es vollkommen erklärlich. Er hat mit der Mutter getechtelmechtelt (was auch mitwirkt) und hat hinterher in einem unbewachten Moment die mindestens in Frage gestellte Schönheit Victoirens über ihre große Liebenswürdigkeit und einen gewissen ihr verbliebenen Reiz vergessen. Nun soll er sie heirathen. Er schwankt, endlich will er's, weil er's wollen muß: die Mutter verlangt es, sein eigenes Rechtsgefühl verlangt es, der König verlangt es. Dies Letztre giebt den Ausschlag, er muß nun unbedingt. Zugleich empfindet er, daß er, der eitle, stolze Mann, der ohne die Bewunderung der Welt und seiner Kameraden nicht leben kann, sich für immer zur Lächerlichkeit verurtheilt sieht, wenigstens erscheint es ihm so, und nicht aus noch ein wissend, erschießt er sich, nachdem er durch den Trauakt seinen Fauxpas rectificirt hat. Mir leuchtet das Ganze vollkommen ein, mindestens doch so wie der Tod des Hofmanns, der sich erschoß, weil er sich bei der Whistparthie mit 2 Kaisern und einem Könige, das Mindeste zu sagen, „unanständig aufgeführt hatte." Die Furcht vor dem Ridikül spielt in der Welt eine kolossale Rolle.

Theodor Fontane an Emilie Fontane. Berlin, 19. Juli 1882

Der Punkt, den Du berührst, ist sehr wichtig. Wir sprechen das später mal durch. Es hängt alles mit der Frage zusammen: „Wie soll man die Menschen sprechen lassen?" Ich bilde mir ein, daß nach dieser Seite hin eine

meiner Forcen liegt und daß ich auch die Besten (unter den Lebenden die Besten) auf diesem Gebiet übertreffe. Meine ganze Aufmerksamkeit ist darauf gerichtet, die Menschen so sprechen zu lassen, wie sie wirklich sprechen. Das Geistreiche (was ein bißchen arrogant klingt) geht mir am leichtesten aus der Feder. Ich bin — auch darin meine französische Abstammung verratend — im Sprechen wie im Schreiben ein Causeur; aber weil ich vor allem ein Künstler bin, weiß ich genau, wo die geistreiche Causerie hingehört und wo nicht. In „Grete Minde" und „Ellernklipp" herrscht eine absolute Simplizitätssprache, aus der ich, meines Wissens, auch nicht einmal herausgefallen bin; in „L'Adultera" und „Schach von Wuthenow" liegt es umgekehrt. Deshalb kann ich moderne Salonnovellen meistens nicht lesen, weil alles, was gesagt wird, so langweilig, so grenzenlos unbedeutend ist; will ich aber eine geistreiche Frau schildern oder wohl gar einen Mann wie B ü l o w, nun, so muß auch was herauskommen. Natürlich kann es des Guten zuviel werden, und wenn Bülow alle 21 Kapitel hindurch spräche, so wär es einfach nicht auszuhalten; von Kapitel 8 an hören diese Geistreichigkeiten aber ganz auf oder kehren nur noch sehr vereinzelt wieder. Und so, denk ich, sind sie hinzunehmen, um so mehr, als mir durchaus daran lag, auch wirklich ein Zeitbild, ein Stück Geschichte zu geben. Ohne ein bestimmtes Maß von „Voraussetzungen" läßt sich überhaupt nicht schreiben, und je geschulter die Menschen werden, je größer wird der Kreis dessen, worüber man plaudern darf.

Theodor Fontane an Mete Fontane. Berlin, 24. August 1882

Die gesamte deutsche Presse verfolgt, mir wie andern gegenüber, beständig den Zweck, einen bestimmten Schriftsteller an eine bestimmte Stelle festnageln zu wollen. Es ist das das bequemste. M e i n Metier besteht darin, bis in alle Ewigkeit hinein „märkische Wanderungen" zu schreiben. Alles andre wird nur gnädig mit in den Kauf genommen. Auch bei „Schach" tritt das wieder hervor, und so lobt man die Kapitel „Sala Tarone", „Tempelhof" und „Wuthenow". In Wahrheit liegt es so: von Sala Tarone hab ich als Tertianer nie mehr als das Schild überm Laden gesehn. In der Tempelhofer Kirche bin ich nie gewesen, und Schloß Wuthenow existiert überhaupt nicht, hat auch nie existiert. Das hindert aber die Leute nicht, zu versichern, „ich hätte ein besondres Talent für das Gegenständliche", während doch alles, bis auf den letzten Strohhalm, von mir erfunden ist, nur gerade das nicht, was die Welt als Erfindung nimmt: die Geschichte selbst.

Theodor Fontane an Wilhelm Friedrich. Berlin, 19. Januar 1883

Die künstlerische Vollendung dieses Werkes liegt darin, daß sein konkreter Inhalt, die Liebesgeschichte, bei all ihren individualisierten, ja zuweilen bizarren Zügen, die typische Erscheinungsweise dieser gesellschaftlich-geschichtlichen Grundlage ist. Der „Held" der Erzählung, Schach von Wuthenow, ist ein korrekter Durchschnittsmensch, nach Charakteristik der Frau von Carayon „weder ein Mann von hervorragender geistiger Bedeu-

tung noch von superiorem Charakter"; im wesentlichen dazu befähigt, „der Halbgott eines prinzlichen Hofes zu sein". Seine Liebes- und Ehegeschichte ist verhältnismäßig einfach: Schach hat lange Zeit Josephine von Carayon den Hof gemacht. Eines Abends entsteht ein Liebesverhältnis zwischen ihm und deren Tochter Victoire, einem geistvollen jungen Mädchen, dessen einstige Schönheit die Spuren einer Krankheit zerstört haben.
Die Tatsache ist einfach. Sie kompliziert sich psychologisch nur dadurch, daß kurz vorher auf einem Abend bei Prinz Louis Ferdinand von dieser Victoire die Rede gewesen ist und der Prinz von „beauté du diable" gesprochen hat. Und merkwürdiger- oder besser natürlicherweise spielen die leicht hingeworfenen Paradoxien des Prinzen eine entscheidende Rolle in der Verführungsszene. Fontane bemerkt in seiner diskreten Art, bevor das entscheidende Crescendo der Liebesszene beginnt: „Schach sah verwundert auf die Sprecherin. Manches, was der Prinz über sie gesagt hatte, ging ihm durch den Kopf." Und eine ähnliche Bemerkung macht der kritische von Bülow nach der Katastrophe. Diese entsteht nun daraus, daß eine solche leicht hingeworfene Bemerkung des Prinzen doch eine zu schmale Basis für eine Ehe, selbst in den Augen eines Schach, ist. Er fürchtet die Lächerlichkeit an der Seite einer solchen häßlichen, entstellten Frau und zieht sich zurück. Da aber Frau von Carayon bis zum König geht und dieser dem Offizier Schach von Wuthenow die Ehe befiehlt, heiratet er Victoire, um sich sofort nach formaler Eheschließung zu erschießen. Er gehorcht also — um wieder Bülows Formulierung zu gebrauchen — „nur, um im Momente des Gehorchens den Gehorsam in einer allerbrüskesten Weise zu brechen".

Georg Lukacs, Der alte Fontane. — In: Sinn und Form 3 (1951), H. 2, S. 85 f.

SCHACH VON WUTHENOW

Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes

Leipzig 1883 (25)

CECILE

Eigenhändige Disposition zum zweiten Kapitel

Die Novelle entstand zwischen 1884 und 85. Nachdem in der Zeitschrift „Universum" 1886 ein Vorabdruck erschienen war, kam die Buchausgabe ein Jahr später bei Emil Dominik, Berlin, heraus.

Erst gestern abend, wo Dr. Brahm eine Stunde bei uns verplauderte, habe ich in Erfahrung gebracht, daß ich die freundliche Besprechung „Céciles" in der Vossin Ihrer Güte verdanke. Jede Zeile bekundet Wohlgeneigtheit gegen Buch und Verfasser, am meisten vielleicht da, wo der Schwächen und angreifbaren Punkte gedacht wird. So z. B. der Längen und Breiten in der Quedlinburger Lokalbeschreibung. Dabei hat Ihre Güte darauf verzichtet,

den Leser wissen zu lassen, daß das Buch von solchen „Quedlinburgereien" (J. Wolff, deutungsreich, ist aus Quedlinburg, nicht bloß Klopstock) wimmelt. In einem Punkte sind Sie mir, glaub ich, nicht ganz gerecht geworden, „Cécile" ist doch mehr als eine Alltagsgeschichte, die liebevoll und mit einem gewissen Aufwande von Kunst erzählt ist. Wenigstens w i l l die Geschichte noch etwas mehr sein; sie setzt sich erstens vor, einen Charakter zu zeichnen, der, soweit meine Novellenkenntnis reicht (freilich nicht sehr weit), noch nicht gezeichnet ist, und will zweitens den Satz illustrieren, „wer mal ‚drinsitzt', gleichviel mit oder ohne Schuld, kommt nicht wieder heraus". Also etwas wie Tendenz. Auch das, wenigstens in dieser Gestaltung, ist neu. Mein Dank wird durch diese Bemerkungen nicht beeinträchtigt.

Theodor Fontane an Paul Schlenther. Berlin, 2. Juni 1887

In der Parallele, die Du zwischen „Irrungen, Wirrungen" und „Cécile" ziehst, stehe ich ganz auf Deiner Seite . . . Auch darin hast Du recht, daß nicht alle Welt, wenigstens nicht nach außen hin, ebenso nachsichtig über Lene denken wird wie ich, aber so gern ich dies zugebe, so gewiß ist es mir auch, daß in diesem offenen Bekennen einer bestimmten Stellung zu diesen Fragen ein Stückchen Wert und ein Stückchen Bedeutung des Buches liegt. Wir stecken ja bis über die Ohren in allerhand konventioneller Lüge und sollten uns schämen über die Heuchelei, die wir treiben, über das falsche Spiel, das wir spielen. Gibt es denn, außer ein paar Nachmittagspredigern, in deren Seelen ich auch nicht hineinkucken mag, gibt es denn außer ein paar solchen fragwürdigen Ausnahmen noch irgendeinen gebildeten und herzensanständigen Menschen, der sich über eine Schneidermamsell mit einem freien Liebesverhältnis w i r k l i c h moralisch entrüstet? I c h kenne keinen und setze hinzu, Gott sei Dank, daß ich keinen kenne. Jedenfalls würde ich ihm aus dem Wege gehn und mich vor ihm als vor einem gefährlichen Menschen hüten. „Du sollst nicht ehebrechen", das ist nun bald 4 Jahrtausende alt und wird auch wohl noch älter werden und in Kraft und Ansehn bleiben. Es ist ein P a k t, den ich schließe und den ich schon um deshalb, aber auch noch aus andern Gründen ehrlich halten muß; tu ich's nicht, so tu ich ein Unrecht, wenn nicht ein „Abkommen" die Sache anderweitig regelt. Der freie Mensch aber, der sich nach d i e s e r Seite hin zu nichts verpflichtet hat, kann tun, was er will, und muß nur die sogenannten „n a t ü r l i c h e n K o n s e q u e n z e n", die mitunter sehr hart sind, entschlossen und tapfer auf sich nehmen. Aber diese „natürlichen Konsequenzen", welcher Art sie sein mögen, haben mit der Moralfrage gar nichts zu schaffen. Im wesentlichen denkt und fühlt alle Welt so, und es wird nicht mehr lange dauern, daß diese Anschauung auch g i l t und ein ehrlicheres Urteil herstellt. Wie haben sich die Dinge seit den „Einmauerungen" und „In-den-Sack-Stecken" geändert, und sie werden sich weiter ändern.

Theodor Fontane an seinen Sohn Theodor. Krummhübel, 8. September 1887

Federzeichnung zu „Irrungen Wirrungen" von Gerhard Ulrich

IRRUNGEN WIRRUNGEN

20. Kapitel

Eigenhändiges Manuskript. Kapitel 21 des Druckes

Nach einer Arbeitszeit von 4 Jahren wurde der Roman 1887 abgeschlossen. Die „Vossische Zeitung" nahm ihn zum Abdruck an. Als Buch wurde er 1888 bei Steffens in Leipzig gedruckt.

In einem Betracht bin ich froh darüber, weil das beßre Publikum der Vossin so recht in der Lage ist, den berlinschen „flavour" der Sache — worauf ich mich schließlich doch wohl am besten verstehe — herauszuschmecken, auch hat das rasche Aufeinanderfolgen der Kapitel große Vorteile; andrerseits sag ich mir: „Gott, wer liest Novellen bei die Hitze,

wer hat jetzt Lust und Fähigkeit, auf die hundert und, ich kann dreist sagen, auf die tausend Finessen zu achten, die ich dieser von mir besonders geliebten Arbeit mit auf den Lebensweg gegeben habe."

Theodor Fontane an Emil Dominik. Rüdersdorf, 14. Juli 1887

Seien Sie schönstens bedankt für Ihren Brief und die e r s t e Kritik über „Irrungen Wirrungen". Ich kann nur sagen, ich wünsche von Herzen, daß die Kritiken, die folgen werden, nicht unfreundlicher ausfallen mögen. Ja, Sie haben es vorzüglich getroffen: „Die Sitte gilt und muß gelten." Aber daß sie's muß, ist mitunter hart. Und weil es so ist, wie es ist, ist es am besten: man bleibt davon und rührt nicht dran. Wer dies Stück Erb- und Lebensweisheit mißachtet — von Moral spreche ich nicht gern —, der hat einen Knacks fürs Leben weg. Ja, das wär es ungefähr.
Wenn ich Tugendphilister dergleichen schreiben konnte, so ist das die ewig alte Geschichte: Rotköppe mit Sommersprossen und einer riesigen Sirupsstulle im Maul verschlingen Heldengeschichten, und Leute, die keine Fliege an der Wand töten können, sind literarisch von einer Beilfertigkeit, um die sie Krauts beneiden könnte. So bin ich zum Schilderer der Demimondeschaft geworden. Ich hab es durch Intuition, um nicht blasphemistisch zu sagen „von oben". Schließlich ist es aber nicht so wunderbar damit. Erstlich hat man doch auch in grauer Vergangenheit in dieser Welt rumgeschnüffelt, und zweitens und hauptsächlichst: alles, was wir wissen, wissen wir überhaupt mehr historisch als aus persönlichem Erlebnis.

Theodor Fontane an Friedrich Stephany. Rüdersdorf, 16. Juli 1887

THEODOR FONTANE AN GEORG FRIEDLAENDER

Eigenhändiger Brief. Berlin, 10. Februar 1888 (Leihgabe)

Schon wieder im Feld! Und diesmal mit den vielangefochtenen „Irrungen, Wirrungen". Daß sie (die Irrungen) sich siegreich durcharbeiten, ist mir bei der entsetzlichen Mediokrität deutscher Kritik und deutschen Durchschnittsgeschmacks nicht wahrscheinlich. Ist auch nicht nöthig. Man muß es nehmen, wie's fällt. Und vielleicht hat man ja auch Unrecht. Aber ich glaub es nicht.

Unser Geschlecht wird aussterben, andere Verhältnisse, andere Naturen werden kommen; man wird fragen, wie lebten, sprachen und dachten die Berliner gegen Ende des 19. Jahrhunderts? Und dann wird ein glücklicher Finder (vielleicht ist es einer der vielgeschmähten „ausbuddelnden" Litterarhistoriker) unter einem erschrecklichen Wust leerer Worte und leerer Träume, unter senilen Verblassungen und puerilem Radau das Büchelchen „Irrungen, Wirrungen" hervorziehen, eine beliebige Seite aufschlagen und rufen: Hier leset, und dann wißt ihr, wie sich's damals lebte: Sie entsagten, weil sie

mußten, aber sie gingen nicht in den Brunnen, sondern lebten weiter ihrer Pflicht, und wenn von Zeit zu Zeit beim Gedanken an das verlorene große Glück ein Schwert durch die Herzen fuhr, so wußten sie doch mit ihrem kleinen Rest von Glück gut und treu hauszuhalten; und für die ganze Dauer des glückhaften Lebens nahmen sie mit ein paar seligen Stunden vorlieb; Botho, der Gemahl der netten, hübschen, lustigen Käthe, die sich herzlich lieb haben ließe, wenn man nicht an die einzige Lene dächte, und Lene, die Frau des braven, in seinem selbstgestalteten Gott vergnügten Meisters, bei dem es ein zufriedenes, sauberes Dasein giebt, und dessen einziger Fehler ist, daß er so ganz anders als der einzige Botho. Auf ein Glück verzichten zu können, um des Anspruchs willen, den das Allgemeine an das Besondere erheben muß, damit die bestehende Weltordnung im Gefüge bleibt — das ist die große ethische Tendenz, die aus den Vorgängen dieser Berliner „Alltagsgeschichte" und ihrer realistischen Symbolik hervorleuchtet. Alles erklärt sich aus einfachen und sinnlichen Verhältnissen. Jede That, jedes Gefühl des Paares wird beleuchtet durch einen Kontrast, aus diesen Kontrasten entstehen Gestalten, aus dieser Gestaltenfülle ein Kunstwerk, in dem das Echte durch den Gegensatz zum Unechten hervortritt und es keinen Sieg ohne Anfechtung giebt. Wäre Lene ohne Fehl und Botho ohne Schuld, so wäre ihre Entsagung unmenschlich. Und nur das Menschliche ergreift.

Paul Schlenther, Irrungen Wirrungen. — In: Vossische Zeitung vom 1. 4. 1888, 1. Beilage

Heute habe ich an Ihre Freundlichkeit abermals zwei Bitten: Theodor Fontane, der Dichter und Künstler, bat mich heute um das Namensverzeichnis der bei Hemmingstedt Gefallenen, da er eine bezügliche Ballade dichten wolle. Ich antwortete ihm, daß ich selbst zur Zeit nicht im Besitze einer Dithmarsischen Chronik sei, daß ich aber sofort Ihnen schreiben würde und die ergebenste Bitte vorlegen: eine Ihrer Dithmarsischen Chroniken ihm in dieser Woche zu senden. Wollen Sie mir diesen Gefallen tun? Fontane verdient es auch. Er ist ein herrlicher Dichter. Haben Sie seinen letzten kurzen Roman „Irrungen, Wirrungen" gelesen? Es ist ein vollendetes Meisterwerk mit tausend feinen Zügen.

Detlev von Liliencron an Johann Meyer. Kellinghusen, 19. Januar 1889

Wieder sah er, was vor ihm kein Deutscher gesehen hatte: das „Verhältniß", nicht eine imitirte Filtration oder ein collage nach daudetschem Muster, sondern wiederum etwas Neues: den typisch-berlinischen Herzensbund auf Zeit, der von den Sinnen geschlossen und vom Verstand gelöst wird in herzlicher Freundschaft. Von wilder Leidenschaft ist da freilich keine Spur; der märkische Junker ist schwerfällig, aber voll praktischen Sinnes; er weiß: eines schönen Tages heißt es, Abschied nehmen und ein gutgemästetes Gänschen heimführen aus einem reichen Edelhof, denn „Ehe ist Ordnung". Und auch Lene Nimptsch, das gutgeartete Mädchen, weiß es nicht anders; sie ist

weich und träumerisch-sinnlich, wie fast alle Frauen bei Fontane, aber sie ist auch vernünftig und lebensfroh; sie hat ihren Lieutenant von ganzem Herzen geliebt, uneigennützig und unorthographisch, und nie kann sie ihn vergessen; aber auch sie weiß es: „Ehe ist Ordnung", — und so nimmt sie am Ende den wackeren Gideon, da ihr der Botho in adeliger Unerreichbarkeit entgleitet. Ganz leise scheint mir jedoch schon in diesem einzig gearteten Buch die Frage anzuklingen: Ist auch wirklich Alles gut in unserer Gesellschaftwelt? Muß man ein prächtiges Geschöpfchen wirklich lassen aus Standes- und Standesamtsvorurtheilen? Fontane ist konservativ und mit einem kleinen Seufzer antwortet er: Es muß wohl so sein. Aber ich bin nicht sicher, daß er nicht eines Tages — meinetwegen mit achtzig Jahren — laut und deutlich, und am Ende gar in der Vossischen Zeitung, sagen wird: Nein.

Maximilian Harden, Literatur und Theater. Berlin 1896, S. 98 f.

Aus der Psychologie eines ganzen Standes heraus, aus einem bestimmten Milieu, sind so die führenden Gestalten des Romans zwingend angeschaut; und die Echtheit des Kolorits, im großen wie im kleinen, ist vielleicht das bewunderungswürdigste in diesem an Vorzügen reichen Werke. Berlins gegenwärtiges Leben, soviel es auch die Schilderer in jüngster Zeit angezogen hat, hat noch niemand treuer dargestellt, als Fontanes feiner Feder hier gelang; er gibt wirklich den „richtigen Berliner", und jeder, der die Hauptstadt liebt, muß an diesen wahren und klugen Schilderungen seine herzliche Freude haben. Und nicht nur durch die Richtigkeit seiner Beobachtung frappiert Fontane, er gewinnt uns auch durch ihre Schönheit, und erstaunt sehen wir den Dichter im märkischen Sande, ruhig und als müßte es so sein, das Gold der Poesie aufzeigen. Die besten Reize dieses Romans sind wie die Reize der märkischen Landschaft: sie drängen sich nicht auf, sie wollen gesucht sein; hat man sie aber einmal erkannt, so halten sie mit ihren stillen, tiefen Schönheiten sicherer fest als die pomphaften Knalleffekte der „großen" Landschaft. In der Tat, hier ist, wenn auch durch ein Temperament gesehen, Natur.

Otto Brahm, Irrungen Wirrungen. — In: Frankfurter Zeitung vom 20. 4. 1888

GRUNEWALDSEE

Ölgemälde von Walter Leistikow

Leihgabe der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, München (19)

BERLIN, BRANDENBURGER TOR

BERLIN, UNTER DEN LINDEN

2 kolorierte Radierungen von W. Nus, um 1900

Theodor Fontane gelang, was den großen ausländischen Meistern mit Paris, London und Petersburg gelungen war: Er schuf Berlin zum zweiten Male. Er schenkte uns die Stadt an der Spree, wie uns Balzac die Stadt an der Seine und Dickens die Stadt an der Themse schenkten. Diese Städte und ihre Gesellschaft mögen sich wandeln, sie mögen wachsen, verfallen oder gar zerstört werden, — ihr Herz und eigentliches Wesen lebt im Oeuvre der großen Romanciers unzerstörbar fort.

Erich Kästner, Antwort auf eine Umfrage anläßlich der Subskription zur Nymphenburger Gesamtausgabe. München 1959

THEODOR FONTANE

Lithographie von Max Liebermann, 1896

Der Literaturhistoriker wird diesen Mann nicht ganz erfassen. Er war mehr, ja er war eigentlich erst ganz er selbst, neben der Literatur. Nicht neben der Kunst. Er war kein Lebenskünstler, kein Held und kein Weltbefahrer. Alles, was menschlich und literarisch in den Briefen, in den viel zu wenig gekannten Theaterkritiken reizt, hat irgend etwas mit Kunst zu tun — ist künstlerisch empfunden bis in die Fingerspitzen —: Werke des Mannes aus einer Mischrasse. Märker und Emigranten — dieses Konglomerat hat der Mark Brandenburg schon manchen guten Mann geschenkt. Aber es war ja nicht die Literatur, nicht die Kunst und all das.

Was diesen Mann uns unvergleichlich macht, das ist — wie bei Goethe — die Luft, in der er lebte und die er atmete. Das ist jene Aura um die Dinge seines Seins herum, dieses Undefinierbare, das Fontane zu einem Symbol macht, zu einem Symbol einer Zeit, und mehr: zu dem einer ganzen kleinen Welt. Sie ist dahin.

Was war es denn schließlich mit ihm —? Er schrieb seine Bücher, und arbeitete — er war einer der gewiegtesten Techniker, die die deutsche Literatur je gehabt hat, ohne daß man Versen und Sätzen ansieht, wie sie gebosselt sind — er schrieb und lebte bescheiden daher. Und das Leben auf der großen Weltbühne rauschte vorbei, umbrauste ihn, und er lächelte. Wer so lächeln kann —!

Es war ein Gemisch, ein prachtvolles Gemisch von Lavendelduft und neuer Zeit, wie er sie verstand, aus edelstem Menschentum und jenem Schuß Ironie und Skepsis, die den Mann so anziehend machten. In seinen Augen lag immer das gewisse leichte Zwinkern, der kleine berliner „Plinzler", der die Möglichkeit zum Rückzug offenläßt, und der deshalb jedes Pathos erträglich macht — weil man weiß: der bullert keinen Theaterdonner...

Er war fein und still; er ging über den Asphalt und kannte alle geistigen Leute in Berlin und umspannte gewiß nicht die ganze Menschenwelt, aber alles war so klar und einfach und wohl abgegrenzt — bis hinunter zur Rangordnung der preußischen Verwaltung, die er ironisierte, aber doch irgendwie ernst nahm. Und das konnte er damals ja auch.

Kurt Tucholsky, Fontane und seine Zeit. — In: Ausgewählte Werke. Hamburg 1965, S. 356 ff.

Der Roman „Stine" wurde schon 1881 begonnen. 1885 war er zu einem großen Teil fertig. Verhandlungen mit Verlegern scheiterten. Nach der endgültigen Fassung im Jahre 1888 bot Fontane „Stine" der „Vossischen Zeitung" an. Paul Schlenther sollte dafür plädieren. Die Redaktion aber ging nicht darauf ein, und Fontane gab den Roman an die von Fritz Mauthner herausgegebene Wochenschrift „Deutschland". Der junge Verleger Friedrich Fontane brachte „Stine" als erstes Buch des Vaters.

„Stine" ist das richtige Pendant zu „Irrungen, Wirrungen", stellenweise weniger gut, stellenweise besser. Es ist nicht ein so breites, weite Kreise umfassendes Stadt- und Lebensbild wie „Irrungen, Wirrungen", aber an den entscheidenden Stellen energischer, wirkungsvoller. Die Hauptperson ist nicht Stine, sondern deren ältere Schwester: Witwe Pittelkow. Ich glaube, sie ist eine mir gelungene und noch nicht dagewesene Figur.

Theodor Fontane an Emil Dominik. Berlin, 3. Januar 1888

THEODOR FONTANE AN PAUL SCHLENTHER

Eigenhändiger Brief. Berlin, 13. Juni 1888

Was Sie schreiben, ist alles nur zu richtig. Stine, als Figur, bleibt weit hinter Lene zurück und da sie Hauptheldin ist und dem Ganzen den Namen giebt, so hat das Ganze mit darunter zu leiden. Davon wäscht mich kein Regen ab, und auch der Umstand, daß die Pittelkow und der alte Graf Haldern zu den besten Figuren meiner Gesammtproduktion gehören, kann die Sache nicht wieder ins Gleiche bringen. Ich habe dabei nur einen Trost: je länger ich lebe, je klarer wird es mir, es ist auch gar nicht nöthig, daß einem ein Ding in allen Theilen glückt. Es ist nur wünschenswerth. Geht dieser Wunsch aber nicht in Erfüllung, und dies ist die Regel, und selbst die Großen und Größten sind diesem Gesetz unterworfen, so muß man schon zufrieden sein, wenn dem mühe- und liebevoll Geschaffenen die Existenzberechtigung zugesprochen wird. Das ist schon sehr viel und dies habe ich ja auch mit meiner Stine erreicht.

Ich möchte noch ein Wort sagen dürfen. Ich schreibe alles wie mit einem Psychographen (die grenzenlose Düftelei kommt erst nachher) und folge, nachdem Plan und Ziel mir feststehn, dem bekannten „dunklen Drange". Es klingt ein bischen arrogant, aber ich darf ehrlich und aufrichtig sagen: es ist ein natürliches, unbewußtes Wachsen. Wenn nun bei diesem Naturprozeß eine sentimentale und weisheitsvolle Lise wie diese „Stine" herauskommt, so muß das einen Grund haben, denn im Ganzen wird man mir lassen müssen, daß ich wie von Natur die Kunst verstehe, meine Personen in der ihnen zuständigen Sprache reden zu lassen. Und nun spricht diese Stine im Stine-Stil statt im Lene-Stil. Warum? Ich denke mir, weil es eine angekränkelte Sentimentalwelt ist, in die sie, durch ihre Bekanntschaft mit Waldemar, hineinversetzt wird. Und so wird die Sentimentalsprache zur Natürlichkeitssprache, weil das Stück Natur, das hier gegeben wird, eben

eine kränkliche Natur ist. Dadurch geht freilich ein Reiz verloren und an die Stelle von Seeluft tritt Stubenluft, aber der psychologische Prozeß, Vorgang und Ton sind eigentlich richtig. Diese Vertheidigung oder Erklärung hat aber nur das Ganze im Auge, versucht eine Rechtfertigung der Himmelsrichtung, nicht eine Rechtfertigung des speziell eingeschlagenen Einzelweges, von dem ich nach wie vor selbst überzeugt bin, daß er geschickter und glücklicher hätte gewählt sein können.

Die Erzählung „Stine" hat Fontane bereits vor fünf Jahren geschrieben. Dennoch bezeichnet sie wohl zusammen mit den vorher, nachher und zwischendurch entstandenen „Irrungen, Wirrungen" den Kreis, in dem sein dichterisches Schaffen sich zur Stunde bewegt. Sein Schaffen, nicht sein Wünschen. Denn während jenes mit den Forderungen der Gegenwart — nicht mit denen des Tages — rechnet, geht dieses über Hemmniß und Schranken hinaus und wagt den Flug ins romantische Land, ins versunkene Reich.

Man kann es gar nicht genug wiederholen, man muß es immer wieder und wieder predigen, daß der echte und rechte Dichter von Natur nicht ein Realist, sondern ein Romantiker ist. Der Realist ist der Beobachter, der Schilderer, meinetwegen der Chronist seiner Zeit, aber der Romantiker ist der Poet. Und so lebt in Fontane ein romantisches Begehren. Er kämpft damit, denn die Ueberlegung sagt ihm, daß das romantische Sichhingeben und Sichgehenlassen in unsere Zeit nicht hineinpaßt; er müht sich, es abzuschütteln, denn sein kluger Verstand heißt ihn, die Wirklichkeit suchen und das Wirkliche malen. Aber die Befriedigung, die er empfindet, wenn er so den Verstand über das Temperament triumphiren sieht, ist keine volle, ungetrübte. Und so schrieb er mir einmal — noch kein Jahr ist's her —: „Es giebt auch eine Romantik, ohne jede Spur von Realismus, und gerade diese bedeutet das Allergrößte in der Kunst. Freilich mehr Propheten-, als Dichtersache! Und auch d a s kommt wieder — —."

Ich glaube, daß man diesen Widerspruch zwischen dem Romantischen und dem Wirklichkeitssuchenden in Fontane beachten muß, wenn man die „Stine" ganz verstehen und ganz würdigen will. Es ist eine Berliner Geschichte wie „Irrungen, Wirrungen"...

In „Irrungen, Wirrungen" war Alles berlinisch, typisch berlinisch, alle Empfindungen waren gerade so laut und gerade so leise, so stark und so schwach, wie sie in der Berliner Luft zu gedeihen pflegen, das Blut, die Nerven das Alles war berlinisch. Nun kommt die „Stine", ein prächtiges Buch, in der ganzen neueren Literatur wohl einzig den „Irrungen, Wirrungen" vergleichbar, und in dieser „Stine", die sich berlinisch giebt, geht doch nicht Alles den gewohnten, den gewöhnlichen Berliner Gang. Und soll man das nun beklagen? Ich glaube nicht. Im Gegentheil, es bezeichnet vielleicht einen Fortschritt und die Ueberwindung eines Vorurtheils. Denn das Menschliche steht doch noch über dem Berlinischen, und wenn der Rahmen nur so treu und wunderbar echt ausschaut, wie in der Fontaneschen „Stine", dann hat der Dichter nicht die Pflicht, uns zu zeigen, was in diesem Rahmen

geschehen m u ß, sondern was geschehen k a n n. Den Holz und Schlaf mag es überlassen bleiben, das, was unweigerlich kommt, das Alltägliche, mit mühsamen Strichelchen zu zeichnen, für Theodor Fontane ist die menschliche Welt unendlich groß, und er weiß, daß man ihre Gedanken und Leidenschaften, ihr Sinnen und Empfinden nicht mit der Uhr und dem Raummaß in der Hand bestimmen darf.

Theodor Wolff, Realistische Romantik. — In: Berliner Tageblatt vom 20. Mai 1890

Heute abend erst bringt mir mein Sohn Ihre schon vor 4 Tagen erschienene, überaus freundliche Besprechung meiner „Stine". Ich eile nun, Ihnen zu danken. Es ist gewiß alles so, wie Sie sagen: es ist so hinsichtlich der Mischung von Romantischem und Realistischem, und es ist so hinsichtlich der Parallele zwischen Lene und Stine. Lene ist berlinischer, gesünder, sympathischer und schließlich auch die besser gezeichnete Figur. Auf die Frage „Lene" oder „Stine" hin angesehen, kann Stine nicht bestehen, darüber habe ich mir selber keine Illusionen gemacht, das Beiwerk aber — mir die Hauptsache — hat in „Stine" vielleicht noch mehr Kolorit. Mir sind die Pittelkow und der alte Graf die Hauptpersonen, und ihre Porträtierung war mir wichtiger als die Geschichte. Das soll gewiß nicht sein, und der eigentliche Fabulist muß der Erzählung als solcher gerechter werden, aber das steckt nun mal nicht in mir; in meinen ganzen Schreibereien suche ich mich mit den sogenannten Hauptsachen immer schnell abzufinden, um bei den Nebensachen liebevoll, vielleicht z u liebevoll, verweilen zu können. Große Geschichten interessieren mich in der Geschichte; sonst ist mir das Kleinste das Liebste. Daraus entstehen Vorzüge, aber auch erhebliche Mängel, und diese so nachsichtig berührt zu haben, dafür Ihnen nochmals schönsten Dank.

Theodor Fontane an Theodor Wolff. Berlin, 24. Mai 1890

Den „Förster- und Wilddieb-Stoff" zu dem Roman „Quitt" erhielt Fontane 1885 von Georg Friedlaender während einer Erholungszeit in Krummhübel. Adolf Kröner nimmt „Quitt" 1890 für die „Gartenlaube" an. Die Buchausgabe erscheint 1891 bei Wilhelm Hertz.

Inhaltreiche Tage verlebte ich im September 1885 mit Fontane im Riesengebirge, wo ich Gast des Besitzers der Papierfabrik in Arnsdorf war. Fontane wohnte in Krumhübel und folgte des öfteren den Einladungen meines Gastfreundes, den er von Berlin her kannte. Die schöne und liebenswürdige Hausfrau, Tochter eines Breslauer Geschichtsprofessors, war Mittelpunkt einer fröhlichen Geselligkeit. Dem Dichter waren diese Stunden eine willkommene Ausspannung von der emsigen Arbeit an seinem Roman „Quitt", der im Riesengebirge spielt. Als ich ihn nach dem Entstehen des

Romans fragte, meinte er: „Das ist eine kitzliche Sache, Schuld an diesem Nichtwissen im Roman ist, daß ich meine Geschichten oft jahrelang lagern lasse, was mit den Zwischenschüben, die allmählich eintreten, allein schon ausreicht, Unsicherheiten zu schaffen. Sind nun aber die auf Lager gelegten Geschichten nicht einmal ganz fertig, so wird eine völlige Konfusion geboren, und Ostern und Pfingsten fallen nicht bloß auf einen Tag, sondern Pfingsten rangiert wohl auch mal vor!"

Paul Lindenberg. Es lohnte sich gelebt zu haben. Berlin 1941. S. 55 f.

Der Held in seinem Dakota- oder Minnesotadorf (wenigstens Minne im Lokalnamen) verliebt sich in ein schönes Mennonitenkind, und wie das Leben selbst, so verliert er auch das Letzte seines Lebens: s i e. Trotzdem kann ich nicht wohl von einer „Liebesgeschichte" sprechen; denn das ganze Liebes- und Brautverhältnis bleibt im Idyll, im Gefühlvollen stecken. Von glühenden Küssen, so daß gleich die ganze Stube warm wird, keine Spur. Erscheint Ihnen das zu wenig, so kann ich Ihnen einen neuen brillanten Stoff, den Sie, glaub ich, noch nicht kennen, vorschlagen. Er hat aber, so schön er ist, gar keine äußerliche Aktion und bewegt sich in dem Herzensverhältnis dreier Menschen zu einander. Auch ist das vielleicht mißlich, daß der Held und Liebhaber ein Mann von dreiundvierzig mit fast schon erwachsenen Kindern ist.

Theodor Fontane an Adolf Kröner. Berlin, 12. Mai 1886

PAUL HEYSE AN THEODOR FONTANE

Eigenhändiger Brief. München, 15. Dezember 1890 (18)

Hab schönsten Dank, lieber Theodor, daß du mir diesen west-östlichen Roman hast bescheren wollen. Ich habe ihn vor einer Stunde aus der Hand gelegt und auf einem einsamen Sturmlauf durch den frischen Schnee in mir nachklingen lassen. Wie gut, daß ich von je her zum gelernten Recensenten verdorben war und so ein Buch von dir mit dem Heißhunger der ersten besten Nähmamsell am Sonntag Nachmittag — vorausgesetzt, daß sie keinen Schatz hat — verschlingen darf! Vor diesen „günstigen" Leserinnen hab' ich noch das voraus, daß ich bei jedem Wort deine Stimme höre und dein gutes altes Jesichte zwischen den Zeilen mich anblicken sehe, humoristisch oder gerührt oder „ehrpusslig", je nachdem. Jeder ästhetische Lehrjunge wird auf der Stelle dahinterkommen, daß die Composition ganz gegen alle Regeln in zwei Hälften zerfällt, zwischen denen der Ocean rollt, daß die Espe's gleichsam den Chorus vorstellen, der leider in die Mennoniten-Andachten seine Stimme nicht einmischt, daß noch einige andere hors-d'oeuvres ohne Schaden für das Ganze zu entbehren wären. Aber nicht ohne Schaden für Schreiber dieses, der dich gern de rebus omnibus et quibusdam aliis plaudern hört, überall deine klare frische Menschenstimme sich zu Herzen gehen lässt und nur die Hände über deinem

Kopf zusammenschlägt vor Staunen und Grauen über deine unheimlichen Kenntnisse und Bewandertheit hüben und drüben des Weltmeers. Freilich, als Mann der neuen Zeit und halb u. halb der „neuesten Richtung" hast du eine feine Witterung dafür, daß der Roman der Zukunft einen internationalen, ethnographischen Charakter tragen und zu seinem Genuß die Beherrschung von mindestens drei lebenden Sprachen nöthig sein wird. Das „Wirkliche" wird ja immer weitläufiger, und in der Welt zu Hause sein heißt jetzt schon überall und nirgends sich einquartieren, oder höchstens überall ein Absteige-Quartier haben.

QUITT

Roman

Berlin 1891 (16)

Der Roman „Quitt" ist gewiß nicht eine Altersarbeit im bösen Sinne. Es ist ein bedeutender, tief anregender Roman, dessen Lektüre unter einen Bann von ganz ungewöhnlicher Stärke bringt. In äußeren Schilderungen, beispielsweise einer so fremdartigen Welt wie der nordamerikanischen Mennonitengemeinde, bewährt er eine plastische Kraft auf engstem Raum, für die ich keine Analogie in der gegenwärtig lebenden deutschen Dichtergeneration weiß. Und doch gibt der innerste geistige Kern dieses ausgezeichneten Werkes ein Räthsel auf, schwer wiegend, schwer lastend, — das große Räthsel, das man sonst nur über sich fühlt nach dem Studium des Ewig-Fragmentarischen eines w i r k l i c h e n Menschenlebens. „Quitt" zerfällt in zwei scharf gesonderte, schon durch den Schauplatz (Schlesien und Nordamerika) getrennte Hälften. Die erste ist die Einleitung zu einem ungemein spannenden Kriminalroman. Die zweite ist ein Idyll, voll des köstlichsten Humors. Auf den letzten Seiten schlägt dieses Idyll dann jäh um zur erschütternden Tragödie; aber der Eindruck des Idylls überbietet dieses Ende so übermächtig, ja durchflicht es mit seinen Wurzeln so vollkommen, daß man unter mildem Sonnenlicht aus der Scene zu wandeln glaubt, anstatt im Gewitter. So Etwas zu schaffen ist allein ein Kunststück, das seines Gleichen sucht.

Wilhelm Bölsche, Neue Romane und Novellen. — In: Deutsche Rundschau Bd 68 (1891), S. 151

5. Unwiederbringlich · Frau Jenny Treibel

Schauplatz des Romans „Unwiederbringlich" ist Dänemark, das Fontane von Reisen im Jahr 1864 kannte. Auch seine Studien für das Werk über den Schleswig-Holsteinischen Krieg hatten ihn mit dänischen Verhältnissen vertraut gemacht. Anfang 1891 beginnt Julius Rodenberg mit dem Vorabdruck des Romans in der „Deutschen Rundschau", im November desselben Jahres folgt die Buchausgabe bei Wilhelm Hertz.

Vor drei, vier Jahren schrieb mir Frau Geh. R. Brunnemann, geb. v. Meyerinck (Schwester der mal so schönen Geh. R. Böhm, die Ihnen gewiß bekannt ist), einen langen Brief aus Italien und darin — angeregt durch eine Novelle von mir — folgende Familiengeschichte.
Baron Plessen-Ivenack auf Schloß Ivenack in Strelitz, Kavalier comme il faut, Ehrenmann, lebte seit 18 Jahren in einer glücklichen Ehe. Die Frau 37, noch schön, etwas fromm (die Strelitzer tun es nicht anders). Er Kammerherr. Als solcher wird er zu vorübergehender Dienstleistung an den Strelitzer Hof berufen. Hier macht er die Bekanntschaft eines jungen pommerschen Fräuleins, v. Dewitz, eines Ausbundes nicht von Schönheit, aber von Pikanterie. Den Rest brauche ich Ihnen nicht zu erzählen. Er ist behext, kehrt nach Ivenack zurück und sagt seiner Frau: sie müßten sich trennen, so und so. Die Frau, tödlich getroffen, willigt in alles und geht. Die Scheidung wird gerichtlich ausgesprochen. Und nun kehrt der Baron nach Strelitz zurück und wirbt in aller Form um die Dewitz. Die lacht ihn aus. Sie steht eben auf dem Punkte, sich mit einem ebenso reichen, aber unverheirateten Herrn aus der Strelitzer Gesellschaft zu verloben. Der arme Kerl, er hat die Taube auf dem Dach gewollt und hat nun weder Taube noch Sperling. Alles weg. Er geht ins Ausland, ist ein unglücklicher, blamierter und halb dem Ridikül verfallener Mann. Inzwischen aber ist die älteste Tochter, die beide Eltern gleich schwärmerisch liebt, herangewachsen, es spielen allerhand Szenen in der Verwandtschaft, Versöhnungsversuche drängen sich, und das Ende vom Liede ist: es soll alles vergessen sein. Zwei Jahre sind vergangen. Die Frau willigt ein, und unter nie dagewesener Pracht, darin sich der Jubel des ganzen Landes Strelitz mischt, wird das geschiedene Paar zum zweiten Male getraut. Alles steht Kopf, der Hof nimmt teil, Telegramme von Gott weiß woher, Musik und Toaste. Plötzlich aber ist die Wiedergetraute, die wieder Strahlende, die wieder scheinbar Glückliche von der Seite ihres Mannes verschwunden, und als man nach ihr sucht, findet man sie tot am Teich. Und auf ihrem Zimmer einen Brief, der nichts enthält als das Wort: Unwiederbringlich.

Theodor Fontane an Julius Rodenberg.
Berlin, 21. November 1888

UNWIEDERBRINGLICH

Ein Blatt des eigenhändigen Entwurfs

Sehr interessirt es mich, Fontanes Roman quasi vor meinen Augen entstehen zu sehen. Man sieht ihn bauen. „Unwiederbringlich" ist wohl das vorzüglichste, was die R. in der reinen Kunstform des Romans je gebracht hat: feine Psychologie, feste Umrisse, höchst-lebenswahre Charactere u. über Alles doch ein gewisser poetischer Hauch — aber, selbst von den geschicktesten Händen getrieben, was für eine schwere Maschine — ein Roman!

Conrad Ferdinand Meyer an Julius Rodenberg. Kilchberg, 28. März 1891

UNWIEDERBRINGLICH

Roman

Berlin 1892 (16)

... „Unwiederbringlich." Indem er dieses eine Wort, die letzte Botschaft einer zum Tod Entschlossenen, nach seinem ganzen schweren Gewichte nahm, hat der Dichter, dessen historischer Sinn so hervorragend ausgebildet war, mit aller Festigkeit betont, daß alles Geschehen nichtumkehrbar ist, daß es kein Zurück gibt und daß demzufolge jede einzelne Entscheidung Verantwortlichkeit voraussetzt, die sich die Menschen nur selten bewußt zu machen gesonnen sind. Das galt ihm für das Leben im Großen, im Staate, galt ihm aber auch für das Leben zu zweien, das bereits an eine Politik gebunden ist. Mit der Gerechtigkeit des Verstehenden, Warmherzigen hat er die Schuld unter die beiden Eheleute aufgeteilt, durch welche den zerstörenden Mächten Einlaß in den innern Ring gewährt wurde. Die eigentlich tragische Schuld ist die, daß sich beide in der Zeit der Trennung nicht so weit entwickelt haben, um sich, wieder vereint, gelten lassen oder dulden oder ertragen zu können, und ist bei Christine die, daß sie das Geschehene nicht bewältigen und als sinnvoll für ein neues Leben anerkennen konnte. Ohne Vorwurf, ohne Parteilichkeit wird entwickelt, wie es war. Denn was wird dem Menschen mit seiner Wesensart auferlegt!

Max Rychner, Sphären der Bücherwelt. Zürich 1952, S. 86 f.

Der Roman „Frau Jenny Treibel" entstand in den Jahren 1888—1891. Der ursprüngliche Titel hieß „Frau Kommerzienrätin" oder „Wo sich Herz zum Herzen find't". Corinna hat ihr Vorbild in Fontanes Tochter Mete. „Sie ist mir eine beständige psychologische Aufgabe. Wenn es das Kriterium genialischer Naturen ist, daß Allerklügstes und Allerdummstes bei ihnen dicht beieinander liegen, so ist sie ein Hauptgenie." (An Clara Stockhausen. Berlin, 10. September 1878)

Schon längst hätte ich Dir mal wieder geschrieben, wenn ich nicht, und zwar mit immer steigendem Eifer, mit der Zuendeführung meines neuen Romans beschäftigt gewesen wäre. Nun ist er, im Brouillon fertig, vorläufig beiseite geschoben. Titel: „Frau Kommerzienrätin oder Wo sich Herz zum Herzen findt". Dies ist die Schlußzeile eines sentimentalen Lieblingsliedes, das die 50jährige Kommerzienrätin im engeren Zirkel beständig singt und sich dadurch Anspruch auf das „Höhere" erwirbt, während ihr in Wahrheit nur das Kommerzienrätliche, will sagen viel Geld, das „Höhere" bedeutet. Zweck der Geschichte: das Hohle, Phrasenhafte, Lügnerische, Hochmütige, Hartherzige des Bourgeoisstandpunkts zu zeigen, der von Schiller spricht und Gerson meint. Ich schließe mit dieser Geschichte den Zyklus meiner Berliner Romane ab, es sind 6 im ganzen, und habe vor, wenn mir noch ein paar Jahre vergönnt sind, mit einem ganz balladesken historischen Roman, der um 1400 spielt, abzuschließen. Die Leute mögen dann sehn, daß ich auf Zoologischen Garten und Hankels Ablage nicht eingeschworen bin und daß ich imstande bin, meine Personen ebensogut eine Simplizitätssprache wie die Bummel- oder Geistreichigkeitssprache des Berliner Salons sprechen zu lassen.

Theodor Fontane an seinen Sohn Theodor. Berlin, 9. Mai 1888

FRAU JENNY TREIBEL

oder „Wo sich Herz zum Herzen find't"

Roman aus der Berliner Gesellschaft

3. Auflage

Berlin 1893 (34)

Den stärksten Eindruck machte Fontanes „Jenny Treibel" auf mich; in dieser abgeklärten, lächelnden Schilderung sah ich, was Goethe als das Reizvollste und Wichtigste hervorhebt, die Persönlichkeit, und zwar eine recht überlegene und sympathische zugleich. „Jenny Treibel" ist mir ein Lieblingsbuch geblieben, auch deswegen, weil es mich zuerst und auf die angenehmste Art lehrte, wie nur eine souveräne Darstellung wirklichen Lebens wertvoll sei, und wie langweilig und gleichgültig sich daneben Stimmungen und Gefühle ausnehmen.
Je weiter wir uns von jener Zeit entfernen und je mehr und Größeres sich zwischen sie und uns stellt, desto klarer sehen wir, daß in der scheinbar so leicht hingeworfenen Schilderung mehr Kulturgeschichte steckt als in gelehrten Werken.

Ludwig Thoma, Erinnerungen. München 1919, S. 182

... Fontanes „Frau Jenny Treibel". Diese ist die Inkarnation der „großen Bourgeoise", die Geld meint, wenn sie Geist sagt, die sentimental für „das Höhere" schwärmt, aber in einer verlogenen Mischung von Naivität und Geschäftssinn mit drastischer Rücksichtslosigkeit ihre utilitaristischen Zwecke verfolgt. Sie kann es sich leisten, vor die Realität eine dekorative Fassade von falschen Gefühlen zu stellen. In ihr ist karikiert, woran ihre ganze Zeit kränkelte oder krankte, an der Spaltung zwischen der zivilisatorisch-praktischen Lebenswirklichkeit und der wunschgeborenen Kunst und Kultur, die nicht ihre Spiegelung war, sondern bis zum Gegensatz ihre Ergänzung. Wenn auch aus edleren Motiven liefen sogar die Besten damals Gefahr, diesem fatalen Hang nachzugeben und sich aus berechtigtem Bedürfnis und echter Sehnsucht für die Trivialität und Brutalität des Realen durch ein großartiges Kunstideal von Glanz und Fülle und ein heroisch gesteigertes Menschenbild zu entschädigen.

Robert Faesi, Erlebnisse Ergebnisse. Zürich 1963, S. 85 f.

6. Effi Briest

Lithographie zu „Effi Briest" von Max Liebermann

„Effi Briest", „noch immer der beste deutsche Roman seit den ‚Wahlverwandtschaften'" (Thomas Mann), geht auf eine sogenannte wahre Geschichte zurück, eine Duell-Affäre mit tödlichem Ausgang, die im Berliner fin de siècle viel Staub aufwirbelte. Fontane hörte von diesem Vorfall, der ihn als Stoff offenbar sofort faszinierte, zum ersten Mal Ende der achtziger Jahre im Salon von Frau Emma Lessing, Gattin des Eigentümers der „Vossischen Zeitung". Den überlebenden Duellanten, Rittmeister Armand von Ardenne, der im Roman — wenngleich mit völlig anderem Profil — als Innstetten erscheint, hatte Fontane im selben Hause kennengelernt.

Die Einsicht in diese Zusammenhänge ist den Forschungen von Professor Hans Werner Seiffert zu danken. Ihm standen Dokumente über diesen Fall aus dem Familienarchiv der Freiherren von Ardenne zur Verfügung. Aus ihnen läßt sich erkennen, welche Umgruppierungen, welche Veränderung der Charaktere und Landschaften Fontane für die kunstvolle Komposition seines Romans vornahm, welche Farben er einwebte, welche er verwarf. Das alte komplizierte Spiel zwischen Poesie und Wirklichkeit. Und wie Zeitgenossen Goethes im „Werther" oft mehr den Schlüsselroman als das Kunstwerk suchten, so sahen Kundige auch in „Effi Briest" das Muster durchscheinen.

Der Roman, von einer schweren Schaffenskrise unterbrochen, entstand in den Jahren 1889—94. 1895 erschienen erlebte er bald mehrere Auflagen und wurde ins Französische, Russische und Englische übersetzt.

ELSE FREIFRAU VON ARDENNE

Urbild der Effi Briest

Photographie von Wilhelm Otto, Düsseldorf, 1887

Das Bild stammt aus dem Besitz des Enkels, Professor Dr. Manfred von Ardenne, Dresden, der in liebenswürdiger Weise die Veröffentlichung gestattete. (1)

Ein Freund des Ehepaares von Ardenne, der Maler Wilhelm Beckmann, berührt in seinen Lebenserinnerungen die gemeinsam verlebten Tage auf Schloß Benrath und ihr abruptes Ende.

Wir ritten über Land, wir fuhren in die Dörfer, wir gingen im Frühling unter einem Wald von blühenden Obstbäumen, über duftende Wiesen, ruhten unter Weiden und Pappeln am nie rastenden Strome, ruderten, schossen, malten oder dichteten, und vergaßen dabei die Zeit. Das Schloß hieß Benrath.

Die Herrin, wie sie sich selbst nannte und genannt sein wollte, war Else Freifrau von Ardenne. Ihr Mann, Rittmeister bei den Düsseldorfer Husaren, lag mit seiner Schwadron in der kleinen Garnison Benrath. Das Schloß, nach dem Vorbilde von Sanssouci erbaut, ist noch ein Überbleibsel aus den galanten Tagen des einstigen Düsseldorfer Kurfürsten Karl Theodor, eines Liebhabers der schönen Künste und Verehrers der Frauen. Es ist ein architektonisches Juwel, von einem Park mit schattigen Alleen umschlossen. Der jeweilig dorthin kommandierte Rittmeister führt das beneidenswerte Leben eines Serenissimus. Und Ardenne, ein geistreicher Offizier von umfassenden Kenntnissen, musikalisch und belesen, war ganz der Mann, einen Kreis um sich zu versammeln und zu fesseln. Wir sahen uns fast täglich. Im Winter unter dem Weihnachtsbaum, bei den Geburtstagen, bei den Malkastenfesten, im Theater oder auf dem Eise, bei Regen, Schnee und Sonnenschein. Im Sommer unter ewigem Wechsel der Szenerie zum Entsetzen der klatschsüchtigen Welt, gefördert und begeistert von der Anmut und der Poesie jener sich stets gleichbleibenden Frau. Indem sie in ihrer Natürlichkeit und Sicherheit sich in ungebundener Freiheit gab, wirkte sie durch ihr ganzes Wesen und ihre intensiven geistigen Anregungen auf uns alle in einer beglückenden Weise dergestalt ein, daß ein jeder von dem Zeitpunkte an, wo er in ihren Bannkreis trat, fühlte wie seine Schaffenskraft gesteigert wurde.

Daß ein solcher Verkehr durch die Macht der Verhältnisse bei einem der Freunde mit der Zeit eine solche Kraft der Gefühle aufspeichern mußte, daß eines Tages die Glut der Empfindungen die gewaltsam zurückgehaltene

Selbstbeherrschung durchbrechen würde, sahen wir mit wachsendem Bangen voraus. Er fiel im Duell von der Hand des Mannes, der ihm stets in Treue und Glauben vertraut hatte. Sehr bald danach löste sich der Freundeskreis um Ardenne auf. Er selbst wurde von Benrath weg in das Kriegsministerium berufen, wo er dank seiner hohen Fähigkeiten schnell auf der militärischen Stufenleiter emporstieg.

Wilhelm Beckmann, Im Wandel der Zeiten. Berlin 1930, S. 88 f.

EFFI BRIEST

Eigenhändiger Entwurf zu den letzten Kapiteln

33. Kapitel

1. Effi empfängt einen Brief der Ministerin. Annie wird angekündigt. Vorher: Annie war sehr hübsch geworden, ein schönes Kind und sie fühlte so recht, um was sie sich gebracht; sie könnte nun hören: „das schöne Kind, das kluge Kind", u. nun nichts, nichts.
2. Annie kommt. Große Scene zwischen Mutter und Tochter.
3. Effi's Außersichsein. Erkrankung. Diese Erkrankung schon vorher andeuten.

34. Kapitel

1. Situation. Brief Roswithas an Frau v. Briest.
2. Brief Rumschüttels an Frau v. Briest.
3. Beratung zwischen Briest u Frau.
4. Frau v. Briest schreibt kurz an Effi. Komm. „Komm Effi." Sie entsann sich des Rufs wieder. Späte Klag an manch Schönes.
5. Ach Roswitha nun ist mir alles gleich. Roswitha schreibt an Innstetten wegen Rollo, als beide schon in Hohen Cremmen sind, als er den Brief empfängt und es gelesen hat tritt Wüllersdorf ein.

35. Kapitel

1. Effi trifft in Hohen-Cremmen ein.
2. Innstetten avancirt. Wüllersdorf kommt, ihm zu gratuliren. Zwiegespräch.

36. Kapitel

1. Effis Gesundheitszustand. Rollo trifft ein.
2. Krankheit. Gespräch zwischen Mutter u. Tochter.
3. Effis Tod.
4. Gespräch zwischen Briest u. Frau. „ . . Ach Luise, das ist ein weites Feld.

EBERHARD VON BODENHAUSEN AN KURT MUTZENBECHER

Eigenhändiger Brief. Meineweh, 4. März 1896

Worin der von Dir am Anfang vermißte Conflict liegen muß, ist klar in den ersten Seiten durch die Worte der Mutter ausgesprochen: „Sie ist nicht recht eigentlich auf Liebe gestellt. Wohl möglich, daß es Alles mal kommt, w o h l m ö g l i c h, aber Gott verhüte es." Nun kommt die lange Zeit einer kühlen, verstandesmäßigen Ehe, die ihr nichts bietet, als Langeweile, Angst und schließlich Mißtrauen, Rancune gegen ihren Mann. Und nun kommt mit einer Art von Naturnothwendigkeit dieser Ehebruch, bei dem sie kaum etwas tiefes empfindet; es geht hin über ihr Leben, wie ein anderes nothwendiges Ereignis; nicht aus der Nothwendigkeit ihres leidenschaftlichen Charakters heraus, denn diese Frau, die zur höchsten Liebe fähig, hat nie den Mann gefunden, der die schlummernde geweckt, sondern als Resultat der Umstände, die ihr dieses freuden- und gehaltlose Leben aufnötigen; das ihr nicht einen Moment innerer Befriedigung gewährt und sie nicht e i n m a l wirklich fühlen läßt, daß sie einen Menschen bedeutet. Und sie ist doch eine große, gewaltige Persönlichkeit, unverstanden von ihrem Mann und von ihrer ganzen Umgebung — m. A. v. Giesshübler —; und wie nun zum ersten Mal ihr die Aussicht winkt, daß sie ganz Mensch werden könne dadurch, daß sie einem anderen Menschen etwas bedeute, da drängt es sie unwiderstehlich hinein in das Andere und Unbekannte; — daß sie auch da nicht fand, was sie suchte, das ist die Tragik ihres Schicksals. — Wenn Du mich nach dem Grundgedanken fragst — oder gar: was nehme ich davon mit — so kann ich Dir nicht eben viel antworten; im wesentlichen ist es oben gesagt. Aber ich werde Dir dann sagen: Sieh Dir diese Menschen an, wie sie leben; diese Effi, der große Naturmensch, gezogen aus dem alten märkischen Adelsblute, verzogen und verwirrt durch die sie umgebende Gesellschaft, eine Art von Ibsen'scher Frauengestalt, eine Art Nora. Wenn mir jemand einen Menschen so groß, so klar umrissen, so consequent hinstellen kann, so ist er eben ein großer Künstler; mögen ihm technisch noch so viele Mängel anhaften. Es ist gewiß kein mit dem Herzblut geschriebenes Buch, kein Buch, aus dem der Künstler selbst heraussieht, in dem er sich selbst, sein Individuum giebt. Es ist mit dem Verstande geschrieben; aber mit einem Verstande, dem ein warmes, reiches, liebevolles Herz zur Seite steht; mit einem Gefühl für das intime, für die stillen Stunden für das Friedliche, Versöhnende im Menschen, das auf ein reiches und tiefes Innenleben schließen läßt. Und dann — mit einem souveränen Verstande, der hoch, hoch über aller Alltäglichkeit steht, und der von sicherem, erkämpften, harmonischem Standpunkt aus den Menschen mit seinen Schwächen, in seiner Größe und in seiner Hülflosigkeit dem Schicksal gegenüber sieht. — Gewiß ist das Buch zu lang; trotzdem ist nicht ein Moment der Langeweile bei mir eingetreten; ich habe bei jedem Wort das Gefühl der Consistenz des mir Gebotenen gehabt, des Bedeutenden, des stählernen Rückenmarks, das dahinter steckt. Es wird über die plattesten Dinge fortgesetzt gesprochen, von Leuten, wie wir sie alle Tage sehen können, wie sie leben; und nie läuft ein banales Wort unter, eine Plattheit;

Lithographie zu „Effi Briest" von Max Liebermann

immer ist Kern in dem das gesagt wird, und Gehalt und Anregung. Denke an das Gespräch zw. Innstetten und Wüllersdorf über das Duell: meisterhaft. Und dann sind Intimitäten darin, wie ich sie nur noch bei Raabe oder Keller kenne; denke an die rauschenden Platanenblätter, die man h ö r t. Ueberhaupt eine Knappheit und Plastik der Schilderung von epischer Größe. Alles in Allem: wir können dankbar sein, daß wir Fontane haben; er ist die erste Culturblüthe, die Berlin aus sich heraus getrieben. (Denn Schlüter war doch nur aufgepfropft.) Wir sehen das natürlich noch nicht und es werden auch wohl noch 50 Jahre vergehen, bis wir die nationale, culturelle Bedeutung dieses guten, treuen Berliners kennen lernen werden. Aber man wird ihm einen Ehrenplatz in der Culturentwicklung Deutschlands einstmals anweisen und man wird ihn preisen als den Bildner eines vornehmen, geläuterten, nationalen Geschmacks zu einer Zeit, die noch unter dem Zeichen des Protzenthums auf jedem Gebiet und der vorlauten Seichtheit stand. Dixi.

Ja, die arme Effi! Vielleicht ist es mir so gelungen, weil ich das Ganze träumerisch und fast wie mit einem Psychographen geschrieben habe. Sonst kann ich mich immer der Arbeit, ihrer Mühe, Sorgen und Etappen erinnern — in d i e s e m Falle gar nicht. Es ist so wie von selbst gekommen, ohne rechte Überlegung und ohne alle Kritik. Meine Gönnerin L. erzählte mir auf meine Frage: „Was macht denn d e r?" (ein Offizier, der früher viel bei Ls. verkehrte und den ich nachher in Innstetten transponiert habe) die ganze „Effi Briest"-Geschichte, und als die Stelle kam, zweites Kapitel, wo die spielenden Mädchen durchs Weinlaub in den Saal hineinrufen: „Effi, komm", stand mir fest: „ D a s mußt du schreiben." Auch die äußere Erscheinung Effis wurde mir durch einen glücklichen Zufall an die Hand gegeben. Ich saß im Zehnpfundhotel in Thale, auf dem oft beschriebenen großen Balkon, „Sonnenuntergang", und sah nach der Roßtrappe hinauf, als ein englisches Geschwisterpaar, er zwanzig, sie fünfzehn, auf den Balkon hinaustrat und drei Schritt vor mir sich an die Brüstung lehnte, heiter plaudernd und doch ernst. Es waren ganz ersichtlich Dissenterkinder, Methodisten. Das Mädchen war genau so gekleidet, wie ich Effi in den allerersten und dann auch wieder in den allerletzten Kapiteln geschildert habe: Hänger, blau und weiß gestreifter Kattun, Ledergürtel und Matrosenkragen. Ich glaube, daß ich für meine Heldin keine bessere Erscheinung und Einkleidung finden konnte, und wenn es nicht anmaßend wäre, das Schicksal als ein einem für jeden Kleinkram zu Diensten stehendes Etwas anzusehen, so möchte ich beinah sagen: das Schicksal schickte mir die kleine Methodistin.

Theodor Fontane an Hans Hertz. Berlin, 2. März 1895

Hans Hertz war Sohn und Nachfolger des alten Fontane-Verlegers Wilhelm Hertz. Als Junge hatte auch er zuweilen Fontane auf seinen Wanderungen durch die Mark begleitet.

Ja, Effi! Alle Leute sympathisieren mit ihr, und einige gehen so weit, im Gegensatz dazu, den Mann als einen „alten Ekel" zu bezeichnen. Das amüsiert mich natürlich, gibt mir aber zu denken, weil es wieder beweist, wie wenig den Menschen an der sogenannten „Moral" liegt und wie die liebenswürdigen Naturen dem Menschenherzen sympathischer sind... Eigentlich ist er (Innstetten) doch in jedem Anbetracht ein ganz ausgezeichnetes Menschenexemplar, dem es an dem, was man lieben muß, durchaus nicht fehlt. Aber sonderbar, alle korrekten Leute werden schon bloß um ihrer Korrektheit willen mit Mißtrauen, oft mit Abneigung betrachtet. Vielleicht interessiert es Sie, daß die w i r k l i c h e Effi übrigens noch lebt, als ausgezeichnete Pflegerin in einer großen Heilanstalt. Innstetten, in natura, wird mit nächstem General werden. Ich habe ihn seine Militärkarriere nur aufgeben lassen, um die wirklichen Personen nicht zu deutlich hervortreten zu lassen.

Theodor Fontane an Clara Kühnast. Berlin, 27. Oktober 1895

Natürlich ist alles Recht auf Ihrer Seite, natürlich alles sehr unplatonisch. Ich bin schon ohnehin gegen todtschießen, Mord, aus dem Affekt heraus, geht viel eher, aber nun gar todtschießen wegen einer 7 Jahre zurückliegenden Courmacherei — an die sich in der Regel ein anständiger Ehemann mit Vergnügen miterinnert — das wäre denn doch über den Spaß. Auch so geht Innstetten, der übrigens von allen Damen härter beurtheilt wird als er verdient — sehr ungern 'ran und wäre nicht der Ehrengötze, so lebte Crampas noch.
Es ist nämlich eine wahre Geschichte, die sich hier zugetragen hat, nur in Ort und Namen alles transponirt.
Das Duell fand in Bonn statt, nicht in dem räthselvollen Kessin, dem ich die Scenerie von Swinemünde gegeben habe; Crampas war ein Gerichtsrath, Innstetten ist jetzt Oberst, Effi lebt noch, ganz in Nähe von Berlin. Vielleicht läge sie lieber auf dem Rondel in Hohen-Kremmen. — Daß ich die Sache im Unklaren gelassen hätte, kann ich nicht zugeben, die berühmten „Schilderungen" (der Gipfel der Geschmacklosigkeit) vermeide ich freilich, aber Effis Brief an Crampas und die mitgetheilten 3 Zettel von Crampas an Effi, die sagen doch alles.

Theodor Fontane an eine unbekannte Dame. Berlin, 12. Juni 1895

Da ist nun also Effi. Schenken Sie ihr die Liebe, die sie menschlich so sehr verdient. Von dem Manne, den eine Freundin von mir einen „alten Ekel" genannt hat, wage ich nicht zu sprechen. Männer — und nun gar wenn sie Prinzipien haben — sind immer „alte Ekels". Darin muß man sich finden.

Theodor Fontane an Anna Witte. Berlin, 18. Oktober 1895

Herzlichen Dank für Ihre Besprechung. Sie werden aus eigener Erfahrung wissen, daß einem d i e Kritiker die liebsten sind, die das betonen, worauf es einem beim Schreiben angekommen ist. . . Sie sind der erste, der auf das Spukhaus und den Chinesen hinweist; ich begreife nicht, wie man daran vorbeisehen kann, denn erstlich ist dieser Spuk, so bilde ich mir wenigstens ein, an und für sich interessant, und zweitens, wie Sie hervorgehoben haben, steht die Sache nicht zum Spaß da, sondern ist ein Drehpunkt für die ganze Geschichte. Was mich ganz besonders gefreut hat, ist, daß Sie dem armen Innstetten so schön gerecht werden. . . Für den Schriftsteller in mir kann es gleichgültig sein, ob Innstetten, der nicht notwendig zu gefallen braucht, als famoser Kerl oder als „Ekel" empfunden wird, als Mensch aber macht mich die Sache stutzig. Hängt das mit etwas Schönem im Menschen . . . zusammen, oder zeigt es, wie schwach es mit den Moralitäten steht, so daß jeder froh ist, wenn er einem „Etwas" begegnet, das er nur nicht den Mut hatte, auf die eigenen Schultern zu nehmen.

Theodor Fontane an Joseph Viktor Widmann. Berlin, 19. November 1895

EFFI BRIEST

Roman

Berlin 1896 (16)

Mit Besitzvermerk von Georg Friedlaender, 19. Oktober 1895

Eine Romanbibliothek der rigorosesten Auswahl, und beschränkte man sie auf ein Dutzend Bände, auf zehn, auf sechs, — sie dürfte „Effi Briest" nicht vermissen lassen. Heißt es nicht, kein Gebilde aus Menschenhand sei vollkommen? Und doch, so sehr man gestimmt sein mag, der Menschheit Bescheidung anzuraten, — der Satz ist falsch, es gibt das Vollkommene, als Künstler bringt der Mensch es träumerisch zuweilen hervor. Das sind seltenste Glücksfälle, wie gesagt, eine unglaubwürdige Gunst und Gnade der feinsten Umstände ist nötig, damit es geschehe: es stimmt einmal alles, es schießt zusammen, und der Kristall ist rein. Fontane hat als alter Mann das Glück und die Wehmut dieser Konstellation, die das Absolute und Souveräne zeitigt, gekostet. Auch ihre Wehmut. Denn er wußte: das kommt nicht wieder. Und an einen Freund schreibt er in seiner auch hier noch unfeierlichen Sprache über „Effi Briest": „Der alte Witz, daß man Mundstück sei, in das von irgendwoher hineingetutet wird, hat doch was für sich, und das Durchdrungensein davon läßt schließlich nur zwei Gefühle zurück: Bescheidenheit und Dank."

Thomas Mann, Rede und Antwort. Berlin 1922, S. 104

EFFI BRIEST

Roman

Mit Steinzeichnungen von Max Liebermann

Hamburg 1926 (4)

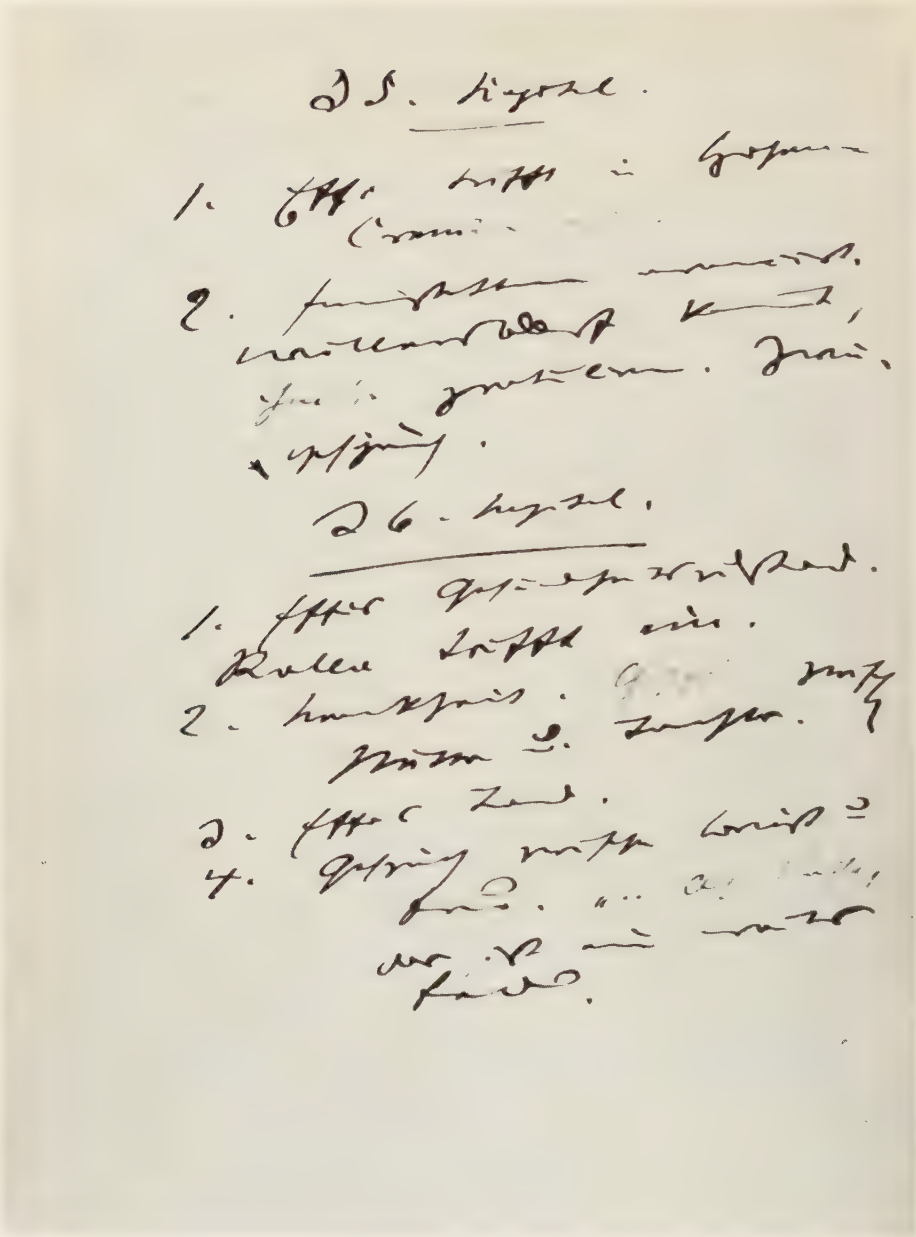
Jahresgabe der Maximilian-Gesellschaft für 1926/27. Satz des Textes aus der Walbaum-Fraktur. Handpressendruck der Officina Serpentis.
Die eigens für diese Publikation geschaffenen einundzwanzig Lithographien Max Liebermanns druckte M. W. Lassally. Einband von Hübel und Denck nach Entwurf von Marcus Behmer.
Von 325 Exemplaren in denen der Künstler das erste Vollbild signierte, ist dies Nr. 82

Aufgeschlagen: Effi und Crampas beim Ausritt

Über seinen Einband (Buchvitrine) schreibt Marcus Behmer:

... für „Erklärungssüchtige" M.-G.-Mitglieder möchte ich noch sagen, daß ich versucht habe: Preußische Strenge, Konvention, den letzten preußischen Kunst-Styl (mildes Biedermeier-Hellenistisch-Schinkelisch), — Harmlosigkeit (mit einem winzigen Stich ins Exzentrisch-Tragische), fröhliche Dürftigkeit — etc. etc. zu verbinden.

Else Freifrau von Ardenne, Urbild von „Effi Briest“
Photographie 1887



Effi Briest *Entwurf zu den letzten Kapiteln*

Otto von Bismarck

Holzschnitt um 1890

Das Randgitter „bedeutet": — Konvention — Gitter —
Die Weinranke „bedeutet" (die bei Briests freilich nicht wächst, aber zum Styl gehört): — Temperament, Frische (ein bißchen dünn und herbe — — aber)
Der Schmetterling „bedeutet": Effi, ganz harmlose Form (welche Versuchung, schöne phantastische Formen zu nehmen!!).
Der Schmetterling hat immerhin einige Zeichnung; ist kein reiner Kohlweißling, das „bedeutet": Effi, Schalk im Nacken (der zur Tragik führt).
Das Kreuz, das einzige Ornament auf Effis Grabstein, ist im Buche, am Schluß, so stark betont, daß Fontane es für Effi eben doch als passend empfunden haben muß. — Die Schriftform „bedeutet": Herbheit, Tradition (Adel) —

Fritz Homeyer, Marcus Behmer. — In: Philobiblon 2 (1929), S. 300

. . . nicht Menschen allein, Weltverhältnisse werden gegeneinander gehalten, miteinander verglichen, von einem Dichter, dessen sozialer Sinn nicht einseitig ausschließlich, sondern rund und umfassend entwickelt ist. Für ihn ist Effi eine Entwurzelte, ein Naturkind und Landfräulein, das mit seiner Ehe hinüberwechselt auf das abstrakte Gebiet einer von Ort zu Ort aufsteigenden Beamtenkarriere, die schließlich nach Berlin führt, in die Kreise der Minister und der bei Hofe Verkehrenden. An ihr wird verdeutlicht, was dabei aufs Spiel gesetzt werden kann. „Liebe — Glanz und Ehre — Zerstreuung", so sieht die Stufenleiter aus, die die Siebzehnjährige für ihr Leben als verbindlich annimmt. Doch gerade an den einstmaligen Verehrer ihrer Mutter gerät sie, an ihn, von dem sie sterbend sagen wird: „Denn er hatte viel Gutes in seiner Natur und war so edel, wie jemand sein kann, der ohne rechte Liebe ist." Das Bewegende ist, wie das Kind sacht in sein Geschick hineingestoßen wird, noch bevor es die ersten Unterscheidungen kennt. Aber Fontanes Helden sind zumeist passiven Wesens; sie lassen sich aufbürden und versuchen es zu tragen. . .
Nicht an Verdammungen und Erhebungen seiner Gestalten erweist sich seine Stellung zu ihnen, sondern am Maß seines Mitleids. Selbst Verzeihen ist ihm noch zu aufdringlich und anmaßend. Sein Herz ist bei Effi; er kann es nicht preisgeben, aber beschönigen wird er auch nichts. Den allzumenschlichen Trick, sich selber paukend auf die Seite der Tugend (oder Untugend) zu stellen, verschmäht er; reglos bleibt er mitten in seiner kühl durchschauerten Alterswelt, eine Harmonie ahnend, die so leise, so umfassend waltet, daß selbst in der geringsten Wirrnis ihr großes Gesetz durchscheint.

Max Rychner, Nachwort. — In: Fontane, Effi Briest. Zürich o. J., S. 485 ff.

Effi Briest ist Fontanes liebenswürdigste Gestalt. Sie bleibt nicht nur geistig, auch moralisch im Grunde innerhalb des anständigen Durchschnitts eines Mädchens und einer jungen Frau aus dem Adel. Was sie zu einer unvergeßlichen Figur macht, ist die schlichte Vitalität, mit welcher sie in jeder

Lage, sei diese idyllisch, gefährdet oder tragisch, die ihrem Charakter, ihren Fähigkeiten angemessene menschliche Äußerungsmöglichkeit sucht und findet. Trotz gewisser gesellschaftlicher Ambitionen sind ihre Ansprüche mehr als bescheiden. Sie müssen aber in dieser Gesellschaft doch zertreten werden. Und daß diese Vitalität sich dennoch immer wieder, wenn auch immer schwächer flackernd, aufrichtet, daß Effi nur zu Boden geworfen, aber nicht menschlich entstellt werden kann, erhebt gerade in dieser Lautlosigkeit und Anspruchslosigkeit eine harte Anklage gegen eine Gesellschaft, in der nicht einmal ein solcher bescheidener Spielraum der Menschlichkeit möglich ist.

Georg Lukacs, Der alte Fontane. — In: Sinn und Form 3 (1951), H. 2, S. 89

... wenn brave Leute, Eltern mit Herz, dennoch den gebotenen Gesetzen ihr eigenes Kind opfern, das ist Effi Briest. Die Gelegenheit mehr als der Trieb, das Verbot und Geheimnis eher als der Genuß verführen Effi; fragwürdig ihre Tat, nur die Strafe ist ihr gewiß, die lange, endgültige Strafe, mit Verstoßung, Einsamkeit, Krankheit. Bis der Tod den kurzen Ehebruch endlich aufhebt. Nur der Tod übertrifft den Ehebruch und was Klassengesetze des bürgerlichen Zeitalters aus ihm an Tragik machen. Sie machen für Effi mehr noch, wenn es sein kann, als im Fall Emma Bovary.
Effi Briest steht bei Madame Bovary, das märkische Landfräulein neben der Bauerntochter aus der Normandie. Beide Romane haben die ganze Schönheit der großen Menschenschilderung, die sich unpersönlich gibt, aber pathetisch ist; beide die ganze Bedeutsamkeit des nachgeschaffenen Lebens. Des vorgeschaffenen wäre richtig. Wer hat vor Flaubert, vor Fontane die wirkliche Bedeutung ihrer Figuren gekannt, ihrer gleich unsterblichen Figuren?

Heinrich Mann, Theodor Fontane, gestorben vor 50 Jahren. — In: Briefe an Karl Lemke und Klaus Pinkus. Berlin 1964, S. 175 f.

Dies Buch ist ein Meisterwerk... Vom „Stechlin" gilt das Gleiche. Imponierend im Einzelnen die Kunst des W e g l a s s e n s (Effis Verhältnis zu Crampas wird nicht ausgeführt und ist doch mit aller Kraft des Hintergrundes da). Eigentlich stellt Fontane den Gesellschaftsroman im Deutschland des vorigen Jahrhunderts z i e m l i c h a l l e i n dar; umso mehr hat Fontane zu bedeuten.

Wilhelm Hausenstein, Licht unter dem Horizont. München 1967, S. 381

7. Allerlei Glück

BISMARCK

Zu den frühesten Romanplänen gehörte ein breit angelegtes Panorama der sogenannten „Gründerjahre", der Zeit der Reichsgründung von 1870. Fontane fand keinen Verleger dafür; der Roman blieb Fragment. Aus der Konzeption läßt sich erkennen: ein mildes, schmunzelndes Wohlwollen fällt auf die Vertreter dieser problematischen Periode, besonders der Mittelklasse, die allzumenschlich damals glaubte, ihr Glück leicht zu finden; satirische Streiflichter aber treffen die gesellschaftlichen Fundamente preußischer Wohlstandseuphorie. Aus den erhaltenen Entwürfen und Notizen fällt ein Blatt heraus, das in lapidaren Zügen die Überschrift „Bismarck" trägt. Die gegensätzlichen Ansichten zweier Brüder über den Kanzler werden notiert.

BISMARCK

Eigenhändige Skizze zu dem Roman „Allerlei Glück", der als Fragment aus dem Nachlaß veröffentlicht wurde.

B i s m a r c k ist ein Haupt-Zankapfel zwischen den Brüdern Brose.
Der Prof., nationalliberal in seinen Anschauungen, liebt, ehr[t], bewundert ihn, geht darin sogar zu weit. (Etwa Treitschke, Droysen, etc)
H e i n r i c h B r o s e ist entweder conservativ oder Fortschrittler (oder beides; Voss. Ztg; Anhänglichkeit an das Königshaus, aber auf demokratischer Grundlage) und bekämpft in B. den Junker, den Revolutionair, den Untergraber, den Sichselbst-Anbeter, den Vernichter des Rechts.
Daraus entstehen erbitterte Debatten.

Der Name Bismarcks berührt einen zentralen Nerv der Fontaneschen Existenz. In einem Brief an Maximilian Harden vom 4. März 1894 findet sich das frappierende Geständnis: „In fast allem, was ich seit 70 geschrieben, geht der ‚Schwefelgelbe' um und wenn das Gespräch ihn auch nur flüchtig berührt, es ist immer von ihm die Rede ..." Die wenig freundliche Bezeichnung, eine Anspielung auf das Gelb in den Uniformen der Halberstädter Kürassiere, denen Bismarck angehörte, und daneben das Betonen seiner Dominanz als Demiurg, der seine Zeit kraftvoll schmiedete — in dieser Polarität spannt sich das ambivalente Verhältnis, das Fontane zu Bismarck hatte. Leidenschaftliche Bewunderung und gereizte Ablehnung gehen ein untrennbares Amalgam ein. Es findet sich in seinen Zeitromanen „L'Adultera", „Effi Briest" und „Stechlin", wo Bismarck in Gesprächen gegenwärtig ist, „denn schließlich ist er doch der Mann, der über uns entscheidet ..." sagt Effi Briest. In den Briefen ist der Kanzler noch leibhaftiger anwesend. Und obgleich Fontane auf diesem seinem ureigensten Kampfboden gelegentlich mit schweren Säbeln ficht, er läßt sich auch hier nicht zu einseitiger Rigorosität verleiten. Sein Sinn für Rang und Format bewahrt ihn davor.

OTTO VON BISMARCK

Photographie von Pilartz, Bad Kissingen

Mit eigenhändiger Unterschrift und Datum: „Kissingen 29. Aug. 1890"

Gegen Bismarck braut sich allmählich im Volk ein Wetter zusammen. In der Oberschicht der Gesellschaft ist es bekanntlich lange da. Nicht seine Maßregeln sind es, die ihn geradezu ruinieren, sondern seine Verdächtigungen. Er täuscht sich über das Maß seiner Popularität. Sie war einmal kolossal, aber sie ist es nicht mehr. Es fallen täglich Hunderte, mitunter Tausende ab. Vor seinem Genie hat jeder nach wie vor einen ungeheuren Respekt, auch seine Feinde, ja diese mitunter am meisten. Aber die Hochachtung vor seinem Charakter ist in einem starken Niedergehn. Was ihn einst so populär machte, war das in jedem lebende Gefühl: „Ah, ein großer Mann." Aber von diesem Gefühl ist nicht mehr viel übrig, und die Menschen sagen: „Er ist ein großes Genie, aber ein kleiner Mann." Dadurch daß er seine mehr und mehr zutage tretenden kleinlichen Eigenschaften mit einer gewissen Großartigkeit in Szene setzt, werden die kleinlichen Eigenschaften noch lange nicht groß.

Theodor Fontane an Philipp zu Eulenburg. Berlin, 23. April 1881

Als nach dem Tode Wilhelms I. die Stellung Bismarcks erschüttert zu sein scheint und armselige Mediokrität über den Preisgegebenen herfällt, will Fontane mit diesem Lager nichts gemein haben und macht seiner Empörung Luft:

Was ich zwei Stunden vorher in der Vossin in einer verhältnismäßig reservierten Sprache gelesen hatte, das tritt nun hier in aller Roheit, in aller Schabernackfreude hervor. Falstaff tritt an den toten Percy heran, und nachdem er sich überzeugt, daß er tot sei, pickt er mit seinem Säbel in ihm herum. Und hat nun Heldenblut an seinem Krötenspieß. Der Eindruck ist geradezu widerlich. Gestern noch der Mann, der den Erdball in Händen hielt, heute nur noch dazu da — nach dem Größten, das politisch in einem Jahrtausend geleistet worden ist (denn das Friderizianische ist kleiner und das Napoleonische flüchtiger gewesen) — sich sagen lassen zu müssen: „er sei nur ein ‚Diener' gewesen und könne, wenn er hübsch artig sein wolle, in seinem Dienstverhältnis bleiben." Unerhört; furchtbar! ... Und das sind dann die Blätter, wonach „Geschichte" geschrieben wird. Diener und wieder Diener. Niederträchtiger Undank, Undank — und das ist das Schlimmste — mit hoher polizeilicher Erlaubnis! Nun werden sie wohl alle aus ihren Sümpfen und Höhlen herauskriechen, ihm Mätzchen machen und ihn aus-ätschen.

Theodor Fontane an Mete Fontane. Berlin, 14. März 1888

Bismarck hat keinen größeren Anschwärmer gehabt als mich, meine Frau hat mir nie eine seiner Reden oder Briefe oder Aeußerungen vorgelesen, ohne daß ich in ein helles Entzücken gerathen wäre, die Welt hat selten ein

größeres Genie gesehn, selten einen muthigeren und charaktervolleren Mann und selten einen größeren Humoristen. Aber Eines war ihm versagt geblieben: Edelmuth; das Gegentheil davon, das zuletzt die häßliche Form kleinlichster Gehässigkeit annahm, zieht sich durch sein Leben (ohne den begleitenden infernalen Humor wäre es schon früher unerträglich gewesen) und an diesem Nicht-Edelmuth ist er schließlich gescheitert und in diesem Nicht-Edelmuth steckt die Wurzel der wenigstens relativen Gleichgültigkeit, mit der ihn selbst seine Bewunderer haben scheiden sehn.

Theodor Fontane an Georg Friedlaender. Berlin, 1. Mai 1890

Der Reichskanzler legt alle ſeine Aemter nieder, gibt alle ſeine Inſignien zurück und begibt ſich in die wohlverdiente „Friedrichsruh".

ABSCHIED

Der Reichskanzler legt alle seine Aemter nieder, gibt alle seine Insignien zurück und begibt sich in die wohlverdiente „Friedrichsruh".

Karikatur aus dem Beiblatt zum „Kladderadatsch". Berlin, 30. März 1890

Das satirische Wochenblatt „Kladderadatsch" lebte zu einem großen Teil von seinen Bismarck-Karikaturen. Charakteristisches Attribut waren die angeblich 3 letzten Haare auf seinem kahlen Kopf. Die Entlassung des

Kanzlers am 30. März 1890 war geradezu ein redaktioneller Verlust. Im selben Jahr gab der „Kladderadatsch" seine Bismarck-Karikaturen in einem Sonderband gesammelt heraus, der sehr populär, nahezu ein deutsches Hausbuch wurde.

Er hat die größte Ähnlichkeit mit dem Schillerschen Wallenstein (der historische war anders): Genie, Staatsretter und sentimentaler Hochverräter. Immer ich, ich, und wenn die Geschichte nicht mehr weitergeht, Klage über Undank und norddeutsche Sentimentalitätsträne. Wo ich Bismarck als Werkzeug der göttlichen Vorsehung empfinde, beuge ich mich vor ihm; wo er einfach er selbst ist, Junker und Deichhauptmann und Vorteilsjäger, ist er mir gänzlich unsympathisch.

Theodor Fontane an Mete Fontane. Berlin, 29. Januar 1894

THEODOR FONTANE AN MAXIMILIAN HARDEN

Eigenhändiger Brief. Berlin, 4. März 1894 (26)

DIE PREUSSISCHE IDEE

Lebens- und Wandelbild eines Alt-Romantiker?

Eigenhändiges Manuskript

„Glauben Sie mir, Bismarck hat immer Recht. Wenn Bismarck morgen den Morgenkaffe abschaffen und die Brotsuppe der Altvordern wieder einführen wollte so würde ich gehorchen, trotzdem mir nichts über Mokka geht. Erwägen Sie dies. Wir sind gleichaltrig, aber ich möchte doch sagen dürfen: man kann sich vieles zurechtlegen. Alle Dinge haben ihre 2 Seiten und wenn man die einem zugekehrte liebevoll ansieht, findet man daß es die richtige Seite ist."

Die Abhandlung, wahrscheinlich 1894 entstanden, wurde zum ersten Mal 1966 in Band 5 der Fontane-Ausgabe des Verlages Carl Hanser, herausgegeben von Walter Keitel, veröffentlicht.

Als ich eines Tages las, „daß es nur noch drei große Männer in Deutschland gebe: Bismarck, Menzel und Fontane" — da wurde mir doch unheimlich. Es muß notwendig ein Rückschlag kommen, und wie mir Pietsch an meinem Geburtstag erzählte (als Geburtstagsgeschenk freilich etwas sonderbar), daß das „Daheim" einen Artikel vorbereitete, drin ich mehr oder weniger als alter Esel dargestellt würde, erkannte ich so was von göttlicher Gerechtigkeit.

Theodor Fontane an Karl Eggers. Berlin, 3. Januar 1896

Er [Max Liebermann] erzählte mir, Bismarck verbringe seine Tage nur noch mit Schimpfen. Er freue sich über jeden Besuch, weil er dann gleich wieder loslegen und auf seiner Invektivenorgel ein neues Register ziehen könne. Immer gegen den Kaiser. Sein alter Diener soll neulich zu ihm gesagt haben: „Durchlaucht, ick will lieber en bisken rausgehn, daß ich es nich alles höre."

„Ja, geh nur: ich hab mich noch lange nicht ausgekollert." Bei jedem andern würd ich darüber die Achseln zucken; aber zu Bismarck gehört es. Es kleidet ihn.

Theodor Fontane an Mete Fontane. Berlin, 19. März 1896

Fontane hatte den Kanzler bei mancherlei Anlässen persönlich gesehen — er sah ihn aber auch im übertragenen Sinn aus zu großer Nähe. Klatsch und Kabalen von Parteien und Zeitungen drangen täglich auf ihn ein, ein Beispiel für Thomas Manns These, daß der große Mensch öffentliches Ärgernis sei. Zeitgenossen urteilen selten gerecht übereinander. Auch Fontane fehlte zuweilen die nötige Distanz des Urteils, um das Tragische in der Gestalt Bismarcks neben dem Menschlich-Allzumenschlichen zu erkennen. Trotzdem wußte er in jedem Augenblick, wer der Einiger Deutschlands war, und selbst in den Briefen an Friedlaender, wo er sich in schonungsloser Offenheit zeigte, bekennt er, daß er „im Letzten ganz auf Bismarcks Seite" stehe. Ihm imponiert bis zuletzt der frondierende „alte Löwe in Friedrichsruh", den er gleichzeitig den „genialen Kraftmeier im Sachsenwald" nennt. Bei der Nachricht von Bismarcks Tod am 30. Juli 1898 findet die Tochter Mete den Vater weinend. Das Gedicht „Wo Bismarck liegen soll", wenige Tage danach geschrieben, ist seine letzte Huldigung.

EXTRABLATT DES „LOKALANZEIGERS" ZUM TODE BISMARCKS

Berlin, Sonntag, 31. Juli 1898. Morgens.

Gewiß, Sie thun Fontane Unrecht, wenn Sie sein Verhältnis zu Bismarck falsch und lügnerisch nennen. Er sprach wahr, wenn er sich einen von Jugend an gepflegten Sinn für Größe zuschrieb; er wußte, empfand genau, daß Bismarck zu den 4, 5 allergrößten Männern gehört, die die Erde getragen hat, und die Hymnen kamen ihm sicher aus dem Herzen. Die Briefstellen dagegen aus der Vernunft, aus seiner lateinischen ratio, und sie sind der Ausdruck einer skeptischen und medisanten Keckheit gegenüber der Größe, einer Keckheit, die in Deutschland, wo eine Art Sklavendemut vor dem Genie landesüblich ist, befremden muß. Die Haupttriebfeder dabei ist der Hang zum Pikanten. Es ist sehr charakteristisch, wenn er mit augenscheinlichem Behagen erzählt, der Fürst sei, im Reichstag, während er zur Welt sprach und die Geschicke Europas bestimmte, persönlich höchst klapprig gewesen und habe drei Viertel seiner Rede sitzend gesprochen. Das entzückt ihn. Und im selben Sinne nennt er Bismarck einen Mogelanten. Zugegeben, daß das nicht sehr deutsch ist. Aber ist es wirklich ein Alles niederschlagender Einwand, wenn man von Jemanden sagt, er sei kein rechter und ganzer Deutscher gewesen? Fontanes nur auf den ersten Blick zweideutiges Verhältnis zu Bismarck ist mir — seien Sie nicht böse — sympathisch; denn ich finde, daß die Größe nicht nur verehrungswürdig, sondern vor allem auch i n t e r e s s a n t ist, und ich finde, daß man lieben, verehren und dabei z w e i f e l n kann, ja, daß diese Art Liebe und Verehrung die tiefste ist.

Thomas Mann an Maximilian Harden. Bad Tölz, 30. August 1910

8. Die Poggenpuhls · Die Likedeeler

THEODOR FONTANE

Ölgemälde von Hanns Fechner, 1893

Leihgabe von Dr. Hjalmar Schacht (15)

Kommen möge ich, wann's am besten mit der Beleuchtung sei, er freue sich, mir zu einem Bilde sitzen zu können. Da gab es selbstverständlich kein Säumen. Mit allen Malutensilien, bepackt wie ein Weihnachtsmann, zog ich sofort die Treppen hinauf in das dem Himmel nächstgelegene Stockwerk des alten Johanniterhauses in der Potsdamer Straße.
Anfangs nur ein paar Striche Arbeit. Genießen und Aufnehmen hielten mich im Bann. Wundersames Erzählen — freudiges Zuhören! . . Und wie glänzten die jungen Augen des Weißhaarigen jetzt auf, wenn sie, den Erinnerungswegen folgend, hinausschauten über die mächtigen Baumwipfel vor den Fenstern zu den hellen, sich ruhig im Blau wiegenden Wolken. Hoch über aller Unrast der Straße, von der gedämpft das Gebimmele und Gerassele der Wagen heraufklang und der große summsende Ton arbeithastender Menschen.
Ein einfaches Büchergestell . . daran halbgelehnt steht — ein Buch in der Hand — Fontane . . . und das volle Licht trifft sein Gesicht . . . irgendwo in der Ecke ein kleines Kännchen, ein Erinnerungsstück an die Zeit der Gefangenschaft des Berichterstatters im Siebziger Kriege, — so mußte er im Bilde wiedererstehen!

Hanns Fechner, Menschen, die ich malte. Berlin 1927, S. 62

Man vergleiche das blasse, kränklich-schwärmerische und ein bißchen fade Antlitz von dazumal mit dem prachtvollen, fest, gütig und fröhlich dreinschauenden Greisenhaupt, um dessen zahnlosen, weiß überbuschten Mund ein Lächeln rationalistischer Heiterkeit liegt, wie man es auf gewissen Altherren-Porträts des achtzehnten Jahrhunderts findet, — und man wird nicht zweifeln, wann dieser Mann und Geist auf seiner Höhe war, wann er in seiner persönlichen Vollkommenheit stand.

Thomas Mann, Rede und Antwort. Berlin 1922, S. 68

Der alte Fontane, der am späten Nachmittag seinen Tiergartenspaziergang machte, wurde in den achtziger und neunziger Jahren eine ebenso vertraute wie verehrte Gestalt Berlins — je mehr er sich selbst innerlich seiner Umwelt langsam entrückte. Auf eine merkwürdige Weise zwischen den Generationen stehend, wurde er für alt und jung das Ziel erwartungsvoller Besuche.

Fontane war damals der geistige Hauptvertreter des bürgerlichen Berlins. Er wohnte im belebtesten Teil der Potsdamer Straße (nahe der Eichhornstraße) und schrieb bei geöffnetem Fenster unter ohrenbetäubendem Straßenlärm; allerdings im dritten Stock. Das Zimmer war in peinlicher Ordnung, die Möbel altmodisch, eine Schondecke lag am Fußende des Ruhebettes zum Auflegen der Hausschuhe; man fühlte den akkuraten Herrn aus der Biedermeierzeit. Von seinen englischen Beobachtungen sprach er mit einem feinen Lächeln und ohne die Anglomanie, die überhaupt erst mit der Herrschaft der liberalen Einrichtungen bei uns aufkam. Er hatte es noch in der Bewunderung Walter Scotts kennengelernt und verriet mir, daß er den Stoff zu seiner berühmten Douglas-Ballade aus einer Anmerkung in dessen „Minstrelcy of the Scottish Border" geschöpft habe. Es war ihm bereits ferne Vergangenheit. — Ganz Berlin las damals seine „Effi Briest" und rühmte den Roman als die beste Gesellschaftsschilderung der Gegenwart.

Alois Brandl, Zwischen Inn und Themse. Berlin 1936, S. 253

Sonntags besuchten wir Theodor Fontane. In einer Etage der Potsdamer Straße, gemütlich geschmacklos, saß in seinem alten Polsterstuhl ein altmodischer feiner Herr, der mit Harden über Theater und Verleger sprach, wobei ich dachte: „Sie reden über Bücher gar nicht anders, als wie die Bankiers in Hannover mit meinem Vater über Kurse sprechen." Zuweilen fand ich Gelegenheit, ein paar Töne zu verlautbaren. Natürlich immer etwas Hochtrabendes. Dann wiegte der vornehme alte Herr das Haupt und meinte freundlich: „Wo hab ich doch Ähnliches schon gelesen?" Oder: „Ja, ja, in meiner Jugend haben wir das auch gesagt." Die Wahrheit war: Dieser alte Herr, von dem ich behauptete, er sei nicht geboren, sondern in einem Geschäft für feine Altertümer alt eingekauft, hielt mich für unjugendlich, greisenhaft. Ich war ein überstiegener, verbildeter Junge, wie ihm wohl manche begegnet waren. Damals wurden die Erstlinge von Gerhart Hauptmann aufgeführt. Darüber sprachen sie als über „modernen Realismus". Klages und ich waren übereingekommen, daß der moderne Realismus der Untergang Deutschlands sei und daß wir beide berufen seien, Deutschlands Untergang zu v e r h i n d e r n. Wir schimpften furchtbar auf Zola, Flaubert, Maupassant. Dostojewski und Strindberg lehnten wir unbekannterweise ab. Als „ungesund". Trotz der schlechten Schülerschaft waren wir die Blüte klassischer humanistischer V e r b i l d u n g. Jetzt belehrte ich Fontanen: ein Dichter dürfe nie die Wirklichkeit photographieren, sondern erschaue die platonische Idee des Wirklichen. Das Sittliche sei auch s c h ö n, und die Schönheit sei sittlich. Der Künstler, der die Seelen auferbaue, brauche nicht den Dreck und die Not zu schildern; dergleichen böte das Leben ohnehin genug. Es sei wertlos." Kurz: Ich war ein kleiner Reaktionär und dazu: Deutsch allerwege!! Harden, der mir voranhelfen wollte, zitierte vermittelnd: „Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet, es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein." Der alte Fontane war nicht unfreundlich, aber kühl und kritisch, etwa so, wie die meisten meiner Lehrer. Etwas wärmer wurde er, als zufällig die Rede auf das Denkmal für Heinrich Heine kam und sich

herausstellte, daß Fontane und mein Großvater im selben Denkmalkomitee saßen und sich kannten. Das war nun für mich am beschämendsten: Just der Zugehörigkeit zu den Leuten, denen ich zu entfliehen wünschte, verdankte hier meine Dichterei einige mildernde Umstände.

Theodor Lessing, Einmal und nie wieder. Prag 1935, S. 181 f.

DER THIERGARTEN IN BERLIN

Kolorierter Stahlstich von C. Rorich

Man sah ihn übrigens täglich im Tiergarten, den kleinen bunten Wollplaid locker über die Schultern genommen, auf die das graue Haar strähnig herunterfiel. Ein dichter Schnurrbart und Kinnbart verdarb nichts an diesem schönen, klug-sympathischen Dichterkopf. So spazierend gleichsam sieht man ihn heut noch in einem Teil des Tiergartens als Bronzedenkmal aufgestellt.

Gerhart Hauptmann, Aus dem unveröffentlichten zweiten Teil der Lebenserinnerungen

BERLIN, UNTER DEN LINDEN

Holzschnitt, um 1890

THEODOR FONTANE AN CLEMENTINE BEYRICH

Eigenhändiger Brief. Berlin, 9. Februar 1896

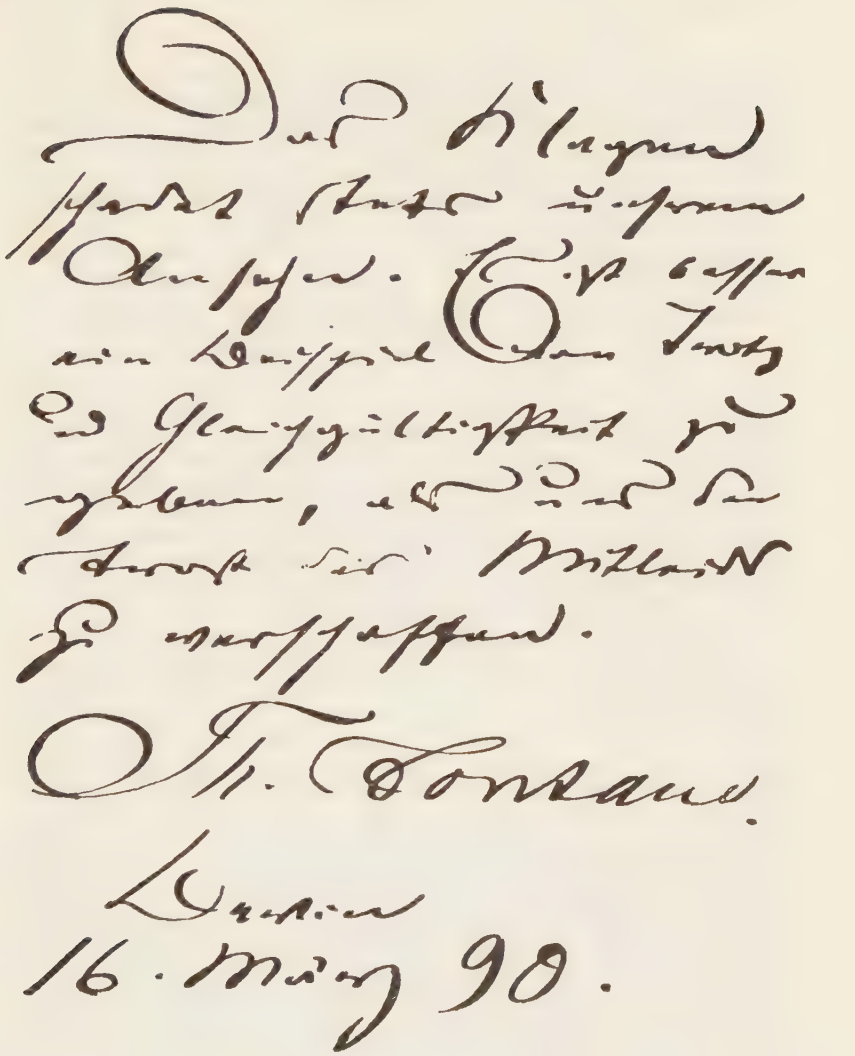
Das bischen mir noch verbliebene Kraft reicht allenfalls aus, um diese und jene vor längerer oder kürzerer Zeit niedergeschriebenen Sachen aus dem Groben herauszukorrigiren, sie fertig zu pusseln, aber an Neues mich heranzumachen, dazu versagen die Nerven ihre Zustimmung.

DAS KLAGEN SCHADET STETS ...

Eigenhändiges Widmungsblatt. Berlin, 16. März 1890 (13)

Das Klagen schadet stets unsrem Ansehn. Es ist besser ein Beispiel von Trotz und Gleichgültigkeit zu geben, als uns den Trost des Mitleids zu verschaffen.

1895/96 waren „Die Poggenpuhls" erschienen. Fontane hatte Schwierigkeiten gehabt, den Roman als Vorabdruck in einer Zeitschrift unterzubringen.



HANNS VON ZOBELTITZ AN THEODOR FONTANE

Eigenhändiger Brief. Berlin, 12. November 1894

Gewiß werden Sie selbst mit uns empfinden, wie schwer es uns wird, Sie nicht um die „Poggenpuhls" bitten zu dürfen. Wie wir aber die Sache auch drehn und wenden, wir müssen leider fürchten, daß ein beträchtlicher Theil unsrer Leser an der Erzählung keinen Gefallen finden würde, so sehr diese uns selbst gefallen und oft herzlich lachen gemacht hat. Wir armen Redakteure sind ja kein Kollegium, das nach eignem Geschmack wählen dürfte —!
Für uns ist der Verlust sehr herbe — viel, viel herber, als für den vielumworbenen Autor!

Zobeltitz war Redakteur an der Zeitschrift „Daheim".

Im Sommer (95) schickte ich die mittlerweile beendeten „Poggenpuhls" an Pantenius — sie wurden abgelehnt, weil der Adel in dem Ganzen eine kleine Verspottung erblicken könne — totaler Unsinn. Es ist eine Verherrlichung des Adels, der aber, so viel kann ich zugeben, klein und dumm genug empfindet, um das Schmeichelhafte darin nicht herauszufühlen. Gott besser's. Aber er wird sich die Mühe kaum geben. Unter Umständen „kämpfen Götter selbst vergebens". Die „Poggenpuhls" werden dann später, Winter 95 auf 96, in „Vom Fels zum Meer" gedruckt.

Tagebuch 1895. — In: Das Fontane-Buch.
Hrsg. von Ernst Heilborn. Berlin 1919, S. 192

Gestatten Sie mir, diese Zeilen auch mit dem jüngsten Kinde meiner Laune zu begleiten. Ich säumte bisher damit, weil das Buch, wenn auch sehr ungewollt, fast wie ein Protest gegen die von Ihnen festgestellte Romantechnik wirkt, eine Technik, hinsichtlich deren ich Ihnen gegenüber und hinter Ihrem Rücken immer wieder und wieder ausgesprochen habe, daß ich sie für richtig halte. So steh ich auch noch dazu. Mitunter aber gestaltet sich's doch anders, und hier ist solch Fall gegeben. Das Programmäßige, das Schemaaufstellen für die hinterher auftretenden Personen und nun gar das Abbrechen der Erzählung, um an Stelle derselben in Briefen fortzufahren, ist gewiß ein Fehler; aber ich möchte sagen dürfen, daß ich dadurch größere Fehler (wenn es bei was ganz Kurzem bleiben sollte) vermieden habe.
Natürlich: Regel ist Regel, das bleibt Paragraph 1. Aber der alte Witz, daß die Gesetze nur dazu da sind, um durchbrochen zu werden, enthält doch auch einen Gran Wahrheit.

Theodor Fontane an Friedrich Spielhagen. Berlin, 24. November 1896

DIE POGGENPUHLS

Roman

Berlin 1896

Es ließe sich sehr darüber streiten, ob dieses kleine Buch die Bezeichnung „Roman" zu Recht trägt, aber an künstlerischer Feinarbeit ist es zum Entzücken reich. Weder von Komposition noch auch von Handlung ist viel darin, selbst eine „Geschichte" bringts eigentlich gar nicht: wir gucken durchs Schlüsselloch der Familie der Poggen von Poggenpuhl zu, wie sie ein paar Wochen verbringt, und lernen dabei diese braven armen Leute vom Adel, die Witwe, die Töchter, den Sohn, den Onkel und die Tante kennen — das ist alles! Ach, es ist ja so viel, denn wir lernen sie eben wirklich k e n n e n, kennen, daß wir nach den wenigen Seiten schließlich meinen, wir müßten doch eigentlich schon Jahre lang mit ihnen verkehrt haben.
Denn diese Schilderungen sind mit einer dichterischen Kraft gegeben — — ich will es gestehen: mir hat in dieser Beziehung Fontane kaum jemals so imponiert, wie hier, und das will etwas heißen. Selbst die Portiersfamilie, die uns nur mit einem Momentbild gezeigt wird, selbst die gebildete Jüdin Flora Bartenstein, die wir nur mit je zwei Worten gelegentlich erwähnen hören, sie leiden und leben vor uns — von der lieben alten Mutter, dem prächtigen Onkel General, den verschiedenartigen drei Töchtern und zwei Söhnen ganz zu schweigen. Ein Denkmal des ihm so ans Herz gewachsenen preußischen Adels hat Fontane hier errichtet, wie es in der Welt von Tinte und Feder kein schöneres gibt. Das Kunstmittel aber, das der alte Meister zu einer Vollkommenheit ausgebildet hat, daß jeder andere allerhöchstens Geselle scheint neben ihm, das ist der Dialog. An manchen Stellen wird man ganz unwillkürlich zum Schauspieler und liest laut, so entzückt einen diese vollkommene Anschaulichkeit der Gespräche, diese ebenso anmutige wie tiefblickende Charakterisierkunst durch Rede und Gegenrede, dieses Behagen und diese Munterkeit.

Ferdinand Avenarius, Die Poggenpuhls. — In: Der Kunstwart 10 (1896/97), S. 101

Das neue Buch ist keine Problemdichtung, wie Effi Briest, vielmehr eine ganz inhaltsarme Familiengeschichte, bei der noch mehr, als bei anderen Büchern Fontane's, das Wie, nicht das Was entscheidend für den Werth ist. — Unsre Besprechung hatte eigentlich ganz kurz gefaßt werden sollen, aber es geht einem wirklich „das Herz auf", wenn man von Fontane redet, und dann läuft der Mund über. So wäre auch über seinen verhaltenen knappen Stil, seine Zurückhaltung in allen Beschreibungen ein Wort zu sagen, so über seine Eigenschaft, vieles nur anzudeuten und der Denkarbeit des Lesers das übrige zu überlassen. — Fontane sieht die Dinge und Erscheinungen mit dem scharfen Auge des Satirikers, und er behandelt sie mit der Milde des Humoristen. Die Photographien des rüstigen, jugendfrischen Greises haben einen strengen Zug und keine vermag die unbeschreib-

liche Liebenswürdigkeit und Herzensgüte wiederzugeben, die seinen Mund beim fröhlichen Plaudern umspielt. Dieses liebenswürdige, herzensgute Lächeln nehmen wir zuweilen zwischen den Zeilen des neuen Buches wahr. — Wir können unsre Besprechung annähernd mit denselben Worten beschließen, wie die vorjährige über Effi Briest (Beilage 1895 Nr. 346): Vor wenigen Wochen vollendete Theodor Fontane sein siebenundsiebzigstes Lebensjahr, und bereits steht wieder ein neuer Roman von ihm in Aussicht. Das ist ein gesegnetes Alter.

Siegmund Scholz, Die Poggenpuhls. —
In: Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 3. Februar 1897

An den „Poggenpuhls" habe ich, über Erwarten, viel Freude. Daß man dies Nichts, das es ist, um seiner Form willen so liebenswürdig anerkennt, erfüllt mich mit großen Hoffnungen, nicht für mich, aber für unsre liter. Zukunft.

Theodor Fontane an Georg Friedlaender. Berlin, 4. Januar 1897

Es ist etwas unbedingt Zauberhaftes um seinen Stil und namentlich um den seiner alten Tage, wie er uns in den Briefen der achtziger und neunziger Jahre wieder entgegentritt. Mir persönlich wenigstens sei das Bekenntnis erlaubt, daß kein Schriftsteller der Vergangenheit oder Gegenwart mir die Sympathie und Dankbarkeit, dies unmittelbare und instinktmäßige Entzücken, diese unmittelbare Erheiterung, Erwärmung, Befriedigung erweckt, die ich bei jedem Vers, jeder Briefzeile, jedem Dialogfetzchen von ihm empfinde. Diese bei aller behaglichen Breite so leichte, so lichte Prosa hat mit ihrer heimlichen Neigung zum Balladesken, ihren zugleich mundgerechten und versmäßigen Abbreviaturen etwas bequem Gehobenes, sie besitzt, bei scheinbarer Lässigkeit, eine Haltung und Behältlichkeit, eine innere Form, wie sie wohl nur nach langer poetischer Übung denkbar ist, sie steht in in der Tat der Poesie viel näher, als ihre unfeierliche Anspruchslosigkeit wahrhaben möchte, sie hat poetisches Gewissen, poetische Bedürfnisse, sie ist angesichts der Poesie geschrieben, und wie seine Greisenverse, die doch so konzentriert und vollkommen sind, daß man sie sofort auswendig weiß, stilistisch seiner Prosa immer näherkommen, so ist es das Merkwürdige, daß seine Prosa sich in demselben Maße sublimiert, in welchem sie (Erlaubnis für das Wort!) verbummelt.

Thomas Mann, Rede und Antwort. Berlin 1922, S. 85

Zu den letzten Romanplänen gehörte ein Buch über den mittelalterlichen Piraten Klaus Störtebeker. Er sollte „Die Likedeeler" heißen. Die verschiedenen Fassungen und Entwürfe hat Hermann Fricke 1938 zum ersten Mal publiziert.

Ich will einen neuen Roman schreiben (ob er fertig wird, ist gleichgültig), einen ganz famosen Roman, der von allem abweicht, was ich bisher geschrieben habe, und der überhaupt von allem Dagewesenen abweicht, obschon manche geneigt sein werden, ihn unter die Rubrik „Ekkehard" oder „Ahnen" zu bringen. Er weicht aber doch ganz davon ab, indem er eine Aussöhnung sein soll zwischen meinem ältesten und romantischsten Balladenstil und meiner modernsten und realistischsten Romanschreiberei. Den „Hosen des Herrn von Bredow" käme diese Mischung am nächsten, bloß mit dem Unterschiede, daß die „Hosen", wie es ihnen zukommt, was Humoristisches haben, während mein Roman als phantastische und groteske Tragödie gedacht ist.
Er heißt „Die Likedeeler" (Likedealer, Gleichteiler, damalige — denn es spielt Anno 1400 — Kommunisten), eine Gruppe von an Karl Moor und die Seinen erinnernden Seeräubern, die unter Klaus Störtebeker fochten und 1402 auf dem Hamburger Grasbrook en masse hingerichtet wurden. Alles steht mir fest, nur eine Kleinigkeit fehlt noch: das Wissen. Wie eine Phantasmagorie zieht alles an mir vorbei, und eine Phantasmagorie soll es schließlich auch wieder werden. Aber eh es dies wieder wird, muß es eine bestimmte Zeit lang in meinem Kopf eine feste und klare Gestalt gehabt haben. Dazu gehört genaustes Wissen. Wo nehme ich das nun her? Ich glaube, daß man in den Hamburger Archiven ein reiches Material aus jenem großen Prozeß her beherbergt, und wenn es sein müßte, würde ich mich selbst an derartig Archivalisches machen. Aber ich denke mir, daß die Hamburger Historiker all dies längst extrahiert und in ihren Geschichtswerken niedergelegt haben. Reichen nun Ihre Hamburger Beziehungen und Einflüsse so weit, daß Sie zunächst in Erfahrung bringen können, wie's damit steht, und zweitens, wenn dergleichen da ist, in welchen Schriften und Büchern? Weiß ich erst, ob und wo dergleichen zu finden ist, so zweifle ich nicht, daß sich mir die Erlangung ermöglicht, trotzdem unsere Bibliothek ein elendes Institut ist und wohl auch noch lange bleiben wird. Dafür sind wir das Volk der Denker und Dichter. In Wahrheit sind wir das Volk für zweieinhalb Silbergroschen.

Theodor Fontane an Hans Hertz. Berlin, 16. März 1895

DAS STÖRTEBEKER-LIED

Eigenhändige Vorarbeit zu „Die Likedeeler"

Störtebeker u. Gödeke Michels feiern ein Gelage bei einem heidnischen Sultan, der seine Tochter verheirathet.
Um sich Ersatz zu verschaffen für das ausgetrunkene Hamburger Bier, fahren sie in die Nordsee, um hier den Hamburgern aufzupassen. Ein Bote (ein Ufer-Anwohner) eilt nach Hamburg und verkündet, daß die Seeräuber in großer Nähe sind.
Auf den Zweifel antwortet der Bote, daß man ihn mit aufs Schiff nehmen und ihn ins Wasser werfen solle, wenn er falsch berichtet.

In 3 Schiffen fahren die Hamburger aus. Am andern Morgen, als die Sonne durchbricht, finden sie die Seeräuber, die einen Holk mit Wein erbeutet haben, in der Weser. Es kommt zum Kampf, 3 Tage und 3 Nächte. Die „bunte Kuh aus Flandern“ rennt mit ihren starken Hörnern dem Seeräuberschiff das Vordercastell ein. Störtebeker begehrt Sichrung von Leib und Leben, aber Simon v. Utrecht verlangt unbedingte Unterwerfung. In Hamburg wird kurzer Prozeß gemacht; die Räuber verbringen nur eine Nacht im Gefängniß. Ihre Bitte aber den letzten Gang in ihren besten Kleidern thun zu dürfen, wird ihnen gewährt, ja der Rath ehrt sie dadurch, daß er Pfeifer und Trommler vorangehen läßt. Der Scharfrichter Rosenveld hat so viel Arbeit zu verrichten, daß er bis an die Enkel im Blute steht.

Theodor Fontane *Kreidezeichnung von Max Liebermann, 1896*

Der Große Stechlin-See *Photographie von Martin Hürlimann*

9. Der Stechlin

In den letzten Lebensjahren, schon hoch in den Siebzigern, erfährt Fontanes Schaffen noch eine besondere Krönung. Es gelingt ihm, in wenigen Wochen ein opus magnum zu schreiben, sein dichterisches Vermächtnis, den „Stechlin". So heißt ein See in der Grafschaft Ruppin, nicht weit von Rheinsberg, einer von vielen des an Seen reichen Brandenburger Landes. Der Name ist wendischer Herkunft, wie häufig Orts- und Landschaftsnamen der Mark, und bedeutet „unruhiges Wasser". Über den Stechlinsee waren Sagen und Gerüchte in Umlauf, die ihn Fontane als Symbol für sein Alterswerk besonders anziehend machten. Schon im ersten Band der „Wanderungen" ist er darauf eingegangen.

Da lag er vor uns, der buchtenreiche See, geheimnisvoll, einem Stummen gleich, den es zu sprechen drängt. Aber die ungelöste Zunge weigert ihm den Dienst, und was er sagen will, bleibt ungesagt.
Und nun setzten wir uns an den Rand eines Vorsprunges und horchten auf die Stille. Die blieb, wie sie war: kein Boot, kein Vogel; auch kein Gewölk. Nur Grün und Blau und Sonne.
„Wie still er da liegt, der Stechlin", hob unser Führer und Gastfreund an, „aber die Leute hier herum wissen von ihm zu erzählen. Er ist einer von den Vornehmen, die große Beziehungen unterhalten. Als das Lissaboner Erdbeben war, waren hier Strudel und Trichter und stäubende Wasserhosen tanzten zwischen den Ufern hin. Er geht 400 Fuß tief und an mehr als einer Stelle findet das Senkblei keinen Grund. Und Launen hat er und man muß ihn ausstudieren wie eine Frau. Dies kann er leiden und jenes nicht, und mitunter liegt das, was ihm schmeichelt, und das, was ihn ärgert, keine handbreit auseinander. Die Fischer, selbstverständlich, kennen ihn am besten. Hier dürfen sie das Netz ziehen und an seiner Oberfläche bleibt alles klar und heiter, aber zehn Schritte weiter will er es nicht haben, aus bloßem Eigensinn, und sein Antlitz runzelt und verdunkelt sich und ein Murren klingt herauf. Dann ist es Zeit, ihn zu meiden und das Ufer aufzusuchen. Ist aber ein Waghals im Boot, der es ertrotzen will, so gibt es ein Unglück, und der Hahn steigt herauf, rot und zornig, der Hahn, der unten auf dem Grunde des Stechlin sitzt, und schlägt den See mit seinen Flügeln, bis er schäumt und wogt, und greift das Boot an und kreischt und kräht, daß es die ganze Menzer Forst durchhallt von Dagow bis Roofen und bis Alt-Globsow hin."

Wanderungen durch die Mark Brandenburg I.
SW, Bd 9, S. 316 f.

DER GROSSE STECHLIN-SEE
Photographie von Martin Hürlimann, Zürich

Fontanes letztes Werk ist zugleich sein persönlichstes, ein serener Abschied vor Sonnenuntergang. Er kehrt zurück in die engere Heimat, das Ruppiner Land, wo seine Kindheit lag, zurück in die ihm vertraute Welt des märkischen Landadels, in der schon sein erster Roman „Vor dem Sturm" spielte. Mittelpunkt des Buches ist ein alter Mann, Dubslav von Stechlin; nicht nur ein nobler Repräsentant seines Standes — ein Mensch, der ohne Attitüde weise, gütig und gerecht geworden ist, der sich und seinen Schrullen in freundlicher Liberalität gegenübersteht, „schon um der anderen wegen", im Sprechen und Denken wie in seinen Umgangsformen ein Spiegelbild von Fontane selbst.

Dubslav von Stechlin, Major a. D. und schon ein gut Stück über Sechzig hinaus, war der Typus eines Märkischen von Adel, aber von der milderen Observanz, eines jener erquicklichen Originale, bei denen sich selbst die Schwächen in Vorzüge verwandeln. Er hatte noch ganz das eigentümlich sympathisch berührende Selbstgefühl all derer, die „schon vor den Hohenzollern da waren", aber er hegte dieses Selbstgefühl nur ganz im stillen, und wenn es dennoch zum Ausdruck kam, so kleidete sich's in Humor, auch wohl in Selbstironie, weil er seinem ganzen Wesen nach überhaupt hinter alles ein Fragezeichen machte. Sein schönster Zug war eine tiefe, so recht aus dem Herzen kommende Humanität, und Dünkel und Überheblichkeit (während er sonst eine Neigung hatte, fünf gerade sein zu lassen) waren so ziemlich die einzigen Dinge, die ihn empörten. Er hörte gern eine freie Meinung, je drastischer und extremer, desto besser. Daß sich diese Meinung mit der seinigen deckte, lag ihm fern zu wünschen. Beinah das Gegenteil. Paradoxen waren seine Passion. „Ich bin nicht klug genug, selber welche zu machen, aber ich freue mich, wenn's andere tun; es ist doch immer was drin. Unanfechtbare Wahrheiten gibt es überhaupt nicht, und wenn es welche gibt, so sind sie langweilig." Er ließ sich gern was vorplaudern und plauderte selber gern.

Der Stechlin. SW, Bd 8, S. 7 f.

Im Winter 1895 im Entwurf niedergeschrieben, 1896 überarbeitet, erscheint „Der Stechlin" im Herbst 1897 zum ersten Mal in der Zeitschrift „Ueber Land und Meer", die Buchausgabe kam kurz nach Fontanes Tod heraus.

... der Stoff, so weit von einem solchen die Rede sein kann — denn es ist eigentlich blos eine Idee, die sich einkleidet — dieser Stoff wird sehr wahrscheinlich mit einer Art Sicherheit Ihre Zustimmung erfahren. Aber die Geschichte, das was erzählt wird. Die Mache! Zum Schluß stirbt ein Alter und zwei Junge heiraten sich; — das ist so ziemlich alles, was auf 500 Seiten geschieht. Von Verwicklungen und Lösungen, von Herzenskonflikten oder Konflikten überhaupt, von Spannungen und Überraschungen findet sich nichts.

Einerseits auf einem altmodischen märkischen Gut, andrerseits in einem neumodischen gräflichen Hause (Berlin) treffen sich verschiedene Personen und sprechen da Gott und die Welt durch. Alles Plauderei, Dialog, in dem sich die Charaktere geben, und mit ihnen die Geschichte. Natürlich halte ich dies nicht nur für die richtige, sondern sogar für die gebotene Art, einen Zeitroman zu schreiben, bin mir aber gleichzeitig nur zu sehr bewußt, daß das große Publikum sehr anders darüber denkt und Redaktionen — durch das Publikum gezwungen — auch.

Theodor Fontane an Adolf Hoffmann. Berlin 1897 [Entwurf]

Im Winter habe ich einen politischen Roman geschrieben (Gegenüberstellung von Adel, wie er bei uns sein s o l l t e und wie er i s t). Dieser Roman heißt: „D e r S t e c h l i n".
Es ist dies der ganz in Nähe von Meseberg gelegene See, den Ihr Herr Sohn gewiß kennt und Sie vielleicht auch. — Um diesen See handelt es sich, trotzdem er nur zu Anfang und zu Ende mit etwa 5 Zeilen vorkommt. Er ist das Leitmotiv.

Theodor Fontane an Carl Robert Lessing. Karlsbad, 8. Juni 1896

THEODOR FONTANE AN ERNST HEILBORN

Eigenhändiger Brief. Berlin, 12. Mai 1897

Ich stecke so drin im Abschluß eines großen, noch dazu politischen (!!) und natürlich märkischen Romans, daß ich gar keine andern Gedanken habe und gegen alles andre auch gleichgültig bin. In solchem krankhaftem Zustande kann man nicht einmal blättern und suchen, denn alles, worauf das Auge fällt, ist von vornherein verurtheilt, wenigstens so weit Eignes in Betracht kommt.
Leider bleibe ich noch drei, vier Monat in diesem Zustand, dann aber bin ich wieder frei und melde mich als ein Genesener und wieder freudig zu Diensten Stehender.

DER STECHLIN

Roman

Berlin 1899 (16)

Ein politischer Roman, dieser neue Roman von Theodor Fontane. Denn der stille märkische See muß ja die großen Weltereignisse da draußen mitmachen. Und doch so gar nicht ein politischer Roman; besser, ein Buch politischer

Weisheit. Nicht auf das Alte, sondern auf das Neue kommt es an. „Ja, herabgestiegen ist alles, und es steigt immer weiter nach unten. Das ist, was man neue Zeit nennt, immer weiter runter." Das Schwergewicht hat sich verlegt, nach unten verlegt, und die soziale Frage möchte gern den „roten Hahn" im stillen Stechliner See spielen. Die adligen Familien sind bei Seite geschoben worden und — machen mit. Sie gönnen sich allerlei Gesinnungsluxusse, wie der alte Fontane sagt. Dem einen wird das Neue zu innerlichem Liberalismus, andere führt's zum Bebel-Mode-Mitmachen...

Wer Theodor Fontane nicht kennt, der möchte fragen: in welchem Lager wohnt das Recht? — Nicht bei der Bourgeoisie. Mit der will Fontane nichts zu schaffen haben. Die denkt nur an sich und tanzt um's goldene Kalb. „Oberklasse gutt, Unterklasse serr gutt; Mittelklasse nicht serr gutt," sagte Freund Wrschowitz, der Ungar. Recht hat das freie volle Menschentum, wie's sich auch stellt, diesseits und drüben. Und Typen dieses Menschentums, das innerlich Recht hat, hat Theodor Fontane in seinem neuen Roman fest und klar hingestellt, mit reicher Schaffenskraft und aus reichem Herzen. Es sind noch mehr Fontanesche Menschen in seinem neuen als in den meisten seiner früheren Bücher. Menschen mit klarem Kopf und warmem Herzen, liebenswürdige Causeurnaturen und voll der inneren Tapferkeit, auf die es ankommt. Und die haben auch in politischen Dingen immer Recht. Und wo die nicht aussterben, wird auch das Neue das Alte nicht verdrängen, das Ueberkommene das Junge nicht ersticken. Denn das Menschliche bleibt sich in allen Wandlungen doch gleich. Und in dem Sinne ist das junge Paar, das in Schloß Stechlin einzieht, ein altes, ein innerlich erprobtes Paar.

Man kann dem neuen Roman von Fontane zum Vorwurf machen, daß er eigentlich gar kein Roman ist. Handlung werden die einen vermissen und Oekonomie die andern; und haben damit auch Recht. Aber es giebt so viel Romane und so wenig gute Bücher, daß ich's dem alten Fontane verzeihen möchte, daß er diesmal „nur" ein gutes Buch gegeben.

Ernst Heilborn, Der Stechlin. — In: Das litterarische Echo 1 (1898/99), Sp. 58 f.

Ein noch runderes Bild seiner eigenen Persönlichkeit gibt der letzte Roman, den er als den eigentlichen Beichtroman betrachtete: „Der Stechlin". Die beiden Väter des jungen Paares, der märkische Junker Dubslav Stechlin und der weltmännisch-diplomatische Graf Barby, sehen einander nach dem Urteil ihrer eigenen Kinder ähnlich. Das Doppelwesen im Dichter, der Märker und der Franzose, der Freund der Heimat und der Freund des Fremden, der Volkstümliche und der Kulturfeine, der Einsiedler und der Weltmann, ist in beiden höchst wirksam nebeneinander gestellt. Auch ihnen, besonders dem alten Junker, leiht der Dichter manches Wort und manche Wendung, die nur einem Dichter gehört, und doch ist Fontane in dieser Doppelschöpfung aus dem eigensten Leben heraus Wirklichkeitsgestalter.

Paul Schlenther, Einleitung. — In: Theodor Fontane, Gesammelte Werke. Berlin 1919, S. L

Federzeichnung von Max Schwimmer zu „Der Stechlin“

Daß ich jedes gute Wort, das über Fontane geschrieben wird, mit Anteil lese, brauche ich nicht zu sagen. Mein eigener Versuch über ihn ist, glaube ich, noch immer das Beste, was ich kritisch zustande gebracht habe, und oft im Leben habe ich daran gedacht, daß Richard Dehmel mir als ganz jungem Menschen meine Fontane-Schülerschaft auf den Kopf zusagte und mir prophezeite, ihn liebend, würde ich ihn überwachsen. Nun, ich glaube nicht, daß ich je etwas wie Pastor Lorenzens Grabrede auf den alten Stechlin zu schreiben vermocht hätte, von der ich bei Ihnen mit größtem Beifall las, daß sie am 20. September 1948 an Fontanes Grabe rezitiert worden ist.

Thomas Mann an Henry H. H. Remak.
Pacific Palisades, 7. Februar 1951

Der Stechlin — das ist eines der weisesten Spiele, die mit der deutschen Sprache gespielt wurden. Mit leisen Worten verlockt einen der alte Zauberer, einzutreten in eine Welt, in seine Welt, in einen Winkel der märkischen Grafschaft Ruppin. In jener Gegend war 1819 Fontane zur Welt gekommen, als Mann hatte er sie durchwandert und durchforscht, mit siebenundsiebzig Jahren wandte er sich ihr wieder zu: sie kam herauf in seiner Erinnerung und ließ sich bevölkern von Geschöpfen, wie er sie liebte.
Es ist eine wunderbar schwebende Welt, die der alte Meister da entworfen hat, deutlich und doch wie in entfernendem Dunst, stofflich reich und doch beinahe gewichtlos, plauderhaft und doch vieles mit Wissen verschweigend oder nur andeutend, im Angesicht des Todes noch einmal Fülle des Lebens versammelnd und mit der Höflichkeit eines heiteren Herzens segnend. Segnend — auch wenn hinter alles ein Fragezeichen gesetzt wird, weil Vernunft und Skepsis durch den großen König eine Art von innerweltlicher Heiligung erfahren hatten und nicht verleugnet werden sollten, und dann, weil ein langes Leben die Hinfälligkeit und Wandelbarkeit aller menschlichen Verhältnisse gelehrt hatte. Ein deutscher Roman — es gibt nicht viele — von weltliterarischem Rang, und sein Held ist ein Preuße, in manchem Betracht Preußen selbst...
Dubslav, die Mark, Berlin, Preußen, Deutschland, Europa — in wachsenden Ringen dehnt sich das Blickfeld des Romans aus; der bei großen Ereignissen aufbrausende Stechlinsee ist ja ein Sinnbild dafür, daß jeder Punkt der Welt mit jedem andern geheimnisvoll in Beziehung steht und Wirkungen aussendet. Was in dieses Natursymbol gefaßt ist, gilt erst recht für die menschliche Gesellschaft, für die der Stände, der Stämme, der Völker. Heimatgefühl und Weltbürgertum sind da auf großgesinnte Weise zusammengebracht und miteinander verständigt, untheoretisch, stets mit der Fühlung, die echter politischer Sinn verleiht, und mit der Sorge des Vielerfahrenen, der weiß, wie jede Ordnung auf Schrauben steht und tiefer gefährdet ist, als die Menschen wissen. Dichterisch, d. h. seherisch im ursprünglichen Sinn, ist dieser obere Blick in die beständige Gefährdung, in die Doppeldeutigkeit der menschlichen Verhältnisse. Daß, wie Napoleon zu Goethe sagte, die Politik das Schicksal sei, hat kein deutscher Dichter in der zweiten Jahrhunderthälfte so wesentlich verstanden wie Fontane, weil er den Begriff des

Politischen unmittelbarer auf den Menschen in allen seinen Lebensäußerungen zurückbezog als jene, die bloß die wechselnden Spielregeln wechselnder Interessen bedachten.

Max Rychner, Nachwort. — In: Fontane, Der Stechlin. Zürich o. J., S. 597 ff.

Wir sprachen von Glück und Verzicht; von Vorbestimmung und von der Freiheit des Menschen in ihr; vom Erinnern, vom Geschehenen als einem Schutz vor dem Geschehenden; vom Einbilden als dem Übermut vor dem Verfügten, von der Resignation als der Demut davor; von Maß und Mut zum Kompromiß; vom Tod als der Hauptsache, von welcher schnell, beiläufig, leicht zu reden ist. Wo in Theodor Fontanes Lebenswerk ist das alles vollendet eingeschlossen in Sprache und Bild, so, daß jeder Laut und jeder Satz, jedes Motiv aus dem einen, selben Geiste strahlt und richtig aus dem Ganzen zurück ins Ganze wirkt? Das ereignet sich im letzten Werk, im „Stechlin". Es ist sein größtes; dasjenige, mit dem er unvergleichlich in den Prosa-Erfindungen seiner Ära steht. Da sind Chronik und Dichtung aufgehoben in einem oberen Feld des spielenden Geistes, wo Scheu und Leidenschaft sich in dem Gleichnis vom „gemalten Schnee" verständigen. Im „Stechlin" ist Fontane so völlig Herr über jeden Griff und Zugriff, als könne er ein Schiffstau durchs Nadelöhr ziehen. Aber er tut es nicht. Im „Stechlin" waltet nicht nur die Kunst des Verschweigens; die Kunst verschweigt sich selbst, nützt keine Funde aus und steigt dadurch empor zu einer Macht der Unscheinbarkeit, wie sie in Fontanes Jahrhundert nirgend sonst auftrat. Der Tod erregt in diesem Werk das Leben zu einer in Wohllaut und Heiterkeit blinkenden Fülle — aber das Blinken sind die Tränen. Noch bevor Fontanes Jahrhundert begann, war dieses Blinken da, durch Mozart. Und der Mann, der sich als zu den Musikbotokuden gehörig empfand, setzte in den weiten Raum seines gelebten Lebens noch einmal deutsche Sprache, empfangen aus dem reinsten Geist der Musik. Das Sterben und der Tod des alten Stechlin!

Werner Weber, Theodor Fontane. — In: Berliner Geist. Berlin 1963, S. 148 f.

THEODOR FONTANE

Kreidezeichnung von Max Liebermann, 1896

Leihgabe der Kunsthalle Bremen (24)

Ich gehe, wie Dir Mama wohl schon geschrieben, unruhigen Tagen entgegen: Sitzungstage, Maltage. Ich freue mich aber darauf, einmal, weil es nun doch endlich mal ein richtiger Maler ist, dem ich in die Hände falle, dann weil Liebermann ein ebenso liebenswürdiger wie kluger Mann ist.

Theodor Fontane an Mete Fontane. Berlin, 19. März 1896

Dieses Bildnis hatte sich vor allem deshalb so fest in meine Erinnerung geprägt, weil es sehr anders ist als die übrigen Fontane-Bildnisse, anders auch als Liebermanns wohlbekannte und häufig reproduzierte, gleichzeitige Lithographie, zu der es außerdem eine beinahe wörtliche Vorzeichnung gibt. Beide typischer Liebermann, repräsentativ und maßvoll, rasch, doch nicht zu rasch in der Handschrift, sicher und offenbar betont bürgerlich in der Annäherung an die Physiognomie: scharf charakterisierend, doch höflich Distanz haltend, würdig. Es gibt etliche solcher Männerbildnisse seiner Hand, gezeichnete, radierte und gemalte — nicht wenige nach bedeutenden Zeitgenossen aus der Geisteswelt. Und auch der größere Teil der Selbstbildnisse stellt sich gleichwertig und gleichartig daneben. Sie alle sind ungemein authentische, sprechende Vergegenwärtigungen des jeweils Dargestellten, getreuer und ähnlicher als alle Photographien von damals oder eine mit diesen wetteifernde, offizielle Porträtkunst in Malerei und Plastik. Authentische, wahrhaft dokumentierende Vergegenwärtigung auch eines ganzen Zeitalters. Wie glücklich wären wir, wenn es heute, neben den wenigen Ausnahmen in der Skulptur, etwas gäbe, das sich dieser Ikonographie an letzter, sachlicher Treue vergleichen ließe. Die einschlägigen Liebermann-Anekdoten fallen einem ein: „Ick habe Se viel ähnlicher jemalt, als Se überhoopt sind!“ oder: „Enn Wort, und ick mal Se ähnlich!“ ...

Ob Max Liebermann, den sie in Berlin später den „heimlichen Kaiser“ nannten, weil er in seinem Haus am Pariser Platz die geistige Elite der Zeit zu versammeln wußte, die Wilhelm II. am anderen Ende der Linden in sein Schloß nicht zu holen vermochte, ob der kluge und kritische Beobachter ahnte, was seine Zeichnung für einmal ans Licht hob — einen Hauch vom Rembrandtschen, von den letzten Dingen in der Kunst? Ob er wußte, warum er dieses Blatt beiseite legte, um das zweite zu beginnen, aus dem die stattlichere Lithographie wurde? Denn dies ist nicht Würde und Repräsentation, und da ist kein Ton von Bismarck-Zeit. Dieses Haupt ruht nicht gelassen und gerade auf dem Sockel eines statiösen Leibes. Fallende, fragile Schultern sind angedeutet, über denen sich ein dennoch leuchtendes Antlitz in leichter, beinahe angestrengter Schräge emporreckt. Nichts oder nur wenig von jener heiteren Sicherheit des „klassischen Greises“ lebt darin, viel aber vom Fragenden, Suchenden, Schweifenden des Kindes, als das er sich selbst begriffen hat. So verstanden offenbart das Blatt denn doch etwas vom Selbstbildnishaften in der Gestalt des alten Stechlin, dem der Pastor Lorenzen diese Worte am Sarg sagt: „Und das leitet mich denn auch hinüber auf die Frage nach seinem Bekenntnis. Er hatte davon weniger das Wort als das Tun ... Nichts Menschliches war ihm fremd, weil er sich selbst als Mensch empfand und sich eigener menschlicher Schwäche jederzeit bewußt war ... Er war das Beste, was wir sein können, ein Mann und ein Kind.“

Günter Busch, Max Liebermann - Theodor Fontane. — In: Neue Zürcher Zeitung vom 12. November 1966

Am 20. September 1898 abends starb Theodor Fontane an einem Herzschlag im Alter von 78 Jahren. Er wurde auf dem Friedhof der Französischen Reformierten Gemeinde beerdigt.

SO UND NICHT ANDERS

Eigenhändiger Gedichtentwurf mit Varianten. (31)

Im Druck erschien das Gedicht in folgender Form:

Die Menschen kümmerten mich nicht viel,
Eigen war mein Weg und Ziel.

Ich mied den Markt, ich mied den Schwarm,
Andre sind reich, ich bin arm.

Andre regierten (regieren noch),
Ich stand unten und ging durchs Joch.

Entsagen und lächeln bei Demütigungen,
Das ist die Kunst, die mir gelungen.

Und doch, wär's in die Wahl mir gegeben,
Ich führte noch einmal dasselbe Leben.

Und sollt' ich noch einmal die Tage beginnen,
Ich würde denselben Faden spinnen.

Neuere Fontane-Literatur

Gesamtausgaben, Briefsammlungen und Werke über Fontane.

Eine Auswahl (Buchvitrine)

Sämtliche Werke. Herausgegeben von Edgar Gross und Kurt Schreinert. Bd 1 ff. — München, Nymphenburger Verlagshandlung 1959 ff. Bis 1968 erschienen 22 Bände.

Sämtliche Werke. Herausgegeben von Walter Keitel. Bd 1 ff. — München, Carl Hanser 1962 ff. Bis 1968 erschienen 9 Bände.

Schriften und Glossen zur europäischen Literatur. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Werner Weber. Bd 1—2. — Zürich, Stuttgart, Artemis-Verlag 1965—1967. XIV, 345; XI, 591 S.

Briefe an Georg Friedlaender. Herausgegeben und erläutert von Kurt Schreinert. — Heidelberg, Quelle & Meyer 1954. 400 S.

Briefe in zwei Bänden. Ausgewählt und erläutert von Gotthard Erler. — Berlin, Weimar, Aufbau-Verlag 1968. IX, 514; 546 S. (Bibliothek deutscher Klassiker)

Briefe I. Briefe an den Vater, die Mutter und die Frau. Herausgegeben von Kurt Schreinert, zu Ende geführt und mit einem Nachwort versehen von Charlotte Jolles. Erste wort- und buchstabengetreue Edition nach den Handschriften. — Berlin, Propyläen-Verlag 1968 ff. 353 S.

Richard Brinkmann, Theodor Fontane. Über die Verbindlichkeit des Unverbindlichen. — München, Piper 1967. 204 S.

Peter Demetz, Formen des Realismus. Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen. — München, Carl Hanser 1964. 246 S.

Theodor Fontane und München. Briefe und Berichte. Herausgegeben von Werner Pleister. — München, Stadtbibliothek 1962. 156 S.

Hermann Fricke, Theodor Fontane. Chronik seines Lebens. — Berlin-Grunewald, Arani-Verlag 1960. 95 S.

Vincent J. Günther, Das Symbol im erzählerischen Werk Fontanes. — Bonn, Bouvier 1967. 138 S. (Bonner Arbeiten zur deutschen Literatur. Bd 16.)

Helmuth Nürnberger, Der frühe Fontane. Politik. Poesie. Geschichte. 1840 bis 1860. — Hamburg, Christian Wegner 1967. 442 S.

Helmuth Nürnberger, Theodor Fontane in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. — Reinbek, Rowohlt 1968. 188 S. (Rowohlts Monographien. Bd 145.)

Hubert Ohl, Bild und Wirklichkeit. Studien zur Romankunst Raabes und Fontanes. — Heidelberg, Lothar Stiehm 1968. 307 S.

Joachim Remak, The Gentle Critic. Theodor Fontane and German Politics. — 1848—1898. — Syracuse, Syracuse University Press 1964. X, 104 S.

Hans-Heinrich Reuter, Fontane. Bd 1—2. — München, Nymphenburger Verlagshandlung 1968. 1107 S., mit Abb.

Karl Richter, Resignation. Eine Studie zum Werk Theodor Fontanes. — Stuttgart, Berlin [u. a.], Kohlhammer 1966. 178 S. (Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur. 1.)

Herbert Roch, Fontane, Berlin und das 19. Jahrhundert. — Berlin-Schöneberg, Gebr. Weiß 1962. 290 S.

Jost Schillemeit, Theodor Fontane. Geist und Kunst seines Alterswerks. — Zürich, Atlantis-Verlag 1961. 165 S.

Schobeß, Joachim, Literatur von und über Theodor Fontane. 2. bedeutend vermehrte Auflage. Potsdam 1965. 183 S. (Bestandsverzeichnis des Theodor Fontane-Archivs Potsdam. Teil 2.)

Walter Wagner, Die Technik der Vorausdeutung in Fontanes „Vor dem Sturm" und ihre Bedeutung im Zusammenhang des Werkes. — Marburg, Elwert 1966. 145 S. (Marburger Beiträge zur Germanistik. 18.)

Lebensdaten

1819 30. Dezember: Henri Théodore (Theodor) Fontane in Neuruppin geboren als Sohn des Apothekers Louis Henri Fontane

1827 Übersiedlung der Eltern nach Swinemünde

1832 Auf dem Gymnasium in Neuruppin

1833 1. Oktober: Eintritt in die Friedrichswerdersche Gewerbeschule von K. F. Klöden in Berlin

1835 Erste Bekanntschaft mit Emilie Rouanet

1836 1. April: Lehrling in der Apotheke „Zum Weißen Schwan" von Wilhelm Rose

1840 Erste Veröffentlichungen im „Berliner Figaro"

1842—43 Apotheker in Dresden

1843 23. Juli: Bernhard von Lepel führt Fontane als Gast in den „Tunnel" ein

1844 1. April: Beginn des Militärjahres — Eintritt als Einjährig-Freiwilliger in das Garde-Grenadierregiment „Kaiser Franz". 25. Mai bis 10. Juni: Erste Reise nach London. 29. September: Aufnahme in den „Tunnel"

1845 Verlobung mit Emilie Rouanet

1847 2. März: Staatsexamen; Approbation als „Apotheker erster Klasse"

1848—49 Eintritt in das Krankenhaus Bethanien als pharmazeutischer Ausbilder

1849 Freier Schriftsteller. Korrespondent der „Dresdner Zeitung"

1850 Lektor im Literarischen Kabinett der Regierung (August bis September). 16. Oktober: Heirat

1851 Geburt des ersten Sohnes George Emile

1852 Zweiter Aufenthalt in England (April bis September). Berichte für Berliner Tageszeitungen, Korrespondenzen für die ministerielle preußische Presse

1852—55 Berlin, Tätigkeit als Herausgeber, Publizist und Kritiker

1855—59 Dritter und letzter Englandaufenthalt. Aufbau und Leitung einer „Deutsch-Englischen Pressekorrespondenz" im Auftrag der preußischen Regierung (September 1855 bis März 1856). Danach halbamtlicher Presse-Agent

1856 Geburt des Sohnes Theodore Henry

1858 9.—24. August: Reise mit Bernhard von Lepel nach Schottland

1859 15. Januar: Rückkehr nach Berlin. Beginn der „Wanderungen"

1860 Geburt der Tochter Martha, genannt Mete. 1. Juni: Eintritt in die Redaktion der Kreuz-Zeitung (bis 1870)

1864 Geburt des Sohnes Friedrich (später Verleger von Fontanes letzten Werken). Reisen nach Schleswig-Holstein und Dänemark

1866 Reisen zu den Schauplätzen des Krieges von 1866

1870 Bruch mit der Kreuz-Zeitung. Theaterkritiker für die Vossische Zeitung bis 1890. 27. September: Reise zu den Kriegsschauplätzen nach Frankreich. 5. Oktober: Kriegsgefangenschaft und Internierung. 5. Dezember: Rückkehr nach Berlin auf Intervention von Bismarck

1876 Sekretär der Akademie der Künste in Berlin (März bis Mai)

1878—98 Das Alterswerk (Romane und Novellen)

1890 2. Juni: Ende der Tätigkeit als Theaterkritiker für die Vossische Zeitung

1890—91 Erste Gesamtausgabe der erzählenden Werke in zwölf Bänden

1894 Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität

1898 20. September: Tod Fontanes in Berlin. 24. September: Beisetzung auf dem Friedhof der Französischen Reformierten Gemeinde im Norden Berlins

Theodor Fontanes Werke in Erstausgaben

Männer und Helden. Acht Preußen-Lieder. — Berlin, Hayn 1850. 35 S.

Von der schönen Rosamunde. Gedicht. — Dessau, Katz 1850. 60 S.

Gedichte. — Berlin, Reimarus 1851. VIII, 296 S.

Ein Sommer in London. — Dessau, Katz 1854. 281 S.

Aus England. Studien und Briefe über Londoner Theater, Kunst und Presse. — Stuttgart, Ebner & Seubert 1860. VIII, 326 S.

Jenseit des Tweed. Bilder und Briefe aus Schottland. — Berlin, Springer 1860. 352 S.

Balladen. — Berlin, Hertz 1861. 278 S.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg [1]. — Berlin, Hertz 1862. XI, 475 S.

Das Oderland. Barnim. Lebus. — Berlin, Hertz 1863. V, 548 S. (Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 2.)

Der Schleswig-Holsteinische Krieg im Jahre 1864. — Berlin, Decker 1866. VII, 376 S., mit Abb.

Der deutsche Krieg von 1866. Mit Illustrationen von Ludwig Berger. Bd 1 bis 2. — Berlin, Decker 1870—71.

1,1. Der Feldzug in Böhmen und Mähren. Bis Königgrätz. 466 S.
1,2. Königgrätz. Bis vor Wien. S. 467—735.
2. Der Feldzug in West- und Mitteldeutschland. VII, 395 S.

Kriegsgefangen. Erlebtes 1870. — Berlin, Decker 1871. VIII, 336 S.

Aus den Tagen der Occupation. Eine Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen 1871. Bd 1—2. — Berlin, Decker 1872. IV, 304; VI, 351 S.

Ost-Havelland. Die Landschaft um Spandau, Potsdam, Brandenburg. — Berlin, Hertz 1873. VIII, 460 S. (Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 3.)

Der Krieg gegen Frankreich 1870—71. Bd 1—2. — Berlin, Decker 1873 bis 1875.

1. Der Krieg gegen das Kaiserreich. Bis Gravelotte, 18. August 1870. XXVII, 854 S.
2. Der Krieg gegen die Republik. In und vor Paris bis zum 24. December. XXXIV, 1027 S.

Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13. Bd 1—4. Berlin, Hertz 1878. 62, 220, 244, 285 S.

Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik. — Berlin, Hertz 1880. 156 S.

Ellernklipp. Nach einem Harzer Kirchenbuch. — Berlin, Hertz 1881. 177 S.

L'Adultera. Novelle. — Breslau, Schottländer 1882. 223 S.

Spreeland. Beeskow—Storkow und Barnim—Teltow. — Berlin, Hertz 1882. IX, 459 S. (Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 4.)

Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes. — Leipzig, Friedrich 1883. 229 S.

Graf Petöfy. Roman. — Dresden, Leipzig, Dürselen 1884. 285 S.

Unterm Birnbaum. — Berlin, Grote 1885. 156 S.

Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860. — Berlin, Hertz 1885. 260 S.

Cécile. Roman. — Berlin, Dominik 1887. 296 S.

Irrungen Wirrungen. Roman. — Leipzig, Steffens 1888. 284 S.

Fünf Schlösser. Altes und Neues aus Mark Brandenburg. — Berlin, Hertz 1889. VII, 468 S.

Gesammelte Romane und Novellen. Bd 1—12. — Berlin, Deutsches Verlagshaus; [Bd 6—12:] Friedrich Fontane 1890—1891.

Stine. — Berlin, Friedrich Fontane 1890. 175 S.

Quitt. Roman. — Berlin, Hertz 1891. 338 S.

Unwiederbringlich. Roman. — Berlin, Hertz 1892. 343 S.

Frau Jenny Treibel oder „Wo sich Herz zum Herzen find't". Roman aus der Berliner Gesellschaft. — Berlin, Friedrich Fontane 1892. 336 S.

Von, vor und nach der Reise. Plaudereien und kleine Geschichten. — Berlin, Friedrich Fontane 1893. 238 S.

Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman. — Berlin, Friedrich Fontane 1894. 321 S.

Effi Briest. Roman. — Berlin, Friedrich Fontane 1896. 520 S.

Die Poggenpuhls. Roman. — Berlin, Friedrich Fontane 1896. 176 S.

Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. — Berlin, Friedrich Fontane 1898. 679 S., mit Abb.

Der Stechlin. Roman. Berlin, Friedrich Fontane 1899. 517 S.

Causerien über Theater. Hrsg. von Paul Schlenther. — Berlin, Friedrich Fontane 1905. XX, 451 S.

Gesammelte Werke. 2 Serien, 19 Bde. — Berlin, Friedrich Fontane 1905 bis 1908, mit Abb., Taf. u. Faks.

Aus dem Nachlaß. Hrsg. von Josef Ettlinger. — Berlin, Friedrich Fontane 1908. XVIII, 316 S., mit Abb.

Mathilde Möhring. Nachgelassener Roman. — Berlin, S. Fischer 1914. 162 S.

Gesamtausgabe der erzählenden Schriften. Bd 1—9. — Berlin, S. Fischer 1925.

Sämtliche Werke. Herausgegeben von Edgar Gross und Kurt Schreinert. Bd 1 ff. — München, Nymphenburger Verlagshandlung 1959 ff. Bis 1968 erschienen 22 Bände.

Sämtliche Werke. Herausgegeben von Walter Keitel. Bd 1 ff. — München, Hanser 1962 ff. Bis 1968 erschienen 9 Bände.

Nachwort

In einem seiner Briefe an den Neuruppiner Schulrektor Wilhelm Schwartz stellte Theodor Fontane einmal sehr in Zweifel, ob „nach zwanzig oder dreißig Jahren" von ihm und seinen Arbeiten überhaupt noch die Rede sein werde. Längst ist diese Frage beantwortet, und heute, nahezu 100 Jahre nach jener skeptischen Betrachtung, bedarf die Bedeutung Fontanes keiner Begründung mehr. Sein Rang in der Geschichte deutscher Dichtung ist unbestritten, seine Gestalt überragt fast alle Dichter seiner Zeit, und die Wirkungen seines Werkes sind weit über das Jahrhundert, dem er zugehörte, hinausgewachsen. Das Jahr des 150. Geburtstags gibt daher nur den äußeren Anlaß zu einer Ausstellung, die den Versuch unternimmt, einzelne Schwerpunkte seines Schaffens hervorzuheben und in ihrer Weise und mit ihren Mitteln Leben und Leistung Fontanes in originalen Dokumenten zu vergegenwärtigen.

Es ist nicht zufällig, wenn für manche vielleicht auch etwas überraschend, daß diese Ausstellung im Schiller-Nationalmuseum veranstaltet wird. Doch Fontane ist den Marbacher Archiven kein Unbekannter. Handschriften von Gedichten und Briefen finden sich schon in älteren Beständen, bei Berthold Auerbach und im Nachlaß Hermann Hauffs, dem langjährigen Redakteur des Cotta'schen Morgenblattes, das von 1843—1865 Beiträge Fontanes brachte, bei Cäsar Flaischlen, dem Redakteur der Zeitschrift Pan, oder in den Hinterlassenschaften von Harry Maync und Eberhard von Bodenhausen.

Fontane als Autor zu gewinnen, hat der Cotta-Verlag zwar versäumt, aber da 1901 der Verlag von Wilhelm Hertz durch Kauf in den Besitz der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger überging, kam er gleichsam posthum doch noch zu Cotta, und gelangte seine umfangreiche Korrespondenz mit Hertz in das Cotta'sche Verlagsarchiv, das sich als Stiftung des Verlags der Stuttgarter Zeitung im Museum befindet. 570 Originalbriefe Fontanes umfaßt diese Sammlung. Dazu kommen mancherlei Manuskripte, ferner Hunderte an Briefen von Familienangehörigen und schließlich rund 1000 Briefe und Geschäftspapiere von Cotta und Hertz an Fontane und seine Erben.

Dieser Bestand wurde nach der Gründung des Deutschen Literaturarchivs im Jahre 1955 konsequent und mit besonderer Aufmerksamkeit erweitert und ausgebaut. Das Archiv bemühte sich — anfangs beinahe als einziges öffentliches Institut, später in Verbindung mit dem Fontane-Archiv in Potsdam und seit einigen Jahren auch im Kontakt mit der Staatsbibliothek (Stiftung Preußischer Kulturbesitz) in Berlin — die an den verschiedensten Orten im Handel, zumeist bei Auktionen, auftauchenden Manuskripte und Briefe Fontanes zu erwerben und vor weiterer Zersplitterung für die Forschung zu sichern.

In Verlust geraten und in alle Welt zerstreut ist ja schon so vieles, und das Schicksal des Fontane-Nachlasses gehört zu den wenig erfreulichen Kapiteln in der Geschichte der Überlieferungspflege deutscher Dichterhandschriften. Zwar hat die Witwe Fontanes eine Reihe Manuskripte veröffentlichter Romane bereits 1901 dem Märkischen Museum geschenkt, doch der eigentliche literarische Nachlaß, der rund 1800 Briefe und etwa 20 000 Manuskriptseiten zählte, wurde im Oktober 1933 in Einzelteilen versteigert, nachdem er zuvor der Preußischen Staatsbibliothek geschlossen angeboten, aber von ihr in jenen Jahren wirtschaftlicher Krise nicht erworben worden war. Der größte Teil des Nachlasses blieb allerdings auch auf der Auktion unverkäuflich und gelangte zwei Jahre später in ziemlicher Geschlossenheit in den Besitz des Provinzialverbandes von Brandenburg.
Doch nur kurze Zeit war der Nachlaß der Forschung zugänglich, dann brachte der 2. Weltkrieg durch Auslagerung, Zerstörung und Plünderung schwerste Verluste. Die geretteten Bestände wurden in dem Potsdamer Fontane-Archiv, das inzwischen der Deutschen Staatsbibliothek in Berlin angeschlossen ist, vereinigt, katalogisiert und systematisch ergänzt.
Die Fontane-Sammlung des Deutschen Literaturarchivs, die ständig weiter ausgebaut wird, umfaßt zur Zeit 30 Gedicht- und 35 Prosamanuskripte, zum Großteil Entwürfe, ferner 860 Originalbriefe. Dazu kommen rund 700 Titel an Primär- und Sekundärliteratur sowie eine größere Sammlung von Zeitungsausschnitten. Die Briefe an Wilhelm Hertz, ediert von Kurt Schreinert, werden in zwei Bänden im kommenden Jahr innerhalb der „Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft" herausgegeben, die Briefe an Hermann Kletke in Verbindung mit dem Deutschen Literaturarchiv als besondere Publikation des Hanser-Verlags von Helmuth Nürnberger vorgelegt werden. Ein genaues Verzeichnis aller Marbacher Fontane-Handschriften wird im diesjährigen Band des Jahrbuchs der Deutschen Schillergesellschaft erscheinen.
Die Ausstellung präsentiert im wesentlichen eine Auswahl aus den Beständen der eigenen Sammlung. Sie erfuhr jedoch eine glückliche Bereicherung, vor allem an Erstausgaben, Porträts und Landschaften, durch eine Reihe wichtiger Leihgaben aus dem Besitz der Erben Fontanes, von privaten Sammlern und öffentlichen Instituten. Allen Leihgebern, deren Namen in dem folgenden Verzeichnis genannt werden, gilt aufrichtiger Dank für die Großzügigkeit, mit der sie unserer Bitte um Überlassung wertvoller Stücke entsprachen.
Wie in früheren Jahren danken wir der Turmhaus-Druckerei Stuttgart, besonders den Herren Fink und Geißel, für die rasche und exakte Besorgung des Katalogdruckes und Herrn Professor Carl Keidel für den Entwurf des Einbands und des Plakats.
Die Gestaltung der Ausstellung und die Bearbeitung des Katalogs, der die Tradition der Marbacher Katalog-Bücher fortsetzt, war Herrn Dr. Walther Migge übertragen. Herzlicher Dank gebührt daher vor allem ihm und seinen beiden Mitarbeiterinnnen Fräulein Ingrid Bode und Frau Anneliese Hofmann.

Bernhard Zeller

VERZEICHNISSE

Personenregister

Zusammengestellt von Elke Evert

Ackermann, Paul 131
Alboth, G. 18
Alexis, Willibald 18, 19, 30, 75, 120, 163, 207
Allom, Thomas 67
Ancillon 18
Ancillon, Charles 16
Anker, Hanns 111
Anzengruber, Ludwig 128
Ardenne, Armand von 185, 186
Ardenne, Else von 186
Ardenne, Manfred von 186
Arnim, Achim von 72
Arnim, Adolf Heinrich von 27
Arnstadt [=Arnstedt], Luise Charlotte von 119
Avenarius, Ferdinand 205

Backofen, Franz 19
Balzac, Honoré de 22, 163, 175
Bauer Café, Berlin 89
Baxter, George 68
Bebel, August 212
Beckmann, Wilhelm 186, 187
Behmer, Marcus 192, 193
Béringuier, Richard 23
Beutner, Tuiscon 85, 87
Beyrich, Clementine 202
Bierbaum, Otto Julius 89
Björnson, Björnstjerne 128
Bismarck, Otto von 36, 105, 126, 141, 142, 163, 195, 196, 197, 198, 199, 216
Blechen, Karl 115, 116
Blomberg, Hugo von 58
Blücher von Wahlstatt, Gebhard Fürst 36, 40
Blumenthal, Louise Johanne Leopoldine von 104
Bock, Elfried 50
Bodenhausen, Eberhard von 188
Böhm, R. geb. von Meyerinck 181
Bölsche, Wilhelm 22, 134, 158, 180
Bormann, Karl 49, 50, 113
Borsig, August 27, 105
Boufleurs [=Boufflers], Louis François von 14
Bourmont, Louis Auguste Victor 72
Brahm, Otto 119, 123, 128, 129, 130, 131, 132, 145, 169, 174
Brandl, Alois 201
Brockhaus, Friedrich Arnold 82
Brouver, Jan 15
Brunnemann, R. geb von Meyerinck 181
Bürger, Gottfried August 39
Burckhardt, Jacob 48
Burger, Adolf 115
Busch, Georg Paul 104
Busch, Günter 216
Byron, George Gordon Noël Lord 41

Calvin, Jean 16
Casper, Johann Ludwig 134
Chamisso, Adelbert von 30, 47, 72, 109
Chodowiecki, Daniel 105
Cook, Henry R. 102
Cotta, Georg von 27
Cruikshank, George 166

Dahn, Felix 20, 29
Daudenarde, Amédée 143
Daudet, Alphonse 166
Decker, Rudolf von 141, 142, 151
Dehmel, Richard 214
Dewitz, von 181
Dickens, Charles 67, 175
Doderer, Heimito von 158
Döring, Theodor 127
Dominik, Emil 169, 172, 176
Dostojewski, Fjodor M. 201
Douglas 95
Douglas, Lady 95
Douglas, Willy 95
Dove, Heinrich Wilhelm 27
Droysen, Johann Gustav 195
Duncker, Alexander 56
Duperré, Victor Guy Baron 72

Ebner & Seubert, Verlag 77
Eggers, Friedrich 46, 49, 60
Eggers, Karl 198
Eichendorff, Joseph von 30, 46, 48
Elisabeth I. Königin von England 73
Eloesser, Arthur 123, 164
Engel, Eduard 166
Erman 18
Ettlinger, Josef 18
Eulenburg, Philipp Fürst zu 196

Faesi, Robert 184
Fechner, Hanns 200
Fechner, Wilhelm 136
Flaubert, Gustave 22, 194, 201
Fontane, Emilie (Mutter) 20, 21, 28, 67, 78, 144
Fontane, Emilie (Frau von Theodor) 23, 29, 49, 50, 65, 66, 70, 71, 75, 76, 87, 88, 114, 128, 136, 143, 167
Fontane, Friedrich (Sohn) 145, 164, 174, 178
Fontane, George (Sohn) 136, 164
Fontane, Louis Henri (Vater) 20, 21, 28, 72, 144
Fontane, Mete (Tochter) 91, 129, 132, 136, 137, 163, 164, 168, 182, 196, 198, 199, 215
Fontane, Theodor (Sohn) 118, 164, 170, 183
Forcade 18
Forot, Capitaine 142
Fouqué, Charles de la Motte 14, 22
Fouqué, Friedrich de la Motte 14, 18, 19, 30
Fouqué, Heinrich August de la Motte 14
François, Luise von 18, 20, 153
Freytag, Gustav 67, 124, 207
Fricke, Hermann 206
Friedlaender, Georg 135, 145, 161, 172, 178, 192, 197, 199, 206
Friedrich II. König von Preußen 36, 50, 104, 105, 109, 118, 141, 196
Friedrich III. Deutscher Kaiser 141
Friedrich Karl Prinz von Preußen 36, 119
Friedrich Wilhelm I. Kurfürst von Brandenburg 15, 36, 102
Friedrich, Wilhelm 167, 168
Fritsch, K.E.O. 164
Fritz, Gottlieb 136

Gaudy, Franz von 30
Geibel, Emanuel 30
Gentz, Wilhelm 101
Gernac, Graf 14
Gerson, Hermann 183
Gluck, Christoph Willibald 50
Goethe, Johann Wolfgang von 48, 75, 88, 183, 185, 214
Goncourt, Edmond de 128
Goncourt, Jules de 128
Gontard 18
Goritz, Otto 128
Gottheil, Julius 108, 109
Graun, Karl Heinrich 96
Groß, Edgar 124
Grosser, Julius 167
Gude, geb. Baronesse Anker 164
Gutzkow, Karl 124

Haering, Heinrich Georg Wilhelm s. Alexis, Willibald
Hagen, Friedrich von der 107
Hanfstaengl, Franz 44
Hanser, Carl, Verlag 198
Harden, Maximilian 22, 23, 50, 118, 141, 145, 157, 174, 195, 198, 199, 201
Hart, Heinrich 147
Hartmann, Ernst 52, 55
Haseler, H. 64
Hauptmann, Gerhart 124, 128, 130, 131, 133, 134, 136, 201, 202
Hausenstein, Wilhelm 194
Havell, Daniel 64
Heckmann 50
Heilborn, Ernst 204, 211, 212
Heimann, Moritz 147
Heine, Heinrich 54, 56, 201
Heinrich Prinz von Preußen 104
Heinrich IV. König von Frankreich 13, 14
Henning, E. 126
Hertz, Hans 190, 207
Hertz, Wilhelm 77, 97, 98, 100, 108, 109, 114, 118, 142, 151, 152, 153, 157, 159, 160, 178, 181, 190
Herwegh, Georg 32, 34, 73, 82
Hesekiel, George 59, 85, 86, 87, 163
Heyden, August von 113
Heyse, Paul 27, 37, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 56, 77, 84, 86, 97, 105, 155, 161, 166, 179
Hillwig, Th. 66
Hirschfeld, Georg 128
Hitzig, Eduard 30
Hölderlin, Friedrich 23
Hoffmann, Adolf 211
Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus 30
Hofmann, Ludwig von 90
Hofmannsthal, Hugo von 89
Holtze, Friedrich Wilhelm 113
Holz, Arno 128, 178
Homeyer, Fritz 193
Hondthorst, van 15
Hosemann, Theodor 81, 83
Hürlimann, Martin 209
Humboldt, Alexander von 38
Hugo, Victor 141

Ibsen, Henrik 128, 130, 132, 164
Itzenplitz 96, 118

Jacobi, Heinrich 18, 120
Jordan 18
Josty Café, Berlin 89
Juryse, W. 102

Kästner, Erich 175
Kafka, Franz 158
Kahle, Richard 125
Karl Theodor
Kurfürst von Pfalz-Bayern 186
Karpeles, Gustav 160
Kassner, Rudolf 136
Katte, Hans Hermann von 109
Keitel, Walter 198
Keller, Gottfried 49
Kerr, Alfred 164
Kersting, Ernst 32
Kersting, Georg Friedrich 22
Kersting, Richard 32
Klages, Ludwig 201
Kleist, Heinrich von 109, 158
Kletke, Hermann 88, 89, 153
Klopstock, Friedrich Gottlieb 170
Klutterbuck 84
Knobelsdorff, Georg Wenzeslaus von 104
Köckeritz 96, 118
Kopp 115
Korneck, Albert 18
Kröner, Adolf 178, 179
Kühn, Gustav 103, 157
Kühnast, Clara 190
Kugler, Clara 53
Kugler, Franz 29, 30, 45, 47, 48, 49, 52, 53, 54, 56, 57, 81
Kugler, Luise 29
Kugler, Margarete 44, 53
Kurz, Georg Michael 109

Lafontaine=Tunnelname Fontanes
Lancizolle 18
Lassalle, Ferdinand 40
Lassally, M.W. 192
Laube, Heinrich 124
Lazarus, Moritz 49, 57, 142
Le Constant 96
Lecoq 18
Le Gaillard 96
Lehmann, Else 133
Leistikow, Walter 89, 102, 174
Lemke, Karl 151, 194
Lenau, Nikolaus 32
Lepel, Bernhard von 32, 36, 38, 39, 46, 49, 56, 72, 82, 116, 117, 141
Lessing, Carl Robert 211
Lessing, Emma 185, 190
Lessing, Gotthold Ephraim 163
Lessing, Theodor 202
Liebermann, Max 90, 175, 185, 189, 192, 198, 215, 216
Liliencron, Detlev von 173
Lindau, Paul 159, 160, 163
Lindenberg, Paul 179
Löffler, Ludwig 58
Loeillot, W. 104, 108
Löwenstein, Rudolf 30
Louis Ferdinand Prinz von Preußen 169
Lucae, Richard 49, 112
Ludwig XIV. König von Frankreich 14
Ludwig, Maximilian 124
Lübke, Wilhelm 49, 114
Lüderitz 118
Lukacs, Georg 169, 194

Macaulay, Thomas Babington 106
Mandel, Eduard 48
Mann, Heinrich 13, 151, 194
Mann, Thomas 185, 192, 199, 200, 206, 214
Maria Stuart Königin von Schottland 63, 95
Marwitz, Friedrich August Ludwig von der 151
Mathieu, Cardinal
Erzbischof von Besançon 142
Matkowsky, Adalbert 125, 127
Mauch, M. 102
Maupassant, Guy de 166, 201
Mauthner, Fritz 136, 176
Maximilian II. König von Bayern 47
Meier-Graefe, Julius 89
Melcher, W. 107
Menzel, Adolph 30, 36, 48, 49, 50, 51, 52, 56, 89, 123, 198
Merckel, Henriette von 58, 71, 84, 85
Merckel, Wilhelm von 32, 40, 46, 49, 58, 77, 84
Metzel, Ludwig 69
Meyer, Conrad Ferdinand 182
Meyer, Johann 173
Michelet 18
Milton, John 41
Minder, Robert 23
Mörike, Eduard 36, 37, 46, 47, 54, 56
Montaigne, Michel de 13
Mozart, Wolfgang Amadeus 215
Muret, Eduard 15
Mutzenbecher, Kurt 188

Napoleon I. Kaiser von Frankreich 166, 196, 214
Napoleon III. Kaiser von Frankreich 143
Nicolai, Friedrich 163
Nikolaus I. Zar von Rußland 63
Nus, W. 174

Otto, Wilhelm 186

Pantenius, Theodor Hermann 204
Pastor, Willy 146
Payne, Albert Henry 126
Percy, Thomas 73
Pesne, Antoine 104
Pfuel, Ernst von 101

Pietsch, Ludwig 198
Pilartz 196
Piloty, Carl von 37
Pinkus, Klaus 151, 194
Platen, August von 32, 38, 41
Pleß 105
Plessen-Ivenack, Baron 181
Poppel, Johann 27, 109
Prenzlow, Johann 107
Prümm, Theodor 97
Prutz, Robert 84
Puttlitz 118

Quitzow 107, 118, 119

Rabelais, François 23
Radziwill 105
Raeburn, Henry 74
Ravené 165
Remak, Henry H. H. 214
Rembrandt 216
Reuleaux, Franz 161
Richelieu, Armand Jean du Plessis Herzog von 14
Richter, Heinrich 178
Richter, Jean Paul Friedrich 40
Richter, Marie 178
Rilke, Rainer Maria 89
Robillard, Suzanne de 14
Rodenberg, Julius 18, 113, 118, 156, 157, 181, 182
Rohr, Mathilde von 66, 117, 153, 166
Roquette, Otto 18, 19, 20, 46, 49, 114
Rorich, C. 202
Rose, Wilhelm 90
Rothschild 69
Rychner, Max 182, 193, 215

Sands, James 67
Saphir, Moritz 30, 32
Schadow, Gottfried 105
Scheffel, Joseph Viktor 207
Scherenberg, Christian Friedrich 30, 32, 38, 40, 41, 42, 43, 44, 59, 105, 141
Schering, Emil 136
Scherz, Hermann 63
Schiller, Friedrich von 33, 58, 125, 132, 141, 183, 198, 207
Schinkel, Karl Friedrich 27, 102, 103
Schlaf, Johannes 128, 178
Schlenther, Paul 123, 124, 128, 136, 137, 158, 162, 164, 170, 173, 176, 212
Schneider, Louis 32, 40
Scholz, Siegmund 206
Scholz, Wilhelm 87
Schottlaender, Salo 145, 163
Schreinert, Kurt 135
Schröder, Rudolf Alexander 52
Schwab, Gustav 27, 28, 30, 34, 36
Schwartz, Wilhelm 107
Schwerin 96
Schwimmer, Max 213
Scott, Walter 18, 22, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 201
Seiffert, Hans Werner 185
Seydlitz, Friedrich Wilhelm von 36
Shakespeare, William 75, 128
Smidt, Heinrich 59
Sorma, Agnes 128
Spargnapani Café, Berlin 89
Spielhagen, Friedrich 204
Stauffer-Bern, Karl 52
Steffens, F. W. 171
Stehely Café, Berlin 89
Stendhal 22
Stephany, Friedrich 130, 133, 172
Stern, Siegmund 32
Stockhausen, Clara 160, 182
Stockhausen, Julius 160
Störtebeker, Klaus 206, 207
Storm, Theodor 27, 30, 34, 36, 48, 49, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 73, 125, 153, 154
Strachwitz, Moritz Graf 30, 39, 40, 44, 58
Strindberg, August 201
Stuck, Franz 90
Swebach, Edouard 166

Thackeray, William Makepiece 67
Thoma, Ludwig 183
Tolstoi, Leo 128
Treitschke, Heinrich von 195
Tucholsky, Kurt 175
Turgenjew, Iwan 164

Uchtenhagen 107
Ulrich, Gerhard 171

Viardot, Pauline 49
Victor Emanuel I. König von Italien 69
Victoria Königin von England 69
Vierge, M. 143
Vogeler, Heinrich 89
Voltaire 14, 22, 23

Walker, William 74
Wallenstein, Albrecht von 198
Wangenheim 141, 143
Wangenheim, Karl Hermann von 142
Weber, Werner 215
Weiß, Hermann 126
Widmann, Joseph Viktor 144, 164, 191
Wiegand, Verlag 82

Wiese, R. 113
Wilbrandt, Adolf 29
Wildenbruch, Ernst von 124, 125, 126, 129
Wilhelm I. Deutscher Kaiser 50, 196
Wilhelm II. Deutscher Kaiser 198, 216
Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth 157
Winterfeldt 96
Witte, Anna 112, 191
Wolff, Julius 170
Wolff, Karl 36
Wolff, Theodor 178
Wolfsohn, Wilhelm 34, 65, 82, 84
Wrangel, Friedrich Heinrich E. von 36

York von Wartenburg, Ludwig Graf 36

Zieten 96
Zieten, Hans Joachim von 36, 104, 105, 107, 118, 141
Zobeltitz, Hanns von 204
Zöllner, Karl 49, 89
Zola, Emile 22, 164, 166, 201

Verzeichnis der Leihgeber

(1) Prof. Dr. Manfred von Ardenne, Dresden
(2) Ingrid Bode, Marbach
(3) Wilfried Bökenkamp, Bielefeld
(4) Dr. Jürgen Eyssen, Hannover
(5) Winfried Feifel, Marbach
(6) Ingeborg Fontane, Düsseldorf
(7) Joachim Th. Fontane, Hamburg
(8) Dr. Hermann Fricke, Schweighof/Badenweiler
(9) Mechthild Gräfin Harrach, München
(10) Gerda Jacobsen, Hamburg
(11) Günther Mecklenburg, Marburg
(12) Dr. Walther Migge, Marbach
(13) Ellen Otten, Minusio/Tessin
(14) Ella Petersen, Murnau
(15) Dr. Hjalmar Schacht, München
(16) Freiherr von Stoltzenberg, Schleswig
(17) Widolf Wedlich, Tübingen

(18) Bayerische Staatsbibliothek, München
(19) Bayerische Staatsgemäldesammlungen, München
(20) Berlin-Museum, Berlin
(21) Hugenotten-Museum, Berlin, DDR
(22) Institut für Theaterwissenschaften der Universität Köln, Schloß Wahn
(23) Institut für Theaterwissenschaften der Universität Köln (Sammlung Niessen), Schloß Wahn
(24) Kunsthalle Bremen
(25) Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek, Göttingen
(26) Oberstadtdirektion der Stadt Wuppertal, Stadtbibliothek
(27) Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Kiel
(28) Staatliche Museen zu Berlin — Kupferstichkabinett — DDR
(29) Staatsbibliothek der Stiftung Preußischer Kulturbesitz — Bildarchiv Handke — Berlin
(30) Staatsbibliothek der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Berlin
(31) Staatsbibliothek der Stiftung Preußischer Kulturbesitz — Handschriftenabteilung — Berlin
(32) Staatsgalerie Stuttgart
(33) Universität Hamburg — Literarwissenschaftliches Seminar — Theatersammlung
(34) Universitätsbibliothek Bonn
(35) Universitätsbibliothek Heidelberg
(36) Wissenschaftliche Stadtbibliothek Mannheim

Verzeichnis der Abbildungen

Medaille zur Feier des zweihundertjährigen Bestehens der Französischen Kolonie in Preußen 13

Charles Ancillon, Histoire de l'Etablissement des François Refugiez. 1690. Titelblatt 17

Die Eltern Theodor Fontanes nach zeitgenössischen Silhouetten 21

Statuten des Sonntags-Vereins im „Tunnel über der Spree". Titelblatt 31

Theodor Fontane. Kreidezeichnung von Friedrich Georg Kersting, Dresden 1843 . . . . . nach Seite 32

Willibald Alexis. Stahlstich von G. Alboth, 1841 . . . . vor Seite 33

Theodor Fontane, Ein Jäger. Gedichthandschrift 35

Christian Friedrich Scherenberg. Holzschnitt 43

Theodor Fontane. Bleistiftzeichnung von Luise Kugler . . nach Seite 48

Moritz Graf Strachwitz, Gedichte. Breslau 1850. Einband nach Seite 48

Paul Heyse. Photographie von Franz Hanfstaengl . . . . vor Seite 49

Franz Kugler. Stahlstich von E. Mandel nach einer Zeichnung von Adolph Menzel . . . . . vor Seite 49

Einladungskarte zu einer „Rütli"-Sitzung. Federzeichnung von Adolph Menzel 51

Theodor Storm. Holzschnitt von E. Hartmann 55

Adolph Menzel. Radierung von Karl Stauffer-Bern . . . nach Seite 64

Berliner Schriftsteller auf einer Landpartie am Schlachtensee. Holzschnitt nach einer Zeichnung von L. Löffler . . nach Seite 64

Sir Walter Scott. Kupferstich von William Walker . . . vor Seite 65

The National Gallery — Charing Cross. Stahlstich von Sands, um 1850 . . . . . vor Seite 65

Emilie Fontane. Pastell von Th. Hillwig, 1848 . . . . . vor Seite 81

Berlin, Café Bauer unter den Linden. Postkarte um 1890 vor Seite 81

Zeitungs-Correspondent. Lithographie von Theodor Hosemann 83

Neue Preußische Zeitung Nr. 272 vom 21. November 1863 86

Pan-Signet von Franz Stuck 90
Frankfurt an der Oder. Lithographie von W. Loeillot, um 1855 . . . . . nach Seite 96
Nordwestliche Ansicht vom Kloster Corin. Schloß und Stadt Cöpenik. Zwei Stahlstiche von Cook . . . . . vor Seite 97
Karte der Provinz Brandenburg 99
Lenyn. Vignette von Hanns Anker 111
Theodor Fontane. Holzschnitt des Verlages Schottlaender, Breslau 1892 . . . . . nach Seite 112
Theodor Fontane, Unwiederbringlich. Einband der Erstausgabe . . . . . vor Seite 113
Theaterkasse. Nach einem Holzschnitt von Adolph Menzel 123
Freie Bühne für modernes Leben. Jg 1, H. 41, 1890 . . . 129
Der Thiergarten in Berlin. Stahlstich von C. Rorich . . . nach Seite 144
Märkische Landschaft. Lithographie von Walter Leistikow vor Seite 145
Theodor Storm an Theodor Fontane. 16. November 1876 . 154
Tangermünd. Kupferstich von Merian 159
Federzeichnung zu „Irrungen Wirrungen“ von Gerhard Ulrich 171
Lithographie zu „Effi Briest“ von Max Liebermann . . . 185
Lithographie zu „Effi Briest“ von Max Liebermann . . . 189
Else Freifrau von Ardenne. Photographie 1887 . . . . . nach Seite 192
„Effi Briest“. Entwurf zu den letzten Kapiteln . . . . . nach Seite 192
Otto von Bismarck. Photographie von Pilartz . . . . . vor Seite 193
Unter den Linden, Berlin. Holzschnitt um 1890 . . . . . vor Seite 193
Abschied. Karikatur aus dem „Kladderadatsch“ vom 30. März 1890 197
„Das Klagen schadet stets . . .“. Eigenhändiges Widmungsblatt 203
Theodor Fontane. Kreidezeichnung von Max Liebermann nach Seite 208
Der Große Stechlin-See. Photographie von Martin Hürlimann . . . . . vor Seite 209
Federzeichnung zu „Der Stechlin“ von Max Schwimmer . 213

Kataloge der Sonderausstellungen des Schiller-Nationalmuseums

[1.] Heinrich Heine als Publizist. 1956. 22 S. Vergriffen.
[2.] Deutsche Dichtung um 1900. 1956. 29 S. Vergriffen.
[3.] Hermann Hesse. Werk und Persönlichkeit. 1957. 49 S. Vergriffen.
[4.] Rudolf Alexander Schröder. Bearbeitet von Hans Henrik Krummacher. 1958. 47 S. Vergriffen.
5. Die Großen und die Vergessenen. Gestalten der deutschen Literatur zwischen 1870 und 1933. Bearbeitet von Walther Migge. 1959. 45 S. Vergriffen.
6. Friedrich Schiller. Leben, Werk und Wirkung. 1959. 261 S. Vergriffen.
7. Expressionismus. Literatur und Kunst 1910—23. Bearbeitet von Paul Raabe und Ludwig Greve. 1960. 349 S.
8. Albrecht Schaeffer. 1885—1950. Bearbeitet von Rosemarie Lorenz und Werner Volke. 1961. 40 S.
9. Weimar zur Goethezeit. Bearbeitet von Walther Migge und Rosemarie Lorenz. 1961. 67 S.
10. Gerhart Hauptmann. Bearbeitet von Bernhard Zeller. 1962. 391 S.
11. Jean Paul. 1763—1963. Bearbeitet von Eduard Berend und Werner Volke. 1963. 87 S.
12. Oskar Loerke. 1884 · 1964. Eine Gedächtnisausstellung zum 80. Geburtstag des Dichters. Bearbeitet von Reinhard Tgahrt und Tilman Krömer. 1964. 127 S.
13. Gestalten und Begegnungen. Deutsche Literatur seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts. Bearbeitet von Bernhard Zeller in Zusammenarbeit mit den Archivaren und Bibliothekaren des Deutschen Literaturarchivs. 1964. 200 S.
14. Dichter aus Schwaben. Ein Führer durch das Schiller-Nationalmuseum. Bearbeitet von Walther Migge unter Mitwirkung von Tilman Krömer, Werner Volke und Walter Scheffler. 1964. 200 S.
15. Die Insel. Eine Ausstellung zur Geschichte des Verlages unter Anton und Katharina Kippenberg. Bearbeitet von Bernhard Zeller. 1965. 368 S.
16. Auch ich in Arcadien. Kunstreisen nach Italien 1600—1900. Bearbeitet von Dorothea Kuhn. 1966. 288 S.
17. Theodor Heuss. Der Mann, das Werk, die Zeit. Bearbeitet von Eberhard Pikart unter Mitwirkung von Dirk Mende. 1967. 454 S.
18. Wilhelm Hausenstein. Wege eines Europäers. Bearbeitet von Walther Migge. 1967. 203 S.
19. Stefan George. Der Dichter und sein Kreis. Bearbeitet von Bernhard Zeller, Werner Volke, Gerhard Hay. 1968. 422 S.

Die Kataloge können im Buchhandel über den Kommissionsverlag des Schiller-Nationalmuseums, den Kösel-Verlag KG, München, bezogen werden.